3 1761 03611 3116

715.

Practisches Handbuch

zur

statarischen und kursorischen Lectüre

der

teutschen Klassiker,

für Lehrer und Erzieher,

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Vierter und letzter Theil,

welcher die zweite Abtheilung des dritten oder höhern Kursus, die Fragmente der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit, enthält.

Leipzig,
im Schwickertschen Verlage.
1806.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/praktischeshandb04pl

Seinem Freunde,

dem Herrn

D. Tzschirner,

ordentlichem Professor der Theologie auf der

Universität Wittenberg,

gewidmet.

PT
45
P6
V.4

Vorrede.

Dieser vierte Theil beschließt ein Werk, dessen Bestimmung erreicht ist, wenn es wenigstens das Bedürfniß, die teutschen Klassiker eben so stataríſch und kurſoríſch zu lesen, wie die Klassiker des Alterthums, in einem höhern Grade anregt, und, bis etwas Besseres an dessen Stelle tritt, als Mittel dient, die studirende Jugend mit den trefflichsten Schriftstellern unsrer Nation bekannt zu machen. — Durch 458 Fragmente, welche in allen vier Theilen zusammen enthalten sind, ist wenigstens für Abwechselung und Mannigfaltigkeit gesorgt; keine stylistische Form, worin Klassiker geschrieben haben, ist vernachläßigt oder ausgeschlossen worden.

Hätte ich auf einige der frühern Klassiker unsrer Nation, die in der Periode des bei den Teutschen anbrechenden bessern Geschmacks schrieben, gar nicht Rücksicht nehmen wollen; so würde zwar die Ungleichheit die sich dem vertrauten Kenner unsrer einheimischen Literatur zwischen dem Style jener Klassiker der ersten, und dem Style der Klassiker der zweiten und der dritten Periode aufdringt, vermieden, aber von mir eine Ungerechtigkeit gegen Männer begangen worden seyn, die durch ihre Schriften das spätere reifere Zeitalter vorbereiteten, und die sich zu den spätern in formeller Hinsicht vollendetern Klassikern eben so verhalten, wie die ersten Begründer des guten Geschmacks bei den Alten zu den Schriftstellern

aus dem schönsten Zeitalter der griechischen und römischen Literatur.

Immer bleibt es der Hauptzweck dieses Werkes: bei studirenden Jünglingen die Bekanntschaft mit den Klassikern unserer Nation vorzubereiten, die sie so leicht mit dem literarischen Troße der Lesebibliotheken verwechsele; den Geschmack zu reinigen und zu bilden; den Sinn für teutsche Sprache und für stylistische Vollendung in derselben anzuregen, die man so oft noch für eine Sache hält, die sich von selbst finden werde; und das Bedürfniß zu veranlassen, in künftigen Jahren die Klassiker der teutschen Nation im Zusammenhange zu lesen und zu studiren.

Uebrigens bildet dieser vierte Theil mit dem dritten das zusammenhängende Ganze des dritten Kursus der Interpretation teutscher Klassiker, und ist in Hinsicht auf die jeder einzelnen Gattung von Fragmenten vorgesetzte Theorie, so wie in Hinsicht auf die Einleitungen und Noten zu den Fragmenten, ganz nach den Grundsätzen bearbeitet, die in der Vorrede und Einleitung zum dritten Theile aufgestellt worden sind.

Wittenberg, den 9 März, 1806.

Pölitz.

Inhalt.

Einleitung S. 1.

Prosaische Fragmente.

1) Der Geschäftsstyl. 4.

2) Der historische Styl. 9.

A) Zur Naturgeschichte. 18.

1. Ueber das Universum. Batsch. 18.
2. Ein Blick in das Ganze der Natur. Forster. 20.
3. Fragment aus der Naturgeschichte des Menschen. v. Herder. 31.

B) Zur Biographie. 45.

1. Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorf. Sturz. 45.

C) Zur Charakteristik. 56.

1. Horaz. Blümner. 56.

E) Zur Specialgeschichte, Kulturgeschichte, Universalgeschichte und Geschichte der Menschheit. 60.

1. Ueber die Kultur der Araber. Woltmann. 60.
2. Europa in seiner Regeneration. Eichhorn. 64.
3. Ueber die Geschichte der griechischen Poesie. Manso. 70.
4. Entwickelung des politischen Einflusses der Reformation auf Teutschland. Heeren. 81.
5. Ueber die Hierarchie. Johannes Müller. 88.
6. Ueber die Völkerwanderung. Posselt. 98.
7. Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. v. Schiller. 110.

3) Der didactische Styl.

1. Nachruhm. Engel. 129.
2. Lob der Wissenschaften. Garve. 132.
3. Ueber die moralische Ordnung als Basis der Gotteslehre der Vernunft. Heydenreich. 145.
4. Ueber das gegenseitige Verhältniß der geistigen und sinnlichen Anlagen des Menschen. v. Schiller. 153.

5. Platonische Betrachtungen über den Menschen. Wieland. S. 159.
6. Die Bestimmung des Menschen. Fichte. 168.
7. Ueber Liebe und Freundschaft. Herder. 178.
8. Ueber die menschliche Unsterblichkeit. Herder. 181.

4) Der Briefstyl.

1. Brief an d. Grafen Moritz v. Brühl. Gellert. 196.
2. Brief an Weiße. Garve. 199.
3. Aus einem Briefe an Schlosser. Iselin. 203.
4. Aus dem Schreiben an einen jungen Dichter. Wieland. 206.
5. Dedikation. Heydenreich. 212.

Fragmente aus dem Style der Beredsamkeit.

1. Betrachtungen über den gestirnten Himmel. Zollikofer. 221.
2. Der Frühling der Natur, verglichen mit dem Frühlinge des Menschengeschlechts. Delbrück. 231.
3. Wie man das Gefühl einer vernünftigen Unzufriedenheit mit sich selbst in sich unterhalten könne. Reinhard. 238.
4. Von Gottes weiser Vorsehung bei dem Schicksale der großen Männer, die er unserm Geschlechte schenkt. Reinhard. 245.
5. Das Gefühl der Unvergänglichkeit mit welchem wir die Hinfälligkeit alles Irdischen betrachten sollen. Reinhard. 252.
6. Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Starke. 262.

Verbesserung: S. 129 ist ein Fragment von Gellert. Handb. Th. 1. S. 246 ff. nachzutragen.

Einleitung.

Diese zweite Abtheilung des dritten oder höhern Kursus der statarischen und kursorischen Lectüre der teutschen Klassiker ist dazu bestimmt, die verschiedenen Formen des Styls der Prosa und der Beredsamkeit, theoretisch und practisch verbunden, darzustellen, so daß dadurch, da die erste Abtheilung des dritten Kursus die Fragmente aus der Sprache der Poesie enthielt, das ganze Gebiet der stylistischen Formen erschöpft wird.

Die Gründe, warum in diesem dritten und höhern Kursus der Beispielsammlung für die einzelnen stylistischen Formen eine kurze Theorie der stylistischen Form selbst, unter welche die einzelnen Fragmente aus den Schriften der teutschen Klassiker gebracht werden, vorausgehet, sind bereits in der Einleitung zu den Fragmenten der Sprache der Poesie aufgeführt *), so wie auch daselbst der Gesichtspunct, nach welchem in dem dritten und höhern Kursus die Interpretation behandelt wird, verzeichnet, und (S. 5 ff.) eine gedrängte Uebersicht der wesentlichsten theoretischen Principien, welche der Verbindung der Theorie und Praxis bei der Erklärung der teutschen Klassiker einleitungsweise vorausgehen müssen, mitgetheilt worden ist.

Prosaische Fragmente

nach allen einzelnen prosaischen Formen in systematischer Folge derselben.

I.

Drei Vermögen sind es, welche sich in dem geistigen Subjecte des Menschen ankündigen; das Vorstel-

*) Vergl. Th. 3, S. 3. ff.

lungs- das Gefühls- und das Begehrungsvermögen. Das Medium der wörtlichen Bezeichnung und Mittheilung der innern Zustände dieser drei Vermögen ist die Sprache, die zwar — als der Inbegriff der wörtlichen Darstellung — ein in sich zusammenhängendes Ganze bildet, die aber doch in ihren einzelnen Producten, und in der Haltung und Schattirung derselben, das geistige Vermögen erkennen läßt, welchem der nächste Antheil an der Hervorbringung der stylistischen Form zukommt. Ist zunächst das Vorstellungsvermögen in Thätigkeit, und enthält die Darstellung den Ausdruck und die Versinnlichung von unmittelbaren Vorstellungen; so entsteht dadurch in der Darstellung die Sprache der Prosa. Sind es subjective Gefühle, die in der Form der Darstellung mitgetheilt werden; so entsteht die Sprache der Poesie. Sind es Zustände des Begehrungsvermögens, oder angeregte Triebe und Bestrebungen, die innerhalb der stylistischen Form dargestellt werden; so entsteht die Sprache der Beredsamkeit. — In jeder dieser drei wesentlich verschiedenen Darstellungsarten hängt die Vollendung der stylistischen Form von der innigsten Verbindung der Korrectheit und Schönheit ab (Th. 3, S. 8 f.), und die Anwendung der niedern, mittlern und höhern Schreibart (Th. 3, S. 19 f.) ist in jeder dieser Sprache möglich.

2.

Die Sprache der Prosa ist aber die eigenthümliche Bezeichnung unsrer unmittelbaren Vorstellungen (d. h. solcher Vorstellungen, die ursprünglich Vorstellungen, und nicht aus Gefühlen und Bestrebungen hervorgegangen sind) durch die Verbindung und Folge von Worten, die, nach ihrem stylistischen Zusammenhange, das Ganze einer vollendeten Form ausmachen.

3.

Es gibt vier Hauptgattungen des prosaischen Styls. — Der Gang des gewöhnlichen Lebens des

Menschen (das eigentliche prosaische Leben) liefert die Stoffe des prosaischen Styls. Zu diesem gewöhnlichen Leben gehören

a) die gesellschaftlichen Verhältnisse des Menschen, in wiefern er Bürger des Staates und Mitglied eines besondern Standes in demselben ist. Die Form der Bezeichnung dieser Verhältnisse enthält der Geschäftsstyl. Er erhält im Einzelnen so viele Modificationen, als es viele und isolirt für sich bestehende Verhältnisse des öffentlichen und bürgerlichen Lebens gibt.

b) Das Leben der Individuen und der Staaten besteht aus einer engverknüpften Reihe einzelner Begebenheiten; die Veränderungen der unbelebten Natur und ihrer Geschöpfe sind ebenfalls der Aufmerksamkeit und Aufbewahrung werth. Wenn nun jene Begebenheiten und diese Veränderungen mit Sicherheit und Bestimmtheit erhalten werden sollen; so gibt es kein anderes Mittel, als die Sprache. Die stylistische Form aber, durch welche jener aus Factis bestehende Stoff aufbewahrt wird, heißt der historische Styl.

c) Der Mensch fühlt das Bedürfniß, das Gebiet seiner wissenschaftlichen Kenntnisse zu ordnen; sie unter gewisse Fächer zu gruppiren; das Empirische von dem Apriorischen zu trennen; die Ansichten und Meinungen Anderer zu prüfen; die Summe seiner gesammelten Kenntnisse und seiner gemachten Erfahrungen Andern mitzutheilen, und durch seine Mittheilungen bei Andern die Bearbeitung und Prüfung desselben Gegenstandes zu veranlassen u. s. w. Die stylistische Form, durch welche nun Einheit und systematische Haltung in die Darstellung der subjectiven Erkenntniß kömmt, ist der didactische Styl.

d) Der Briefstyl endlich ist die Bedingung der Unterhaltung mit abwesenden Personen und der nöthigen Mittheilungen an dieselben. Durch ihn soll die zwischen Individuen, welche sich kennen, angeknüpfte Verbindung, auch nach ihrer gegenseitigen Trennung fortdauern und fortgesetzt werden, und zwar auf dieselbe Weise, als wären die Abwesenden gegenwärtig. Deshalb muß der Brief ganz das Gepräge der mündlichen Unterredung tragen, welche wir mit den Abwesenden persönlich unterhalten würden, wenn sie anwesend wären; er muß daher auch ganz den allgemeinen oder besondern Verhältnissen entsprechen, in welchen wir zu den Abwesenden stehen.

4.

Von diesen vier Gattungen des prosaischen Styls können, in einer Interpretation teutscher Klassiker, nur

der historische und der didactische mit einer gewissen Vollendung der vorhandenen Formen aufgeführt werden. Denn theils liegt die Sphäre des Geschäftslebens an sich schon dem Lebensalter der Jugend, wohin die Interpretation der Fragmente teutscher Klassiker gehört, noch zu fern, und der Jüngling umschließt die politischen Verhältnisse der Staaten, so wie die einzelnen Gattungen des Gerichts- und Privatgeschäftsstyls nicht mit Interesse; anderntheils sind auch in dem Geschäftsstyle keine klassischen Producte vorhanden, da sein Werth zunächst von seiner Brauchbarkeit, mithin ausschließend von der stylistischen Eigenschaft der Korrectheit, nicht aber von der unauflöslichen Harmonie zwischen Korrectheit und Schönheit, abhängt. — Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Briefstyle. Nicht, als ob nicht treffliche, und gewiß klassische Briefe von den Teutschen geschrieben würden; aber die wenigsten derselben werden öffentlich bekannt, und können auch, nach den individuellen Verhältnissen der beiden Schreibenden, nicht öffentlich bekannt werden, sondern ruhen in den Geheimnissen der Freundschaft und der engern Familienverbindung. Nur wenige von klassischen Schriftstellern herrührende Briefsammlungen, die im Drucke erschienen sind, können daher für den Zweck dieses Handbuches benutzt werden.

1) Der Geschäftsstyl.

1.

Obgleich aus dem Geschäftsstyle keine klassischen Muster in der teutschen Sprache vorhanden sind; so gehört doch, wegen der Vollständigkeit der stylistischen Formen, eine kurze Theorie desselben hieher.

(Es sind zwar in neuern Zeiten mehrere auch in stylistischer Hinsicht gut geschriebene Kabinetsordern in den preußischen und bayrischen Staaten (die übersetzten französischen und russischen gehören nicht hieher) bekannt gemacht

worden; aber ihre localen und oftmals nur für das Interesse des Augenblicks berechneten Beziehungen entziehen ihnen jenen klassischen Werth, der wegen der unauflöslichen Harmonie der Korrectheit und Schönheit in der **Verbindung von Stoff und Form**, so lange bleibend ist, als die Sprache in ihrer stylistischen Reinheit und Schönheit besteht, in welcher die klassischen Producte mitgetheilt wurden.)

2.

Mit dem Ausdrucke: **Geschäfte** bezeichnen wir alle diejenigen Aeußerungen unserer Thätigkeit, welche von unserm Wirkungskreise als Bürger des Staats und als Mitglied eines besondern Standes in demselben abhängen. Diese Geschäfte sind so verschiedenartig, als die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens selbst verschiedenartig sind. — Der **Geschäftsstyl** umschließt daher diejenigen stylistischen Formen, welche den gegenseitigen Verhältnissen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens selbst angemessen sind, und seine **Untergattungen** müssen den ganzen Kreis dieser Verhältnisse und Beziehungen erschöpfen.

3.

Der Staat bildet, als abgeschlossenes Ganze, einen rechtlichen Verein, an dessen Spitze die Regierung stehet, die sowohl gegen die Regierungen anderer Staaten, als auch gegen die Bürger und Mitglieder ihres eigenen Staates gewisse Verhältnisse geltend macht, deren Ausdruck in der Mitte des Geschäftsstyls liegt. — Der Staat ist aber auch die Bedingung eines rechtlichen Vereins zwischen den einzelnen Individuen und Korporationen (Ständen und Zünften), die zu ihm gehören; es muß daher auch einen Ausdruck und eine Bezeichnung dieser Verhältnisse zwischen Korporationen und Korporationen, zwischen Individuen und Korporationen, und zwischen den einzelnen Individuen selbst geben, welche in den Kreis des Geschäftsstyls gehören.

4.

Der Geschäftsstyl zerfällt daher in folgende Untergattungen:

A) **Styl für die öffentlichen Geschäfte**, oder der **höhere Geschäftsstyl**. Er heißt auch der **Kurial-** oder **Kanzleystyl**. Die öffentlichen Angelegenheiten werden aber verhandelt in dem **Hofstyle** und in dem **Gerichtsstyle**, den beiden Unterarten des Kanzleystyls.

1) Der **Hofstyl** enthält die Bezeichnung und den Ausdruck derjenigen Verhältnisse, in welchen der Staat, als eine moralische Person, gegen **andere Staaten** und gegen seine **eignen Bürger** steht, und inwiefern der Staat durch seine Regierung **repräsentirt** wird. Zu ihm gehört:

a) der **Hofstyl für die auswärtigen Angelegenheiten**, inwiefern ein Staat gegen die andern, mit ihm zur großen europäischen Staatenrepublik gehörenden, Staaten seine Rechte und die Rechte seiner Bürger geltend macht. Dies geschieht

aa) sowohl in **öffentlichen Verhandlungen** und gegenseitigen Bekanntmachungen der einzelnen Staaten; z. B. in **Unterhandlungen, Verträgen, Vergleichen, Bündnissen, Manifesten, Kriegserklärungen, Friedensschlüssen** u. s. w.

bb) als auch in **geheimen Negociationen**, wohin die **Noten** gehören, welche der inländische Hof über Angelegenheiten, die nicht zur Publicität gelangen sollen, andern auswärtigen Höfen und deren Gesandten, oder welche auswärtige Höfe und deren Gesandte dem inländischen Hofe mittheilen.

b) der **Hofstyl für die innern Staatsangelegenheiten**, inwiefern nämlich durch die gegenseitige Beziehung der Regierung auf die Bürger, und der Bürger auf die Regierung der Ausdruck des rechtlichen Verhältnisses vermittelt wird, in welchem sie gegen einander stehen. Dahin gehören

aa) die **Verhandlungen der Regierung mit allen Bürgern ihres eignen Staates**, um deren Rechte schriftlich sicher zu stellen, z. B. **Wahlkapitulationen, Landtagsordnungen, Recesse, Vergleiche mit einzelnen Ständen, festgesetzte Steuern und Abgaben, Decrete, Mandate, Patente, Reskripte, Bestallungen, Privilegien** u. s. w.

bb) die **Verhandlungen der Bürger eines Staats mit der Regierung**; z. B. **Bittschriften, Gesetze, Memoriale, Berichte, Klagen, Beschwerden, Anhaltungsschreiben** u. s. w.

2) Der **Gerichtsstyl** ist die zweite Unterart des Kurialstyls. Er enthält den Ausdruck der Anerkennung der rechtlichen Verhältnisse der Staatsbürger und der einzelnen Stände eines Staates unter sich selbst, **unter der Garantie und im Namen der Regierung.** Durch den Gerichtsstyl werden die **wirklichen** Rechte der Mitglieder eines Staates näher gegen einander bestimmt, und die **streitigen** Rechte gegen einander entschieden und ausgeglichen. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der **Justiz** und **Policey**, mithin: **Citationen, Protocolle, Relationen, Klagschriften, Protestationen, Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Attestate, Consense, Contracte, Steckbriefe, Kundschaften, Geburtsbriefe, Testimonia, Vollmachten, Testamente, Trauscheine, Todtenscheine** ꝛc.

B) **Styl für die Privatgeschäfte, oder der niedere Geschäftsstyl.** Er enthält die Darstellung derjenigen rechtlichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche, ohne Mitwirkung und Dazwischenkunft der Obrigkeit, zwischen den Staatsbürgern, als solchen, selbst verhandelt und berichtigt werden können. Inwiefern nämlich jedes Individuum im Staate die Rechte seiner Mitbürger, mit denen es in Verbindung und Wechselwirkung stehet, garantiren und aufrecht erhalten soll; insefern enthält der niedere Geschäftsstyl die Bezeichnung und den Ausdruck dieser Anerkennung in allen den Angelegenheiten, wo das gegenseitige Wort und die schriftliche Zusicherung des Einen hinreichend sind für die Vollziehung der gethanen Versprechungen. Dahin gehören: **Obligationen, Quittungen, Zeugnisse, Reverse, Vollmachten, Abschiede, Miethsverträge, Annoncen, Avertissements** in Zeitungen und Flugblättern u. s. w. Selbst der **Geschäftsbrief**, der mit den übrigen Briefgattungen, die unter der Theorie des Briefstyls dargestellt werden, nichts als die zufälligsten äußern Merkmale gemein hat, gehört zum Geschäftsstyle, da er blos nach den Regeln von Geschäftsaufsätzen, mit unmittelbarer Beziehung auf eine abwesende Person, bearbeitet werden kann.

5.

Der Geschäftsstyl steht, wie jede andere Gattung des prosaischen Styls, unter dem Gesetze der Form; doch ist er, in practischer Hinsicht, bis itzt am meisten vernachläßigt, und trägt zu sehr noch das Gepräge der Vorzeit. Wenn gleich einige Regierungen (z. B. die preußische und bayrische) den Anfang gemacht haben, die

bessern Formen eines jüngern Zeitalters auf den Hofstyl überzutragen, so ist dies doch nur wenig nachgeahmt, und am allerwenigsten auf den veralteten Gerichtsstyl angewandt worden. — Zwar wird er, selbst in seiner vielleicht zu erwartenden künftigen Vervollkommnung, nie zu jener Reinheit, Schönheit und Würde der Form sich erheben, daß seine Producte den andern stylistischen Formen teutscher Klassiker an die Seite gestellt werden könnten, weil der Stoff, den er behandelt, wohl historisch und politisch wichtig, aber nie stylistisch interessant werden kann; demungeachtet wird er, in Hinsicht auf die Darstellung, gewinnen, wenn man ihn wenigstens unter das Gesetz der Reinigkeit des Ausdrucks bringt, und sich in demselben der widerlichen Provinzialismen, des schwerfälligen Periodenbaues, und der für die meisten Volksklassen unverständlichen Terminologieen enthält.

6.

Die Courtoisie aber wird immer eine besondere Eigenthümlichkeit des Geschäftsstyls bleiben. Sie besteht in dem bestimmten Festhalten der durch gewisse willkührlich angenommene Ausdrücke und Formeln festgesetzten Bezeichnung der äußern Würde und gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Staatsmitglieder gegen sich selbst, gegen das Staatsoberhaupt und dessen unmittelbare Diener, so wie der letztern gegen die übrigen Staatsbürger, ohne weder aus Unwissenheit, noch aus Absicht gegen die einmal in den bürgerlichen Verhältnissen recipirten Formen der Konvenienz zu verstoßen. — Zwar ist die Courtoisie an sich ein gewisser Mechanismus, bei dem man sich nichts denkt, und befördert die Einförmigkeit, Trockenheit und Schwerfälligkeit des Geschäftsstyls; allein bei den gegenwärtig bestehenden Staatsformen kann sie nicht durch einzelne Individuen aufgehoben und vernachläßigt werden, ob es gleich eben so fehlerhaft ist, wenn man sie übertreibt, als wenn man sie vermindert.

7.

Unter den drei Schreibarten eignet sich die niedere am meisten und beinahe ausschließend zu den Darstellungen im Geschäftsstyle; doch kann auch, besonders im Hofstyle, die mittlere in einzelnen Fällen, nie aber darf die höhere gebraucht werden.

2) Der historische Styl.

1.

Der Mensch gehört, nach seiner Organisation, einer Körperwelt an, in welcher ein ununterbrochener Wechsel der Veränderungen getroffen wird, und inwiefern alle ihre Geschöpfe und die Vorgänge in dem Reiche derselben, nur durch ein flüchtiges Daseyn sich ankündigen, und, wie in einem ewigen Strome, von andern nachfolgenden verdrängt werden, bezeichnen wir diese Geschöpfe und Vorgänge mit dem allgemeinen Namen: **Erscheinungen**, und nennen die ganze **Masse** dieser Erscheinungen: den **Kreis der Erfahrung**. Der **historische Stoff** ist aus diesem unermeßlichen Gebiete entlehnt, und unsre Vorstellungen von diesen Erscheinungen, die wir in der Anschauung auffassen, darzustellen, ist die Aufgabe an den **historischen Styl**. In seinem Umfange liegt der ganze **gegenwärtige und vergangene Kreis der Erfahrung**; zu ihm gehören alle Erscheinungen, sie mögen nun **als neben einander im Raume**, oder **als nach einander in der Zeit** wahrgenommen werden.

2.

Soll aber der historische Styl den Kreis der Erfahrung **nach Gegenwart und Vergangenheit** darstellen; so müssen die Erscheinungen und Thatsachen, wie sie bereits in der Vorstellung zur Einheit verbunden sind, auch in der Darstellung zu einem **nothwendigen Zusammenhange** verknüpft werden, und diesen nothwendigen

Zusammenhang der Darstellung muß, weil den Vorstellungen von jenen Erscheinungen eine Anschauung des äußern Sinnes zum Grunde liegt, ein Bild vermitteln, das der innere Sinn umfaßt, in welchem er zwar die einzelnen Theile, aus welchen es erfahrungsmäßig besteht, unterscheiden, aber auch den Zusammenhang und die Verbindung dieser einzelnen Theile, vermittelst der Form der Darstellung, wahrnehmen kann. Die äußere Anschauung muß also in eine innere verwandelt werden, und neben der Vorstellung von dem angeschauten Gegenstande, welche zunächst der Darstellung zum Grunde liegt (weil keine Darstellung ohne Vorstellung möglich ist), muß durch die Darstellung ein Bild von dem dargestellten Gegenstande hervorgebracht werden, das mit der Vorstellung von demselben in dem genauesten Zusammenhange stehet.

3.

Da also die Phantasie bei der Hervorbringung der historischen stylistischen Form thätig seyn muß, um sie als eine Erscheinung des innern Sinnes eben so festzuhalten, wie die unmittelbare Anschauung dem äußern Sinne angehört; so muß auch in der Form der historischen Darstellung der Zusammenhang der Korrectheit und Schönheit so sichtbar werden, daß die ganze Darstellung vernichtet werden müßte, wenn man diesen Zusammenhang trennen, oder analysiren wollte. Unter allen Gattungen des profaischen Styls ist nämlich der historische Styl der höchsten Versinnlichung fähig, weil sein Stoff das Objective ist, das, vermittelst der Form, als eine vollendete (d. h. durch die subjective Bildung und Kraft des darstellenden Historikers hervorgebrachte) Totalität erscheinen soll.

4.

Die sogenannte historische Kunst kann daher in nichts anderm bestehen, als in der Hervorbringung einer solchen stylistischen Form, in welcher das angeschaute Objective (die Masse der isolirten Erscheinungen

und Thatsachen) durch die innigste Harmonie der Korrectheit und Schönheit in der Darstellung zur Totalität erhoben wird. Dazu gehört denn zunächst eine solche **Gruppirung** des Mannigfaltigen in den einzelnen Erscheinungen und Thatsachen, daß der Kausalzusammenhang derselben unter sich in der Form versinnlicht wahrgenommen werde.

5.

Der Kreis der Erfahrung umschließt die **Gegenwart und Vergangenheit**; der historische Styl stellt daher beide in allen seinen einzelnen Formen dar. Die Darstellung selbst heißt in Hinsicht auf die Gegenwart: **Beschreibung**; in Hinsicht auf die Vergangenheit: **Erzählung**. Die **Beschreibung** stellt die Erscheinungen und Veränderungen **im Raume**, die **Erzählung** die Facta der Vergangenheit **nach der Zeitfolge** dar. Die Totalität der stylistischen Form selbst aber hängt von der lebensvollen Versinnlichung der dargestellten Erscheinungen und Facten ab.

6.

A) Der **beschreibende historische Styl** zerfällt in den **naturbeschreibenden** und **geographischen**.

1) Die **Naturbeschreibung** (oft fälschlich: Naturgeschichte genannt) ist entweder **allgemein**, oder **speciell**. Die erste objectivisirt die ganze Natur, als ein abgeschlossenes Ganze, und stellt zugleich das Verhältniß unsrer Erde zu den übrigen Weltkörpern (den isolirten Theilen des Ganzen) in der **Uranographie** dar. — Die **specielle** Naturbeschreibung aber objectivisirt die einzelnen Theile nach dem, aus dem **Begriffe des Organismus** hervorgehenden, Princip für die Klassifikation der einzelnen Gattungen und Arten der Organisationen. — Der naturbeschreibende Styl ist daher:

a) **Minerographie**; Beschreibung der unorganischen Gegenstände;

b) **Phytographie**; Beschreibung der Erscheinungen des Organismus **in der Pflanzenwelt**;

c) **Zoographie**; Beschreibung der Erscheinungen des Organismus **in der Thierwelt**;

d) **Anthropographie**; Beschreibung der Erscheinung des **menschlichen Organismus.**

2) Der **geographische Styl** stellt die Erde und ihre Gegenstände in Beziehung auf die darauf berechneten **politischen** Verhältnisse des menschlichen Geschlechts dar. Zu ihm gehört:

a) **physikalische Geographie**; Darstellung der physikalischen Beschaffenheit der Erde in Hinsicht auf Boden, Klima, Jahreszeiten, Producte, Thiere, Naturveränderungen u. s. w.

b) **politische Geographie (Chorographie)**; Darstellung der gegenwärtigen **örtlichen** Verhältnisse der Menschen und Völker, in Angemessenheit zu dem Theile der Erde, den sie bewohnen;

c) **Statistik**; Darstellung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse der Staaten, nach ihrem Umfange, nach ihrer Bevölkerung, nach ihrer Konstitution, Regierungsart, Religion, nach ihrem Handel und Verkehr mit andern Völkern, nach dem Verhältnisse der verschiedenen Stände unter sich, nach ihren Sitten, Künsten, nach ihrer wissenschaftlichen Kultur u. s. w.

d) **Reisebeschreibungen**; Darstellung der Resultate einsichtsvoller Reisenden über die an Ort und Stelle über fremde Völker und Reiche gemachten Beobachtungen und Erfahrungen u. s. w.

(Obgleich die Naturbeschreibung und das Feld der Geographie von den Teutschen mit großem Fleiße und glücklichem Erfolge angebauet worden ist; so kann man doch die **stylistische Darstellung** derselben **nicht klassisch** nennen, wenn gleich (das Wort **klassisch** in einer **weitern** Bedeutung genommen) die erschöpfende Bearbeitung des Stoffes oft klassisch und musterhaft genannt zu werden verdient. Nur im Felde **der Reisebeschreibungen** haben einige teutsche Originalschriftsteller — denn Uebersetzungen gehören nicht hieher — auch die Klassicität der stylistischen Darstellung erreicht; aber viele dieser Reisebeschreibungen tragen wieder zu sehr das Gepräge des augenblicklichen Interesse, das, bei veränderten politischen Verhältnissen, sogleich wieder eine andere Richtung erhält so daß z. B. die Reisebeschreibungen, die **vor** der **französischen Revolution** über die meisten europäischen Staaten erschienen sind, beinahe für veraltet erklärt werden müssen); oder sie tragen das Kolorit des darstellenden Individuums, dessen politische Urtheile, dessen Standesverhältnisse u. s. w. nicht selten zu stark, selbst unter dem schönen stylistischen Gewande, hervorschimmern.)

7.

B) Der erzählende historische Styl stellt dar, wie sich das entwickelte und entstand, was der beschreibende historische Styl unter der Form der Gegenwart versinnlicht. Er entlehnt seine Stoffe aus allen mündlichen, schriftlichen und artistischen Ueberlieferungen von Erscheinungen und Thatsachen, die sich aus dem Strome der Vergangenheit gerettet haben. — Seine Untertheile sind: Naturgeschichte und Menschengeschichte.

1) Die Naturgeschichte, in diesem richtigern Sinne des Wortes, enthält:
   a) Geschichte des Kontinents;
   b) Geschichte des Meeres;
   c) Geschichte der Thierarten;
   d) Geschichte der Menschenspecies, nach den Veränderungen und einzelnen Erscheinungen des physischen Organismus des Menschen.

2) Die Menschengeschichte begreift alle Veränderungen und Thatsachen in sich, welche eine unmittelbare Wirkung der Freiheit sind. Sie ist in dieser Hinsicht:
   a) Geschichte der Individuen; denn das Ganze der Menschheit besteht aus Individuen, die unter dem Gesetze der Freiheit sich entwickelten und wirkten (hierher gehören: Lebensbeschreibungen, Biographieen, Charakteristiken, Anekdoten, der lapidarische Styl ꝛc.)
   b) Geschichte einzelner Familien, Gesellschaften, Stände und Verbindungen;
   c) Geschichte einzelner Völker, Reiche und Staaten;
   d) Universalgeschichte; Geschichte der Allheit von Individuen, welche das menschliche Geschlecht ausmachen.

8.

Wenn nach dem (§. 6. 7.) angestellten Versuche die ganze Masse des historischen Stoffes unter gewisse Klassen gebracht erscheint; so kann die Darstellung dieses Stoffes im Style selbst nach gewissen einzelnen Formen charakterisirt werden. Diese einzelnen stylistischen Formen der historischen Darstellung sind:

a) Die **Erzählung.** Sie beschäftigt sich mit der Darstellung **Eines Factums**, das in der Ueberschrift oder im Eingange angekündigt ist, und das durch die Darstellung zur Einheit der Form erhoben wird. Durch diese Form werden daher die einzelnen Momente des Factums, die dabei interessirten Individuen, der Erfolg desselben u. s. w. zu einem Ganzen verbunden, wo um das Factum, als den Hauptbegriff in der Darstellung, sich alles in einem freien Leben bewegt.

b) ie **Beschreibung.** Sie verbindet gewisse Erscheinungen **der Gegenwart**, die unter sich im Zusammenhange stehen, sie mögen nun entweder zur Natur- oder zur Menschenwelt (nach ihrer itzigen Einrichtung und Verfassung) gehören, zu dem Ganzen einer in sich vollendeten stylistischen Form. Deutlichkeit, lichtvolle Ordnung, bequeme Uebersicht, umschließende Darstellung des ganzen Stoffes und Einfachheit in der Bezeichnung, sind die charakteristischen Merkmale der Beschreibung.

(Auch die **tabellarische Methode** in der Naturbeschreibung gehört hierher.)

c) Die **Schilderung.** Sie beruht auf der **erhöhten Versinnlichung** der dargestellten Erscheinungen in der Natur oder in der Menschenwelt, die **durch die Form** bewirkt wird, und kann sowohl dem beschreibenden, als dem erzählenden historischen Style zugehören. Diese Versinnlichung darf aber die historische Wahrheit nicht beeinträchtigen, und nicht die **vollendetste** historische Form in eine **poetische** Form verwandeln. Sie concentrirt nur die einzelnen Momente der Erscheinungen, und die einzelnen Züge der darzustellenden Thatsachen zu einer lebensvollern Haltung, als in der gewöhnlichen historischen Darstellung geschieht, und befriedigt die Phantasie durch die Vollendung der Form in demselben Grade, wie den Historiker durch die Wahrheit und den Kausalzusammenhang der Thatsachen.

d) Die **Biographie.** Sie ist die Darstellung des Lebens eines menschlichen Individuums in einer vollendeten stylistischen Form. Das Individuum steht im Mittelpuncte der Darstellung, so daß man durch die Darstellung eine lichtvolle und vollständige Uebersicht über den ganzen Gang der Entwickelung und Ausbildung, und über die ganze Wirksamkeit dieses Individuums, so wie über den Einfluß desselben auf den unmittelbaren Kreis seiner Zeitgenossen erhalten muß. Der Biograph darf weder der Lobredner, noch der Gegner des darzustellenden Individuums seyn; er muß **völlig neutral** erscheinen, und Wahrheit muß ihm über alles gelten. Dabei aber kann er **psychologisch** die subjective Ausbildung und die Art der Thätigkeit

des dargestellten Individuums motiviren, um das Leben desselben als ein zusammenhängendes Ganze darzustellen. — Sobald diese Bedingungen nicht berücksichtigt werden, erhält man entweder einen trocknen **Lebenslauf**, oder einen exaltirten **Panegyricus**, statt einer Biographie. — Die größte Vorsicht und Prüfung verdienen die **Selbstbiographieen**.

e) Die **Charakteristik**. Sobald man zwischen Biographie und Charakteristik genau unterscheidet, bestehet das Wesentliche der letztern darin, daß sie bei der Darstellung eines Individuums *nach einem dabei angenommenen psychologischen Princip* verfährt, das sie in der Einleitung ankündigt, und welches durch das Ganze der Form gehalten und durchgeführt wird. Sie verändert und gestaltet zwar die Begebenheiten und Wirkungen des dargestellten Individuums nicht zu Gunsten dieses Princips; aber sie verfährt **teleologisch**, indem ihr das Individuum, nach seinem ganzen pragmatisch entwickelten Leben, nur dazu dient, eine höhere Wahrheit, oder einen allgemeinen Satz zu versinnlichen. — Es erhellt daraus, daß nur **sehr merkwürdige** Männer sich zur Charakteristik eignen, die entweder auf ganze Staaten, oder auf ganze Wissenschaften und deren Umgestaltung einen entschiedenen Einfluß gehabt haben (**Cäsar, Colom, Friedrich 2., Cook, Kant** ꝛc.). Inwiefern nämlich die großen Veränderungen, die diese Männer bewirkten, ihren Grund in dem **intensiven Leben** derselben hatten; insofern müssen jene Wirkungen aus dem **kosmopolitisch-teleologischen** Standpuncte gefaßt und an die Spitze der Darstellung gestellt werden, dahingegen das **Accidentelle** in ihrem Leben, (ihre äußern Schicksale, Geburt, häusliche Verhältnisse ꝛc.) das in der Biographie ausführlich erörtert wird, hier im Hintergrunde erscheint, weil der **weltbürgerliche Einfluß** derselben der Hauptpunct ist, um welchen sich alles bewegt.

f) Die **Anekdote und der lapidarische Styl**. Die Anekdote enthält die Darstellung einer einzigen Begebenheit, oder einer einzigen Aeußerung eines Individuums, welche sich entweder durch ihre Neuheit und Originalität, oder durch ihren Zusammenhang mit andern Umständen so auszeichnet, daß sie isolirt dargestellt werden, und durch die Form der Darstellung Interesse erregen kann. — Gewöhnlich gehört sie, vermittelst des Individuums, von welchem sie erzählt wird, zur Biographie. Der **Form** nach, muß sie kurz und kräftig dargestellt, und alles auf die **Pointe**, d. h. auf den eigentlichen charakteristischen Punct in derselben, hingeleitet werden. — — Der **lapidarische Styl** besteht zunächst in Inschriften, welche

auf öffentlichen Denkmälern (Grabmälern Ehrensäulen, Münzen u. s. w.) das Andenken an gewisse ausgezeichnete Personen und denkwürdige Begebenheiten erhalten sollen. Wahrheit und kraftvolle Kürze kann hier allein von Wirkung seyn.

g) Die **Specialgeschichte.** Die Bestimmung derselben ist die Darstellung der Schicksale und Handlungen einer **Mehrzahl** von Individuen, unter einer der Korrectheit und Schönheit angemessenen stylistischen Form. Das Familienleben, die Geschichte ganzer **Korporationen, Stände, Geschlechter, Gesellschaften, Orden, Zünfte** u. s. w., so wie der **einzelnen Staaten** gehört in ihren Umkreis. Soll die Specialgeschichte unter der Einheit einer stylistischen Form erscheinen; so muß sie, durch die Darstellung, eine jede Korporation und einen jeden Staat **als einen vollendeten Organismus** versinnlichen, so daß man die **Verfassung** desselben, als den Mittelpunct seines **innern Lebens**, und alle die einzelnen Beziehungen seiner Entwickelung und Ausbildung nach ihrem Verhältnisse zu seiner vollendeten **organischen** Reife kennen, und in ihrem Zusammenhange würdigen lernt.

h) Die **Kulturgeschichte.** Sie ist ihrem Ursprunge und ihrer Bestimmung nach Specialgeschichte. Nur uneigentlich kann man die Geschichte des **physischen** Menschen zu ihr ziehen, die der Naturgeschichte angehört; die Geschichte **des geistigen Lebens** ist ihre eigenthümliche Sphäre. Deshalb steht auch bei der Kulturgeschichte **kein Volk**, sondern ein **Begriff** an der Spitze der Darstellung, der Begriff der **Kultur**, der aus der Perfectibilität der Menschen hervorgehet, und in die drei Untertheile der **intellectuellen, ästhetischen** und **moralischen** Kultur zerfällt. Die Entwickelung dieser Begriffe enthält das leitende Princip für die stylistische Darstellung der **einzelnen Momente** der Kultur, so daß **alle** dazu gehörige Facta, entlehnt aus der Geschichte **aller** Völker des Erdbodens, unter diesen Begriff gebracht, und, vermittelst der Festhaltung desselben, zur Totalität der Form verbunden werden. — Aus dem Begriffe der **intellectuellen Kultur** gehet die Geschichte der **einzelnen Wissenschaften;** aus dem Begriffe der **ästhetischen Kultur** die Geschichte der **einzelnen Künste,** und aus dem Begriffe der **moralischen Kultur** die Darstellung dessen hervor, was zum moralischen Leben des Menschen gehört: Geschichte der **Sittlichkeit**, der **Sitten**, der **Religion**, der einzelnen positiven **Religionen**, des **rechtlichen Vereins**, der **Gesetzgebung**, **Politik** u. s. w.

i) Die **Universalgeschichte** (unrichtig: **Weltgeschichte** genannt) umschließt die **ganze Vergangenheit** des menschli-

chen Geschlechts, seit seinem Entstehen auf dem Erdboden, bis auf den gestrigen Tag. Der Umkreis derselben ist in der That unermeßlich, und diesen ungeheuern, in der Specialgeschichte nach den Gesetzen der historischen Kritik bearbeiteten, Stoff zu einer lebendigen Form, die innere Einheit hat, zu gestalten, ist die Aufgabe an den Stylisten der Universalgeschichte. Soll seine Darstellung befriedigen, so müssen **Synchronismus** und **Chronologie**, in ihr aufs unzertrennlichste, aber auch **aufs zweckmäßigste** verbunden seyn. Der **Synchronismus** vermittelt nämlich für die Phantasie das **Bild des Gleichzeitigen**; die **Chronologie**, aber für den Verstand die **Kette der Aufeinanderfolge** der einzelnen Facten.

k) **Geschichte der Menschheit.** Sie muß, unabhängig von jedem philosophischen Systeme, auf den **reinen Begriff** der Menschheit gegründet, übrigens aber **durchgehends auf Facta** aufgeführt werden. Sie setzt eine vollendete und vollständige Bearbeitung **aller** einzelnen untergeordneten Theile der Kulturgeschichte voraus, und ist die Darstellung dessen, **was** das menschliche Geschlecht, **als Gattung**, geworden ist, unter der Totalität einer vollendeten stylistischen Form. — Zur Bearbeitung der Geschichte der Menschheit gehört ein Historiker, der in demselben Grade Philosoph ist, wie er das unermeßliche Gebiet der Universalgeschichte umschließt.

Bereits in den beiden ersten Theilen dieses Handbuchs sind mehrere historische Fragmente aus verschiedenen Formen des historischen Styls aufgenommen worden, auf welche, der Vollständigkeit wegen, hier zurückgewiesen wird.

Zur **Biographie** gehört:

Ueber Cook, den Weltumsegler; von **Lichtenberg**, Th. 2, S. 350 ff.

Zur **Specialgeschichte**:

Charakter der Teutschen und ihres Landes; von **Joh. v. Müller**, Th. 1, S. 363 ff.

Der Abfall der Niederlande von der spanischen Regierung; von **v. Schiller**, Th. 2, S. 18 ff.

Zur **Kulturgeschichte**.

Ueber Griechenlands früheste Kultur; von **v. Herder**, Th. 1, S. 61 ff.

Ueber die ältere Poesie in Teutschland; von **Eichhorn**, Th. 2, S. 233 ff.

Die Waldenser und Wikliff; von **Spittler**, Th. 2, S. 400 ff.

Zur Geschichte der Menschheit.

Sind Kultur und Luxus den Völkern wohlthätig? von Sturz, Th. 1, S. 395 ff.

Ueber die Revolutionen in der Geschichte; von Heeren, Th. 2, S. 113 ff.

Pragmatische Resultate über die Periode von Alexander bis auf August; von Beck, Th. 2, S. 381 ff.

A) Zur Naturgeschichte.

1.

Ueber das Universum,

von Batsch.

(Der bereits im Jahre 1802 früh verewigte Batsch war ein Mann, der die Naturgeschichte mit philosophischem Geiste umschloß und behandelte. Unter seinen Schriften zeichneten sich besonders aus: Versuch einer historischen Naturlehre, 2 Th. 1789 f. — Geschichte der Thiere und Mineralien, 2 Th. 1793 ff. — Botanik für Frauenzimmer, und der Umriß der gesammten Naturgeschichte, Jena, 1796, aus welchem S. 3 ff. das nachstehende Fragment entlehnt ist. Es ist von Seiten der stylistischen Form nicht vollendet; aber getreu geschildert und kräftig gehalten.)

Die glänzenden Kugeln, die wir als Sterne, mit bloßen Augen sehen, und in immer unermeßlichern[1] Entfernungen und unzähligern Anhäufungen in den Tiefen des Weltraumes durch unsre Fernröhre gewahr werden, scheinen das letzte Maas von Körpergröße in der ganzen Natur, und der Aufenthalt aller andern bestimmtern Wesen außer der übrigen Flüßigkeit des Weltraumes zu seyn.

Die feststehenden Sterne, mit selbstständigem, oft flimmernden Lichte, heißen Fixsterne, und sind Son-

1 unermeßlich — das hier ohnedies im Comparativ steht, ist durch immer nicht ganz zweckmäßig gesteigert.

nen, wie die unsrige; in der **Milchstraße** und den **Nebelsternen** sind sie unzählbar zusammengehäuft. Andere Sterne verändern ihren Stand gegen die übrigen, haben erborgtes gleichförmiges Licht von unsrer Sonne, denn die entferntern sehen wir nicht, und bewegen sich in Wahrheit [2] um dieselbe; die sonderbarsten von ihnen, mit einem leuchtenden Schattenschweife heißen **Kometen**, oder Schwanzsterne, und sind vielleicht in der ersten Bildung begriffene Welten [3]; gleichförmiger bewegen sich um die Sonne die Planeten oder Irrsterne, zu denen unsere Erde gehört, und um diese letztern bewegen sich die Trabanten oder Monde. Bei Planeten und Monden hat man Aehnlichkeit mit der Oberfläche unsrer Erde entdeckt; jeder Körper mag indeß seine eigenthümliche Anlage besitzen.

Im ganzen Weltraume scheinen gewisse **Urkräfte** zu wirken, deren Erscheinungen uns auch hier schon bekannt werden. Sie wirken, wie die durch thierische Werkzeuge geäußerten Kräfte, in gewisser **Richtung**, und werden vom Widerstande eben so bestimmt **zurückgetrieben**; sie sammeln sich aber auch um gewisse Körper an, und haben sonst noch das Gepräge, nicht bloß von Kräften, sondern von **eignen Stoffen**. Ihre wahre Natur ist zu räthselhaft, wir kennen nur die verwickelten Außenseiten und ihre uns scheinbaren Arten. So treibt die **Schwere** die Erden gegen die Sonnen, und die Bewohner der Erden stehen auf diesen fest; die **Anhängungskraft** bewirkt die Festigkeit und Zertrennung der körperlichen Stoffe; das **Licht** wird durch die Augen empfunden, die **Wärme** durch das Gefühl, beide verbinden sich in der Erscheinung des Feuers, aber sie kommen ebenfalls bei einer sonderbaren Wirkung vor,

2 Dieses: in **Wahrheit** ist schwerfällig und überflüßig.

3 Die Berechnungen des Laufes der Kometen, so wie die Resultate der Forschung der vorzüglichsten Physiker darüber, hat **Fischer** gesammlet im **physikal. Wörterbuche, Th. 3, S. 141. ff.**

die wir gleichsam mit Schwere und Anhängung, im Anziehen und Abstoßen, vereinigt, und an einzelne Stellen von Körpern angeheftet, als Electricität und Magnetismus kennen, aber wegen des letztern Umstandes Polarität nennen können, und welche selbst mit der Kraft der Thiere im Zusammenhange steht. Sie wirken sämmtlich auf eine vielfache Art in der Natur; und, die Lebens- und Geisteskraft abgerechnet, scheint alles durch sie zu geschehen.

Der Schauplatz der Welten, als Puncte genommen, ist unermeßlich, er scheint unendlich. Für menschliche Kraft ist schon die Erde unerschöpflich.

2.

Ein Blick in das Ganze der Natur,

von Georg Forster.

(Ueber die Schicksale und schriftstellerischen Talente Forsters verbreitet sich die Einleitung zum 19ten Fragmente des zweiten Theiles dieses Handbuches S. 142 ff. Sein gediegener Styl war der Wiederschein seines durch Selbstforschung und eine ungeheure Masse von Erfahrungen und Beobachtungen gereiften Geistes, der sich nicht nur des darzustellenden Stoffes mit Sicherheit bemächtigte, sondern ihn auch zu einer ästhetisch vollendeten Form gestaltete. Das folgende Fragment stehet in seinen kleinen Schriften, Th. 3, S. 311. ff.)

Da Wissenschaft und Kunst noch in der Wiege lagen, und der Trieb des Menschen, seine physische Bestimmung zu erfüllen [1], fast allein sein Forschen beseelte; da faßte noch ein einziger Kopf alles menschliche Wissen; da konnte derselbe Mann zu gleicher Zeit ein Priester Gottes, ein König, ein Hausvater, ein Arzt, ein Ackermann und ein Schäfer seyn. Drei bis vier Jahrtausende haben alles verändert. Wir sind Aufbewahrer der unzähligen Begebenheiten, der Erfahrungen, der Erfindungen und der Werke des Geistes, welche jener große

1 In den Zeiten des Ursprungs unsers Geschlechts.

Zeitraum beschließt.[2] Ungeheuer ist die Summe dieser Kenntnisse; sie wächst noch immer fort, und bleibt in keinem Ebenmaase mit den engen Schranken dieses Lebens.

Die echte **Naturkunde** in ihrem ganzen Umfange verdient das Lob der Gemeinnützigkeit. Ihre Werke umgeben den Menschen überall; er selbst ist das größte ihrer Wunder; das einzige sichtbare Geschöpf, dem ein innerer Trieb beständig zuruft: sich selbst zu erkennen, in dieser Erkenntniß nirgends still zu stehen, sondern die Räthsel seines Daseyns von einer Auflösung zur andern zu verfolgen und zu entwickeln. Dann erst empfinden wir die Würde dieser Wissenschaft, wenn der ganze Reichthum der Natur und ihres größern Schöpfers sich unserm innern Sinne majestätisch entfaltet.

Wohin wir uns wenden, sehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker selbst erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die Alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunlich große körperliche Masse ist der Stoff, den sie bearbeitet, und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht. Zeit, Raum und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Zwecke.

Alle Erscheinungen in der Körperwelt sind Wirkungen dieser Kraft. Alle Kräfte und Triebfedern in dieser Welt entstammen von ihr, und führen wieder auf sie zurück. Vielleicht sind Anziehen, Fortstoßen, Wärme und Formen der Körper überall nur Modifikationen jener allgemeinen, ursprünglichen Kraft, wodurch sie alles durchdringt und alles erfüllt. Könnte sie vernichten und schaffen, alles würde sie vermögen; allein **Gott** hat sich dieser beiden Endpuncte der Macht nicht entäußert. **Erschaffen** und **Vernichten** sind Eigenschaften der Allmacht. Das Erschaffene umgestalten, auflösen und

2 Hier wird **beschließen** als in sich **fassen** genommen; richtiger würde: **umschließen** stehen.

wieder einkleiden; so weit gehen die Veränderungen, denen es unterworfen ist. Die Natur, als eine Dienerin der unwiderruflichen Befehle Gottes, und als Bewahrerin seiner unwandelbaren Rathschlüsse, entfernt sich nie aus diesen Grenzen, ändert nichts an den ihr vorgezeichneten Entwürfen, und trägt das Siegel des Höchsten allen ihren Werken aufgedrückt. Dieses göttliche Gepräge, das unwandelbare Urbild von dem, was ist, ist das Muster, nach welchem die Natur arbeitet, dessen Züge alle mit unauslöschlichen Merkmalen ein für allemal [3] ausgedrückt sind; ein Muster, welches durch die unzähligen Nachbildungen beständig erneuert wird.

Wir wollen versuchen, die Natur in einigen Puncten jenes unbestimmten Raumes, wo sie blos zwischen Erschaffen und Vernichten schon seit Jahrtausenden schwebt, zu fassen und zu betrachten.

Welche Gegenstände! Welche Zurüstungen, den leblosen Stoff zu beseelen, und in seine kleinsten Theile Lebenskraft zu legen! Millionen leuchtender Kugeln in unbegreiflichen Entfernungen, als Grundfesten des Weltgebäudes hingestellt, die Sonne mit ihrem Heere von Irrsternen [4] und Kometen, gehorchen allzumal [5] den allgemeinen Gesetzen der Bewegung. Zwei Urkräfte sind es, welche diese großen Massen fortwälzen, und nie aufhören zu wirken, sondern mit einer Genauigkeit und Bestimmtheit, die wir uns kaum denken können [6], ihre Bahnen unabänderlich im leichten Aether beschreiben. So entspringt selbst aus der Bewegung das Gleichgewicht der Himmelskörper, die Sicherheit und Ruhe des Weltalls. Die **Anziehungskraft**, die erste dieser beiden Kräfte, ist überall gleichförmig vertheilt; die andere,

3 **ein für allemal** — hier fällt der Styl aus der mittlern Schreibart und sinkt in die niedere. Besser stände: **für immer.**

4 Planeten.

5 **allzumal** — ist veraltet — besser: **alle.**

6 **die wir uns kaum denken können** — ist niedere Schreibart; besser: **die wir kaum zu fassen vermögen.**

die fortstoßende Kraft, in ungleichem Maase. Auch gibt es Fixsterne und Planeten; einsame Gestirne, und solche, die mit Trabanten begleitet sind; Lichtkörper und finstere Körper; Planeten, die in ihren verschiedenen Theilen nur nach und nach erborgtes Licht genießen; Kometen, welche sich in die dunkeln Tiefen des Raumes verlieren und nach Jahrhunderten zurückkehren, um sich mit frischem Feuer zu schmücken; Sonnen, die zum Vorschein [7] kommen und verschwinden, vielleicht wechselsweise sich entflammen und verlöschen; andere, die sich nur einmal zeigen, und hernach auf immer unsichtbar werden. Der Himmel ist der Schauplatz grosser Begebenheiten, die aber dem menschlichen Auge kaum bemerkbar sind. Eine verlöschende Sonne, die den Umsturz einer Welt oder eines Weltsystems verursacht [8], thut [9] auf unsre Augen keine andere Wirkung, als ein glänzendes und bald verschwundenes Irrlicht. Der Mensch klebt an dem irdischen Atom, auf dem er pflanzenähnlich lebt, und sieht ihn für eine Welt an, dahingegen er Welten als Atome betrachtet.

In einem Systeme, wo alles wechselseitig anzieht und angezogen wird, kann nichts verloren gehen; die Menge des vorhandenen Stoffes bleibt immer dieselbe. Inzwischen gehen überall in diesem Stoffe Veränderungen vor, welche zwar, wie es scheint, auf das Ganze keinen merklichen [10] Einfluß haben, aber gleichwohl ansehnlich [11] genug sind, die Oberflächen der Weltkugeln auf eine sehr sichtbare Art umzugestalten. Die Anziehungskraft des Lichtkörpers verursacht eine Veränderung, eine Auflösung in dem angezogenen dunkeln Körper,

7 zum Vorschein kommen — ist niedere Schreibart; besser: erscheinen.
8 verursacht — besser: bewirkt.
9 eine Wirkung thun — ist niedere Schreibart; besser: bringt hervor.
10 merklich — gehört zur niedern Schreibart; besser: wesentlich.
11 ansehnlich — ist niedere Schreibart; besser: bedeutend.

welche stärker, auffallender, sichtbarer in dem Verhältnisse wird, in welchem beide Körper sich einander nähern. Diese Auflösung nennen wir Wärme; in stärkern Graden Hitze, und im heftigsten, wo sie sichtbar ist, Feuer. Diese Veränderungen würden aber nicht statt finden, wofern die Bahnen der Planeten immer in gleicher Entfernung von ihrem Mittelpuncte, nämlich der Sonne, blieben. Allein diese Bahnen bilden nicht völlige Kreise, sondern längliche Figuren oder Ellipsen. Ueberdies stehet die Achse eines Planeten nicht senkrecht auf seiner Bahn, sondern ihre schiefe Richtung verursacht, daß bald die eine, bald die andere Halbkugel der Sonne näher ist. Es kann demnach, so oft der Planet auf seiner Bahn der Sonne näher kommt, jene Auflösung statt finden, welche die größere Wärme des Frühlings und Sommers verursacht. So oft das Sonnenlicht mit vermehrter Kraft in die Körper dringt; so oft erneuert es das Leben ihrer eigenthümlichen Kräfte. Nicht nur die Schwungkraft des Planeten selbst wird stärker, er bewegt sich schneller als sonst in der ihm vorgeschriebenen Bahn; sondern auch die unendlich vielen Theile, aus welchen er besteht, erhalten neue Kraft, und gewinnen andere Gestalten. Denn eine unermeßliche Menge von Geschöpfen verschiedener Art bilden das Ganze eines großen Erdkörpers. Die Grenzen, wo das Mineralreich aufhört und die organische Bildungskraft den Anfang nimmt; die Grenzen, wo bloße Pflanzenempfindlichkeit [12] und thierisches Wollen sich scheiden, sind unsern Sinnen und Verstandeskräften schwerlich offenbar. So viel scheint indessen gewiß, daß, wo die Anziehungskräfte der Körper nicht organische Gestalten bilden, daß da alles ins Mineralreich gehört; daß Organisation und Leben zwar Pflanzen und Thieren, willkührliche Bewegung der Theile aber den letztern ausschließlich [13] eigen sey. Der Chemiker, der sie zerlegt, findet überall nur

12 Pflanzenempfindlichkeit — besser: Reizbarkeit.
13 ausschließlich — besser: ausschließend.

ähnliche Grundstoffe, überall nur Licht und Luft und Wasser und Erde, woraus alle Körper bestehen. Wie die unzählich verschiedenen Mischungen aus diesen Elementen alle entstanden sind, begreift er anders nicht, als indem er eine, jeder Art von Geschöpfen eigenthümliche, wesentliche Kraft annimmt, welche sich die Elemente aneignet, und nach ihrer jedesmaligen Beschaffenheit bildet. Dies ist derjenige Bildungstrieb, den Blumenbach beschreibt. Auch diese wesentliche Kraft, dieser jedem Geschöpf eingepflanzte, und in jedem ganz verschiedene Bildungstrieb, erwacht gleichsam bei der Rückkehr des Sonnenlichtes.

Wie prächtig glänzt nicht alsdann die Natur auf unsrer Erde! Ein reines Licht ergießt sich vom Morgen bis gen Abend, und vergoldet nach und nach beide Halbkugeln; ein durchsichtiges und leichtes Element umgibt sie; eine sanfte, fruchtbare Wärme belebt und entwickelt alle Keime des Lebens. Frisches Wasser dient zu ihrem Unterhalte und Wachsthume. Mitten durch die Länder gezogene Gebirgsketten halten die Dünste der Luft auf; das Meer erstreckt sich eben so weit als das Land; es ist kein todtes, unfruchtbares Element; ein neues Reich ist es, eben so ergiebig und volkreich als jenes. Beider Grenzen hat Gottes Finger gesteckt!

Die Erdoberfläche ist, vermöge ihrer höhern Lage, vor den Ausbrüchen des Meeres gesichert. Ihre Oberfläche ist mit Blumen bestreuet, mit einem sich stets verjüngenden Grün geschmückt, mit vielen tausend Thierarten bevölkert; sie ist ein schöner freudiger Aufenthalt, wo der Mensch, hingestellt um der Natur zu Hülfe zu kommen, vor allen Wesen den Vorrang hat. Gott machte ihm allein fähig, ein Beschauer seiner Werke, ein Zeuge seiner Wunder zu seyn. Der göttliche Funke, der in ihm lebt, macht ihn dieser Geheimnisse theilhaftig.[14] Indem der Mensch die Natur, den Vorhof des

14 macht ihn dieser Geheimnisse theilhaftig — ist niedere Schreibart; besser: weiht ihn in diese Geheimnisse ein.

Thrones göttlicher Herrlichkeit, betrachtet und ermißt, erhebt er sich stufenweise zum inwendigen Sitze der Allmacht und Allgegenwart.

Doch ist hienieden keine Gestalt, so wenig als der Mensch selbst, beständig. Unsterblichkeit gab die Natur keinem zusammengesetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung. So ist in allen organischen Geschöpfen das Wirken ihrer [15] ihnen eingepflanzten Grundkraft, wodurch immer einige Theile abgesondert, neue dem Körper angeeignet werden, zugleich die erste Ursache ihrer endlichen Auflösung. Allein unaufhörlich vererben diese Grundkräfte ihre Wirksamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geschlecht überall ersetzen, und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig ist nicht das Schauspiel dieses immerwährenden Zirkels! [16] Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen sind dabei der allgemeine Endzweck der Natur. Umsonst widersetzt sich die Zerbrechlichkeit der Geschöpfe dieser weisen Einrichtung. Die Natur erhält sie nicht; aber sie ruft unzählige neue Gestalten an ihrer Stelle ins Daseyn. Die Erde muß sich mit neuen Kräften schmücken; die veralternden, entkräfteten Körper müssen vollends verschwinden, und Ueberfluß und Schönheit herrschen wieder, wie zuvor. Wen ergötzt nicht dieser Sieg der Natur in der blumenreichen Jahreszeit? Sie spottet alsdann des Todes, indem sie ihm von ihren Schätzen freigebig einen großen Antheil überläßt. Millionen und aber Millionen neuer Blüthen und Keime mag er immerhin verschlingen; es bleiben noch mehr als genug, um jeden Verlust zu ersetzen, und überall neues Leben zu verbreiten.

Leben und Empfindung — sie sind es, die großen Zwecke der Natur, womit sie überall beschäftigt des

15 ihrer ihnen — ist hart; besser: der ihnen.
16 Zirkel — besser: dieser immerwährenden Kreisbewegung.

Schöpfers Willen verrichtet [17], und seine Güte verherrlicht. In der ganzen Anlage dieser Welt, die wir zwar mit Ehrfurcht beschauen, wovon aber kein endlicher Geist das Warum? begreifen kann; — in der ganzen Anlage dieser Welt ist alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerstörbarkeit, eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall gibt es lebendige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eignes Wesen verkehren [18]; sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer andern Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigne Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöset, und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen; veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieselbe. Durch dieses sich immer gleiche Verhältniß bekommt die Natur selbst ihre Gestalt; und da ihre Anordnung, was die Anzahl, Erhaltung und das Gleichgewicht der Gattungen betrifft, unwandelbar ist, so würde sie sich immer unter einerlei Gestalt zeigen, sie würde zu allen Zeiten, und unter allen Himmelsstrichen, dieselbe seyn, wenn sie nicht in allen einzelnen Bildungen so viel als möglich Veränderung und Abwechslung liebte. Das Gepräge einer jeden Gattung ist ein Urbild, dessen vornehmste Züge mit unauslöschlichen und ewig bleibenden Merkmalen eingegraben sind; aber alle hinzugekommene Pinselstriche sind verschieden. Kein Individuum gleicht dem andern vollkommen; es ist keine einzige Gattung ohne eine ziemliche Anzahl von Abänderungen. Der Menschengattung ward das Siegel der

17 **verrichten** — ist niedere Schreibart; besser: **vollbringt.**
18 **verkehren** — besser: **verwandeln.**

Gottheit am sichtbarsten aufgedrückt; gleichwohl ändert sich dies Gepräge vom Weißen ins Schwarze, vom Kleinen ins Große. Der Lappländer, der Patagonier, der Hottentot, der Europäer, der Amerikaner, der Neger, stammen zwar alle von einem Vater her, sind aber doch weit entfernt, sich als Brüder zu gleichen.

Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltall gleichsam für nichts zu rechnen. Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst (collective) sind die einzigen Wesen der Natur; immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um sie richtiger zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, sondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahl und Zeit, immer lebend, betrachten; ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für Eins gezählt worden ist, und also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann. Die Menschengattung ist die erste von allen diesen Einheiten; die andern, vom Elephanten bis zur Milbe, von der Ceder bis an den Ysop, sind in der zweiten und dritten Linie; und wiewohl jede verschieden gestaltet und von verschiedener Beschaffenheit ist, ja selbst eine eigene Lebensart hat; so nimmt sie doch ihren Platz ein, besteht für sich, wehrt [19] sich gegen andre, und macht zusammen mit den andern die lebende Natur aus, die sich erhält, und wie bisher noch ferner erhalten wird, so lange die gegenwärtige Einrichtung der Welt den Absichten des Schöpfers gemäß ist.

Ein Tag, ein Jahrhundert, ein Menschenalter, alle Zeitabschnitte machen keinen Theil von ihrer Dauer aus. Die Zeit selbst hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geschöpfen, das ist, zu solchen Wesen, deren Daseyn vorübergehend ist. Das Daseyn der

19 wehrt sich — ist niedere Schreibart; besser: behauptet — vertheidigt sich.

Gattungen aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dies ihre Dauer, und ihre Verschiedenheit ihre Anzahl aus. Jede Gattung hat ein gleiches Recht an den Gütern der Natur; alle sind ihr gleich lieb; denn eine jede erhielt die Mittel von ihr, so lange als sie selbst zu seyn und fortzudauern.

Was bedeutet aber das große Gepränge immer wiederholter Zeugungen, dieser fast verschwenderische Aufwand, wenn gegen tausend Keime, die verunglücken, kaum Einer fortkommt und seine ganze Bestimmung erfüllt? Wozu diese Fortpflanzung und Vervielfältigung der Wesen, die sich doch unaufhörlich zerstören und wieder erneuern, die immer nur einerlei Schauspiel machen [20], und die Natur weder mehr noch weniger bevölkern? Woher kommen diese Abwechselungen von Tod und Leben, diese Gesetze des Wachsthums und Ersterbens; alle diese Veränderungen in einzelnen Dingen? Ich antworte: alles dieses gehört mit zum Wesen der Natur, und hängt von der ersten Einrichtung der Weltmaschine ab. Das Ganze dieser Maschine ist fest; alle ihre Theile sind beweglich.

Wie schön ist sie nicht, diese Natur! Wie hat die Sorgfalt des Menschen sie so glänzend und prächtig geschmückt! Er selbst, der Mensch, gereicht ihr zur vornehmsten Zierde; er ist das edelste Erdengeschöpf; er pflanzt ihre kostbarsten Keime fort, indem er sich selbst vermehrt. Auch sie, die Erde, scheint mit ihm sich zu vermehren. Alles, was sie in ihrem Schooße verbarg, bringt er durch seine Kunst an das Licht. Wie viele Schätze, die man sonst nicht kannte! Welche neue Reichthümer! Blumen, Früchte, Getreide, alles wird zur Vollkommenheit gebracht, und bis ins Unendliche vervielfältigt. Die nützlichen Gattungen von Thieren werden vermehrt, die schädlichen vermindert, eingeschränkt und verwiesen. Gold, und Eisen, das noch unentbehrlicher ist als Gold, wird aus dem Innersten der

20 machen — besser: darbieten.

Erde hervorgeholt. Ströme werden in ihren Ufern gehalten, Flüsse geleitet oder eingeschränkt; selbst das Meer hat man sich unterwürfig gemacht, ausgekundschaftet, und von einer Halbkugel zur andern durchsegelt. Das Erdreich ist überall zugänglich, überall so belebt als fruchtbar geworden; in den Thälern findet man lachende Wiesen, auf den Ebenen fette Weiden und noch fettere Aecker; die Hügel sind mit Reben und Obstbäumen, und ihre Gipfel mit nützlichen Forsten bekränzt. Aus Wüsteneien sind volkreiche Städte geworden, deren Einwohner sich in einem beständigen Kreislaufe aus diesen Mittelpuncten in die entferntesten Gegenden verbreiten. Die Landstraßen und das Verkehr mit den Nachbaren sind Zeugen von der Stärke und Vereinigung der Gesellschaft. Tausend andere Denkmäler der Macht und des Ruhmes beweisen zur Gnüge, daß der Mensch als Eigenthumsherr der Erde ihre ganze Oberfläche verwandelt und erneuert, ja daß er von jeher die Herrschaft mit der Natur getheilt hat.

Indessen gibt ihm nur die Eroberung ein Recht zu regieren. Seine Regierung ist mehr Genuß, als Besitz; er muß seine Sorgfalt beständig erneuern, wenn er das Seinige behalten will; sobald diese aufhört, so schmachtet, verdirbt und verwandelt sich alles; alles kehrt in das Gebiet der Natur zurück; sie tritt wieder in ihre Rechte, löscht die Werke des Menschen aus, bedeckt seine stolzesten Denkmäler mit Staub und Moos, zerstört sie vollends mit der Zeit, und läßt ihm nichts übrig, als den quälenden Verdruß, das mühsam erworbene Gut seiner Vorfahren durch seine Schuld verloren zu haben.

Diese Zeiten, wo der Mensch sein Eigenthum verliert, die Jahrhunderte der Barbarei, da alles zu Grunde gehet, werden immer durch Krieg vorbereitet, und bringen in ihrem Gefolge Hungersnoth und Entvölkerung. Der Mensch, der nichts vermag, als durch seine Anzahl, der ohne Vereinigung mit andern keine Stärke

besitzt, und nur durch den Frieden glücklich lebt, — der Mensch ist unsinnig genug, zu seinem Unglück die Waffen zu ergreifen, sich seinen Untergang zu erkämpfen. Gereizt von unersättlicher Begierde, und geblendet von dem noch unersättlichern Ehrgeiz, entsagt er den Empfindungen der Menschheit, gebraucht alle seine Kräfte gegen sich selbst, sucht sich gegenseitig zu zerstören, und zerstört sich in der That. Wenn nun die Tage des Mordens und Blutvergießens vorüber sind, und der Dunst von Ehre zerflattert ist; so sieht er mit traurigen Blicken die Erde verwüstet, die Künste begraben, die Völker geschwächt und zerstreuet, sein wirkliches Glück zu Grunde gerichtet und seine wirkliche Macht zerstöret.

Wer kann eine unendliche Menge von Gegenständen ordnen? Wer vermag es, einen Blick in das Weltall zu thun, und gerade das Merkwürdigste da herauszuheben, wo alles gleich wichtig und gleich wunderbar, wo der Schöpfer im ganzen Sonnen- und Sternensystem nichts bewundernswürdiger, als im kleinsten Stäubchen ist? —

3.

Fragment aus der Naturgeschichte des Menschen,

von v. Herder.

(Der verewigte Herder hinterließ mehrere Schriften, die seinen Namen erhalten werden. Unter ihnen allen aber ragen seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 4 Theile, die aber unvollendet blieben, hervor. Mögen immer jene orientalischen Dichterblüthen, die Herder überall und nicht sparsam ausstreute, auch in diesen Ideen häufiger getroffen werden, als man es bei der philosophischen und historischen Tendenz dieses Werkes erwarten sollte; so verhüllt doch auch nicht selten die Bildersprache dieses uns zu früh Entrissenen die kräftigste Wahrheit, die durch das Bild uns nur um so mehr anspricht. Eine ernsthafte, aber nicht niederschlagende Teleologie ist der Charakter der Herderschen Philosophie, und was er vor den Systemen, die zu seiner Zeit entstanden, voraus hat, ist besonders eine höhere lebendige Schilderung der Natur, und

eine harmonische Ausgleichung derselben mit den moralischen Angelegenheiten der Menschheit. — Vergl. über den literarischen Charakter Herders die Einleitung zum 16ten Fragmente des ersten Theiles dieses Handbuches, S. 61 ff. — Das nachfolgende Fragment ist zusammengezogen aus dem ersten Theile seiner Ideen, S. 5. ff.)

— Wir begnügen uns meistens, die Erde als ein Staubkorn anzusehen, das in jenem großen Abgrunde schwimmt, wo Erden um die Sonne, wo diese Sonne mit tausend andern um ihren Mittelpunct, und vielleicht mehrere solche Sonnensysteme in zerstreuten Räumen des Himmels ihre Bahnen vollenden, bis endlich die Einbildungskraft sowohl, als der Verstand in diesem Meere der Unermeßlichkeit und ewigen Größe sich verliert, und nirgends Ausgang und Ende findet. Allein das bloße Erstaunen, das uns vernichtiget [1], ist wohl kaum die edelste und bleibendste Wirkung. Der in sich selbst überall allgnügsamen Natur ist das Staubkorn so werth, als ein unermeßliches Ganze. Sie bestimmte Puncte des Raumes und des Daseyns, wo Welten sich bilden sollten, und in jedem dieser Puncte ist sie mit ihrer unzertrennlichen Fülle von Macht, Weisheit und Güte so ganz, als ob kein anderer Punct der Bildung, keine andere Weltatomen wären. Wenn ich also das große Himmelsbuch aufschlage, und diesen unermeßlichen Pallast, den allein und überall nur die Gottheit zu erfüllen vermag, vor mir sehe; so schließe ich vom Ganzen aufs Einzelne, vom Einzelnen aufs Ganze. Es war nur Eine Kraft, die die glänzende Sonne schuf und mein Staubkorn an ihr erhält; nur Eine Kraft, die eine Milchstraße von Sonnen trägt, und die in Gesetzen der Schwere auf meinem Erdkörper wirket. Da ich nun sehe, daß der Raum, den diese Erde in unserm Sonnentempel einnimmt, die Stelle, die sie mit ihrem Umlaufe bezeichnet, ihre Größe, ihre Masse, nebst allem,

1 vernichtigen — ist ein neugebildetes aber nicht recipirtes Wort; vernichten bezeichnet ganz dasselbe.

was davon abhängt, durch Gesetze bestimmt ist, die im Unermeßlichen wirken; so werde ich, wenn ich nicht gegen das Unendliche rasen [2] will, nicht nur auf dieser Stelle zufrieden seyn, und mich freuen, daß ich auf ihr ins harmoniereiche Chor zahlloser Wesen getreten [3], sondern es wird auch mein erhabenstes Geschäft seyn, zu fragen, was ich auf dieser Stelle seyn soll, und vermuthlich nur auf ihr seyn kann. Fände ich auch in dem, was mir das Eingeschränkteste und Widrigste scheint, nicht nur Spuren jener großen bildenden Kraft, sondern auch offenbaren Zusammenhang des Kleinsten mit dem Entwurfe des Schöpfers ins Ungemessene hinaus; so wird es die schönste Eigenschaft meiner Gott nachahmenden Vernunft seyn, diesem Plane nachzugehen, und mich der himmlischen Vernunft zu fügen. Auf der Erde werde ich also keine Engel des Himmels suchen, deren keinen mein Auge je gesehen hat; aber Erdbewohner, Menschen, werde ich auf ihr finden wollen und mit allem vorlieb nehmen [4], was die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, duldet und zuletzt liebreich in ihren Schoos aufnimmt. Ihre Schwestern, andre Erden, mögen sich andrer, auch vielleicht herrlicherer Geschöpfe rühmen und freuen können; genug, auf ihr lebt, was auf ihr leben kann. Mein Auge ist für den Sonnenstrahl in dieser und keiner andern Sonnenentfernung, mein Ohr für diese Luft, mein Körper für diese Erdmasse, alle meine Sinne aus dieser und für diese Erdorganisation gebildet. Dem gemäß wirken auch meine Seelenkräfte; der ganze Raum und Wirkungskreis meines Geschlechts ist also so festbestimmt und umschrieben, als die Masse und Bahn

2 **rasen** — ist hier zu hart aufgetragen; besser: **wenn ich mich nicht gegen die Ordnung des Ganzen auflehnen will.**

3 **getreten** — das Auxiliare **bin** darf nicht wegbleiben; aber in diesem Contexte wäre das Imperfect: **trat**, überhaupt energischer, als das Perfect.

4 **vorlieb nehmen** — ist völlig niedere Schreibart. — **und bei allem mich beruhigen.**

der Erde, auf der ich mich ausleben soll. Je in einen größern Chor der Harmonie, Güte und Weisheit aber diese meine Mutter gehört; je fester und herrlicher die Gesetze sind, auf der ihr und aller Welten Daseyn ruhet; je mehr ich bemerke, daß in ihnen Alles aus Einem folgt, und Eins zu Allen dienet; desto fester finde ich auch mein Schicksal nicht an den Erdenstaub, sondern an die Gesetze geknüpft, die den Erdstaub regieren.

Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft, als jene, die Sonnen und Sterne zusammenhält; ihr Werkzeug kann sich abreiben, die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern, wie Erden sich abreiben und Sterne ihren Platz ändern; die Gesetze aber, durch die sie da ist und in andern Erscheinungen wieder kommt, ändern sich nie. Ihre Natur ist ewig, wie der Verstand Gottes, und die Stützen meines Daseyns (nicht meiner körperlichen Erscheinung) sind so fest, als die Pfeiler des Weltalls. Denn alles Daseyn ist sich gleich; im Größesten sowohl, als im Kleinsten auf einerlei Gesetze gegründet. Der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern meines Daseyns, mein inneres Leben, auf Ewigkeiten hin. Wo und wer ich seyn werde, werde ich seyn, der ich itzt bin, eine Kraft im Systeme aller Kräfte, ein Wesen in der unabfehlichen [5] Harmonie einer Welt Gottes.

— Das Gewächsreich ist eine höhere Art der Organisation, als alle Gebilde der Erde, und hat einen so weiten Umfang, daß es sich sowohl in diesen verliert, als in mancherlei Sprossen und Aehnlichkeiten dem Thierreiche nähert. Die Pflanze hat eine Art Leben und Lebensalter; sie hat Geschlechter und Befruchtung, Leben und Tod. Die Oberfläche der Erde war eher für sie, als für Thiere und Menschen da; überall drängt sie sich diesen beiden vor, und hängt sich in Grasarten, Schimmel und Moosen schon an jene kahlen Felsen an, die noch keinem lebendigen Wohnung gewähren. Wo nur ein

5 unabsehbar — ist besser als unabfehlich.

Körnchen lockere Erde ihren Samen aufnehmen kann und ein Blick der Sonne ihn erwärmt, gehet sie auf und stirbt in einem fruchtbaren Tode, indem ihr Staub andern Gewächsen zur bessern Mutterhülle dient. So werden Felsen begraset und beblümt; so werden Moräste mit der Zeit zu einer Kräuter- und Blumenwüste. Die verwesete wilde Pflanzenschöpfung ist das immer fortwirkende Treibhaus der Natur zur Organisation der Geschöpfe, und zur weitern Kultur der Erde. —

Es fällt in die Augen, daß das menschliche Leben, sofern es Vegetation ist, auch das Schicksal der Pflanzen habe. Wie sie, wird Mensch und Thier aus einem Samen geboren, der auch als Keim eines künftigen Baumes eine Mutterhülle fodert. Unsre Lebensalter sind die Lebensalter der Pflanze; wir gehen auf, wachsen, blühen, blühen ab und sterben. So lange der Mensch wächset und der Saft in ihm grünet; wie weit und fröhlich dünkt ihm die Welt! Er streckt seine Aeste umher und glaubt zum Himmel zu wachsen. So lockt die Natur ihn ins Leben hinein, bis er sich mit raschen Kräften, mit unermüdeter Thätigkeit alle die Fähigkeiten erwarb, die sie an ihm ausbilden wollte. Nachdem er ihre Zwecke erreicht hat, verläßt sie ihn allmählig. In der Blüthenzeit des Frühlings und unsrer Jugend, mit welchen Reichthümern ist allenthalben die Natur beladen! Man glaubt, sie wolle mit dieser Blumenwelt eine neue Schöpfung besamen [6]! — Einige Monate nachher, wie ist alles so anders! Die meisten Blüthen sind abgefallen; einige dürre Früchte gedeihen! Mit Mühe und Arbeit des Baumes reifen sie; und sogleich gehen die Blätter ans Verwelken [7]. Der Baum schüttet sein mattes Haar den geliebten Kindern, die ihn verlassen haben, nach; entblättert steht er da; der Sturm

6 besser: **befruchten** — statt besamen.

7 **die Blätter gehen ans Verwelken** — ist niedere Schreibart; besser: **und bald verwelken die Blätter.**

raubt ihm seine dürren Aeste, bis er endlich ganz zu Boden sinket.

Ists mit dem Menschen, als Pflanze betrachtet, anders? Welche Unermeßlichkeit von Hoffnungen, Aussichten, Wirkungstrieben füllt dunkel oder lebhaft seine jugendliche Seele! Alles trauet er sich zu; und eben weil er sich's zutrauet, gelingt's ihm; denn das Glück ist die Braut der Jugend! Wenige Jahre weiter, und es verändert sich alles um ihn, blos weil er sich verändert. Das wenigste hat er ausgerichtet, was er ausrichten wollte, und glücklich, wenn er es nicht mehr und itzt zu unrechter Zeit ausrichten will, sondern sich friedlich selbst verlebet. —

Man hat unserm Geschlechte ein sehr unwahres Lob gemacht, wenn man behauptete, daß sich jede Kraft und Fähigkeit aller andern Geschöpfe dem höchsten Grade nach in ihm finde. Das Lob ist unerweislich und sich selbst widersprechend; denn offenbar hübe sodann eine Kraft die andere auf, und das Geschöpf hätte ganz und gar keinen Genuß seines Wesens. Wie bestehet es zusammen, daß der Mensch wie die Blume blühen, wie die Spinne tasten, wie die Biene bauen, wie der Schmetterling saugen könnte; und zugleich die Muskelkraft des Löwen, den Rüssel des Elephanten, die Kunst des Bibers besäße? Und besitzt, ja begreift er nur Eine dieser Kräfte mit der Innigkeit, mit der sie das Geschöpf genießt und übet?

Von der andern Seite hat man ihn, ich will nicht sagen zum Thiere erniedrigen, sondern ihm einen Charakter seines Geschlechts gar[8] absprechen und ihn zu einem ausgearteten Thiere machen wollen, das, indem es höherer Vollkommenheit nachgestrebt[9], ganz und gar die Eigenheit seiner Gattung verloren[10]. Dies ist nun offenbar

8 ganz — besser als gar.
9 nach nachgestrebt fehlt das Verbum auxiliare — besser: nachstrebe.
10 Besser: verliere.

auch gegen die Wahrheit und Evidenz seiner Naturgeschichte. Augenscheinlich hat er Eigenschaften, die kein Thier hat, und hat Wirkungen hervorgebracht [11], die im Guten und Bösen ihm eigen bleiben. Kein Thier frißt seines Gleichen aus Leckerei; kein Thier mordet sein Geschlecht auf Befehl eines Dritten mit kaltem Blute. Kein Thier hat Sprache, wie der Mensch sie hat, noch weniger Schrift, Tradition, Religion, willkührliche Gesetze und Rechte. Kein Thier endlich hat auch nur die Bildung, die Kleidung, die Wohnung, die Künste, die unbestimmte Lebensart, die ungebundenen Triebe, die flatterhaften Meinungen, womit sich beinahe jedes Individuum der Menschen auszeichnet. Wir untersuchen noch nicht, ob alles dies zum Vortheil oder Schaden unsrer Gattung sey; genug, es ist der Charakter unsrer Gattung.

Die Gestalt des Menschen ist aufrecht; er ist hierin einzig auf der Erde. Denn ob der Bär gleich einen breiten Fuß hat und sich im Kampfe aufwärts richtet; obgleich der Affe zuweilen aufrechts gehet oder läuft; so ist doch seinem Geschlechte allein dieser Gang beständig und natürlich. Sein Fuß ist fester und breiter; er hat einen längern großen Zeh, da der Affe nur einen Daumen hat; auch seine Ferse ist zum Fußblatte gezogen. Zu dieser Stellung sind alle dahinwirkende Muskeln bequemt. Die Wade ist vergrößert; das Becken zurück- die Hüften aus einander gezogen; der Rücken ist weniger gekrümmt, die Brust erweitert; er hat Schlüsselbeine und Schultern, an den Händen feinfühlende Finger; der hinsinkende Kopf ist auf den Muskeln des Halses zur Krone des Gebäudes erhoben; der Mensch ist ανθρωπος, ein über sich, ein weit um sich schauendes Geschöpf.

Der aufrechte Gang des Menschen ist ihm aber auch

11 Da hat im ersten Satze der Periode im Präsens steht; so muß das Präsens in diesem Zusammenhange wieder folgen — und bringt Wirkungen hervor.

einzig natürlich; ja er ist die Organisation zum ganzen Berufe seiner Gattung und sein unterscheidender Charakter. Kein Volk der Erde hat man vierfüßig gefunden; auch die wildesten haben aufrechten Gang, so sehr sich manche an Bildung und Lebensart den Thieren nähern. Warum wollen wir also unerwiesene, ja völlig widersprechende Paradora annehmen, da der Bau des Menschen, die Geschichte seines Geschlechts, und die ganze Analogie der Organisation unsrer Erde uns auf etwas anderes führet? Kein Geschöpf, das wir kennen, ist aus seiner ursprünglichen Organisation gegangen, und hat sich ihr zuwider eine andere bereitet. Beim Menschen ist auf die Gestalt, die er itzt hat, alles eingerichtet; warum wollten wir dies Diadem unsrer Erwählung in den Staub werfen, und gerade den Mittelpunct des Kreises nicht sehen wollen, in welchem alle Radien zusammen zu laufen scheinen? —

Als die bildende Mutter ihre Werke vollbracht und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser Erde möglich waren, stand sie still und übersann ihre Werke: und als sie sah, daß bei ihnen allen der Erde noch ihre vornehmste Zierde, ihr Regent und zweiter Schöpfer fehlte: siehe, da ging sie mit sich zu Rathe, drängte die Gestalten zusammen und formte aus allen ihr Hauptgebilde, die menschliche Schönheit. Mütterlich bot sie ihrem letzten künstlichen Geschöpfe die Hand, und sprach: „Steh auf von der Erde! dir selbst überlassen, wärest du Thier wie andere Thiere; aber durch meine besondere Huld und Liebe gehe aufrecht, und werde der Gott der Thiere!“

Nein! du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen; du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Formen. Das gebückte Thier empfindet dunkel deine Macht und Güte, indem es, seiner Organisation nach, Kräfte und Neigungen übt; ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst du, daß er selbst, ohne daß er's weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammen-

hang errathe, und dich also finde, du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen. Das Innere deiner Natur erkennet er nicht, da er keine Kraft Eines Dinges von innen einsieht; ja wenn er dich gestalten wollte, hat er sich geirrt und muß irren; denn du bist gestaltlos, obwohl die Erste, einzige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht, und jeder trüglicher Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daseyns, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten. Religion ist also, auch schon als Verstandesübung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüthe der menschlichen Seele.

Auf Bildung der Humanität ist der ganze Zweck unsers Daseyns gerichtet; alle niedrige Bedürfnisse der Erde sollen ihr nur dienen, und selbst zu ihr führen. Unsre Vernunftfähigkeit soll zur Vernunft, unsre feinern Sinne zur Kunst, unsre Triebe zur echten Freiheit und Schöne, unsre Bewegungskräfte zur Menschenliebe gebildet werden. Entweder wissen wir nichts von unsrer Bestimmung und die Gottheit täuschte uns mit allen ihren Anlagen von innen und außen (welche Lästerung auch nicht einmal einen Sinn hat), oder wir können dieses Zweckes so sicher seyn, als Gottes und unsers Daseyns.

Und wie selten wird dieser ewige, dieser unendliche Zweck hier erreicht! Bei ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Thierheit gefangen; das Wahre wird auf den irresten [12] Wegen gesucht, und die Schönheit und Aufrichtigkeit, zu der uns Gott erschuf, durch Vernachläßigung und Ruchlosigkeit verderbt. Bei wenigen Menschen ist die gottähnliche Humanität, im reinen und weiten Umfange des Wortes, eigentliches Studium des Lebens; die meisten fangen nur spät an, daran zu denken, und auch bei den besten ziehen niedrige Triebe

12 irresten — existirt nicht in der teutschen Sprache — irrigsten.

den erhabenen Menschen zum Thiere herunter. Wer unter den Sterblichen kann sagen, daß er das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche, oder erreicht habe?

Entweder irrte sich also der Schöpfer mit dem Ziele, das er uns vorsteckte und mit der Organisation, die er zu Erreichung desselben so künstlich zusammengeleitet hat; oder dieser Zweck gehet über unser gegenwärtiges Daseyn hinaus, und die Erde ist nur ein **Uebungsplatz**, eine **Vorbereitungsstätte**. Auf ihr mußte freilich noch viel Niedriges dem Erhabensten zugesellet werden, und der Mensch im Ganzen ist nur eine kleine Stufe über das Thier erhoben. Ja auch unter den Menschen selbst mußte die größte Verschiedenheit statt finden, da alles auf der Erde so vielartig ist, und in manchen Gegenden und Zuständen unser Geschlecht so tief unter dem Joche des Klima und der Nothdurft liegt. Jedes Thier erreicht, was es in seiner Organisation erreichen soll; der einzige Mensch erreicht's nicht, eben weil sein Ziel so hoch, so weit, so unendlich ist, und er auf unsrer Erde so tief, so spät, mit so vielen Hindernissen von außen und innen anfängt. Dem Thiere ist die Muttergabe der Natur, sein Instinkt, der sichere Führer; es ist noch als Knecht im Hause des obersten Vaters und muß gehorchen. Der Mensch ist schon als Kind in demselben, und soll, außer einigen nothdürftigen Trieben, alles, was zur Vernunft und Humanität gehört, erst lernen. Er lernt es also unvollkommen, weil er mit dem Samen des Verstandes und der Tugend auch Vorurtheile und üble Sitten erbt, und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten beschwert ist, die vom Anfange seines Geschlechts herreichen. Die Fußtapfen, die göttliche Menschen vor und um ihn gezeichnet, sind mit so vielen andern verwirrt und zusammengetreten, in denen Thiere und Räuber wandelten, und leider oft wirksamer waren, als jene wenige erwählte, große und gute Menschen. Man würde also (wie es auch Viele

gethan haben) die Vorsehung anklagen müssen, daß sie den Menschen so nahe ans Thier grenzen lassen, und ihm, da er dennoch nicht Thier seyn sollte, den Grad von Licht, Festigkeit und Sicherheit versagt habe, der seiner Vernunft statt des Instinkts hätte dienen können; oder dieser dürftige Anfang ist eben seines unendlichen Fortganges Zeuge. Der Mensch soll sich nämlich diesen Grad des Lichtes und der Sicherheit durch Uebung selbst erwerben, damit er unter der Leitung seines Vaters ein edler Freier durch eigne Bemühung werde, und er wird's werden. Auch der Menschenähnliche wird Mensch seyn; auch die durch Kälte und Sonnenbrand erstarrte und verdorrte Knospe der Humanität wird aufblühen zu ihrer wahren Gestalt, zu ihrer eigentlichen und ganzen Schönheit.

Und so können wir auch leicht ahnen, was aus unsrer Menschheit allein in jene Welt übergehen kann; es ist eben diese gottähnliche Humanität, die verschlossene Knospe der wahren Gestalt der Menschheit. Alles Nothdürftige dieser Erde ist nur für sie; wir lassen den Kalk unsrer Gebeine den Steinen und geben den Elementen das Ihrige wieder. Alle sinnliche Triebe, in denen wir, wie die Thiere, der irdischen Haushaltung dienten, haben ihr Werk vollbracht; sie sollten bei dem Menschen die Veranlassung edlerer Gesinnungen und Bemühungen werden, und damit ist ihr Werk vollendet. Das Bedürfniß der Nahrung sollte ihn zur Arbeit, zur Gesellschaft, zum Gehorsam gegen Gesetze und Einrichtung erwecken, und ihn unter ein heilsames, der Erde unentbehrliches Joch fesseln. Der Trieb der Geschlechter sollte Geselligkeit, väterliche, eheliche, kindliche Liebe auch in die harte Brust des Unmenschen pflanzen, und schwere, langwierige Bemühungen für sein Geschlecht ihm angenehm machen, weil er sie ja für die Seinen, für sein Fleisch und Blut übernehme. Solche Absicht hatte die Natur bei allen Bedürfnissen der Erde; jedes derselben sollte eine Mutterhülle seyn, in der ein Keim

der Humanität sproßte. Glücklich, wenn er gesproßt ist; er wird unter dem Strale einer schönern Sonne Blühe werden. Wahrheit, Schönheit und Liebe waren das Ziel, nach dem der Mensch in jeder seiner Bemühungen, auch ihm selbst unbewußt, und oft auf so unrechten Wegen strebte; das Labyrinth wird sich entwirren, die verführenden Zaubergestalten werden schwinden, und ein jeder wird, fern oder nahe, nicht nur den Mittelpunct sehen, zu dem sein Weg gehet, sondern du wirst ihn auch, mütterliche Vorsehung, unter der Gestalt des Genius und Freundes, deß [13] er bedarf, mit verzeihender sanfter Hand selbst zu ihm leiten.

Genug, daß alle Verwandlungen, die wir in den niedrigen Reichen der Natur bemerken, Vervollkommnungen sind, und daß wir also wenigstens Winke dahin haben, wohin wir, höherer Ursachen wegen, zu schauen unfähig waren. Die Blume erscheint unserm Auge als ein Samensprößchen, sodann als Keim; der Keim wird Knospe, und nun erst gehet das Blumengewächs hervor, das seine Lebensalter in dieser Oekonomie der Erde anfängt. Aehnliche Auswirkungen [14] und Verwandlungen gibt es bei mehreren Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden [15]. Siehe, da kriecht die häßliche einem groben Nahrungstriebe dienende Raupe; ihre Stunde kommt und Mattigkeit befällt sie; sie stemmet sich an; sie windet sich ein; sie hat das Gespinnst zu ihrem Todtengewande, so wie zum Theil die Organe ihres neuen Daseyns schon in sich. Nun arbeiten die Ringe; nun streben die inwendigen organischen Kräfte. Langsam geht die Verwandlung zuerst, und scheint Zerstörung; zehn Füße bleiben an der abgestreiften Haut, und das neue Geschöpf ist noch unförmlich

13 Die Contraction deß ist veraltet; — dessen.

14 Auswirkungen — gibt ein unedles Bild; besser Ausbildungen, Entwickelungen.

15 Das Verbum auxiliare fehlt; besser, wenn es überhaupt heißt: ein bekanntes Sinnbild wurde.

in seinen Gliedern. Allmählig bilden sich diese, und treten in Ordnung; das Geschöpf aber erwacht nicht eher, bis es ganz da ist; nun drängt es sich ans Licht, und schnell geschiehet die letzte Ausbildung. Wenige Minuten — und die zarten Flügel werden fünfmal größer, als sie noch eben unter der Todeshülle waren; sie sind mit elastischer Kraft und mit allem Glanze der Stralen begabt, der unter dieser Sonne nur statt fand; zahlreich und groß, um das Geschöpf wie auf Schwingen des Zephirs zu tragen. Sein ganzer Bau ist verändert; statt der groben Blätter, zu denen es vorhin gebildet war, genießt es itzt Nectarthau vom goldenen Kelche der Blumen. Seine Bestimmung ist verändert. Statt des groben Nahrungstriebes dient es einem feinern, der Liebe. Wer würde in der Raupengestalt den künftigen Schmetterling ahnen? wer würde in beiden Ein und dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind nur Lebensalter Eines und desselben Wesens auf Einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt. Wie schöne Ausbildungen müssen im Schooße der Natur ruhen, wo ihr organischer Zirkel weiter ist, und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als Eine Welt umfassen. Hoffe also, o Mensch, und weissage nicht; der Preis ist dir vorgesteckt, um den kämpfe. Wirf ab, was unmenschlich ist; strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit, so kannst du deines Zieles nicht verfehlen.

Der Ausdruck Leibnitz[16], daß die Seele ein Spiegel des Weltalls sey, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pflegt; denn auch die Kräfte eines Weltalls scheinen in ihr verborgen, und sie bedarf nur einer Organisation oder einer Reihe von Organisationen, diese in Thätigkeit und

16 Es muß entweder heißen: der Ausdruck Leibnitzens — oder: Leibnitzens Ausdruck — oder: der Ausdruck von Leibnitz. — Die Flexion darf nicht ganz fehlen.

Uebungen setzen zu dürfen. Der Allgütige wird ihr diese Organisation nicht versagen, und er gängelt sie als ein Kind, sie zur Fülle des wachsenden Genusses, im Wahn eigen erworbener Kräfte und Sinne allmählig zu bereiten. Schon in ihren gegenwärtigen Fesseln sind ihr Raum und Zeit leere Worte; sie messen und bezeichnen Verhältnisse des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit hinaus ist, wenn es in seiner vollen innigen Freude wirkt. Um Ort und Stunde deines künftigen Daseyns gib dir also keine Mühe; die Sonne, die deinem Tage leuchtet, misset dir deine Wohnung, dein Erdengeschäft, und verdunkelt dir so lange alle himmlische Sterne. Sobald sie untergehet, erscheint die Welt in ihrer größern Gestalt; die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagest und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten, und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf.

Diese Erde selbst wird nicht mehr seyn, wenn du noch seyn wirst, und in andern Wohnplätzen und Organisationen Gott und seine Schöpfung genießest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu der Organisation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen, und segne ihr als der Aue noch, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule noch, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie; sie hat kein Anrecht an dich; mit dem Hute der Freiheit gekrönt, und mit dem Gurte des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter.

Wie also die Blume da stand und in aufgerichteter Gestalt das Reich der noch unbelebten Schöpfung schloß, um sich im Gebiete der Sonne des ersten Lebens zu freuen, so stehet über allen zur Erde Gebückten der Mensch wieder aufrecht da. Mit erhabenem Blicke und

aufgehobnen Händen stehet er da als ein Sohn des Hauses, den Ruf seines Vaters erwartend.

B) Zur Biographie.

(Die Teutschen haben keinen Ueberfluß an gutgeschriebenen Biographieen; denn viele, denen man historischen Fleiß und Genauigkeit nicht absprechen kann, sind doch in stylistischer Hinsicht nichts weniger als ästhetische Formen, und eine gewisse Einförmigkeit, Breite und Trockenheit des Styls drückt sie. Andere Biographieen verschönern wieder zu sehr und tragen die Farben zu stark auf; aber demungeachtet hat der Nekrolog von Schlichtegroll mehrere brave Schilderungen geliefert, und auch isolirt erschienene Biographieen würden hier benutzt werden können, wenn sie nicht zu ausführlich für dieses Handbuch wären, und sich zunächst für die Jugend eigneten. Zur eigenen Lectüre kann man besonders Leibnitzens Biographie von Eberhard, und die Biographie des Kopernikus von Lichtenberg im Pantheon der Teutschen empfehlen.)

I.

Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorf,

von Sturz.

(Ein politisches Fragment ist aus diesen Erinnerungen bereits in den ersten Theil dieses Handbuchs S. 395 ff. aufgenommen, und auch daselbst der verewigte Sturz in schriftstellerischer Hinsicht charakterisirt. — Nur zusammengedrangte Züge können hier aus dieser Biographie aufgenommen werden. Vergl. seine Schriften Th. 2, S. 95 ff. (Leipz. 1782, nach der ersten — auch bereits nach seinem Tode erschienenen Ausgabe.)

Ich wünschte Bernstorf[1] zu schildern, wie er einst vor dem Gerichte der Nachwelt erscheint, wenn kein Lob und keine Verläumdung mehr täuscht, wenn die Zeit alle Stimmen gezählt und gewogen und seinen Werth berich-

1 Den Minister des Königs Friedrichs 5 von Dänemark. Unter der folgenden Regierung zeichnete sich sein Sohn als Minister aus, und itzt wirkt bereits der Enkel in demselben Geiste.

tiget hat, wenn die Folgen seiner Thaten allein für ihn zeugen.

Alsdann, ich darf es erwarten, wird ein dankbares Volk ihn segnen, dessen Väter er glücklich machte, und erleuchtete Monarchen werden, zum Lohne ihrer Sorgen, einen Diener, wie ihn, von der Gottheit erflehen.

Aber Bernstorfs Geschichte ist innig mit der neuesten Geschichte aller Höfe verflochten; und wer darf es wagen, den Vorhang wegzuziehen, der diese Geheimnisse deckt? Das bewegliche grenzenlose Gemälde der politischen Welt zu entwerfen, das eine Meisterhand fordert, und doch nur für spätere Zeiten gehört, wo man die Wahrheit, weil sie weniger beleidigt, auch unter den Mächtigen erträgt?

Ich kann also Bernstorf nicht durch alle Auftritte seines merkwürdigen Lebens folgen. Ich mache mich nur zu zerstreuten Erinnerungen, zu wenigen, aber merkwürdigen, Zügen seines Charakters verbindlich. Ich sammle nur einzelne Zweige zur bürgerlichen Krone dieses Menschenfreundes, und ich lege sie auf sein ehrwürdiges Grab nicht ohne stille Thränen nieder; denn ich habe ihn gekannt, ich habe den Minister hinter der Wolke gesehen, die ihn im Kreise der Geschäfte verbarg, die ihn gegen den spähenden Blick der Höflinge schützte. — Möchte es mir gelingen, mit Würde von dem Manne zu reden, der edlen Anstand und jede Schönheit der Tugend über seinen ganzen Wandel ausgoß.

Bernstorf stammte aus einem, durch Würden und Verdienste verherrlichten, alten Geschlechte. Er war im Ueberflusse der Glücksgüter erzogen; ein Zufall, der den Weg zur Tugend mit neuen Hindernissen, mit neuen Gefahren umringt, weil Reichthum und Geburt ohne Mühe ein Ansehen gewähren, das sonst nur der Preis einer langen Arbeit ist. Bernstorf aber strebte mit einem Eifer nach Verdienst, als wenn er Glück und Namen erst durch seinen Fleiß erwerben sollte.

Mit einem Ernste über seine Jahre überließ er sich früh dem tugendhaften Ehrgeize, nach der Achtung der Edelsten zu ringen. Es war eine Maxime seiner Jugend, die er oft noch im Alter wiederholte, mehr zu leisten, als Pflicht allein fordert; und dies war immer der goldene Spruch aller Unsterblichen. Er trat noch als Jüngling in die Aemter des Mannes. Schon im zwanzigsten Jahre ging er als dänischer Gesandte an den churfächsischen und königlich polnischen Hof, und er hat nachher die nämliche Würde in der Reichsversammlung zu Regensburg, bei Kaiser Karl dem siebenten und am französischen Hofe bekleidet.

In einer langen Reihe von Jahren gingen alle Veränderungen der Staatswelt nahe an seinem Auge vorüber. Er selbst hatte viele Regenten, viele Minister, viele Günstlinge gekannt, oder er war ihnen durch ihr Leben mit einem forschenden Blicke gefolgt; er kannte die Verfassung der Reiche, ihre Verhältnisse mit ihren Nachbaren, den Gang ihrer Politik, die oft den ungeübten Beobachter durch scheinbare Abwechselungen täuscht, und doch bei mehr als einem Hofe Jahrhunderte lang die nämliche bleibt, weil der Geist der Nationen, ihre Art zu empfinden und zu handeln, nur langsam eine neue Wendung nimmt.

Er war in der Kraft seiner Jahre, da er seine Staatsverwaltung antrat, und Friedrich der fünfte hatte noch nicht lange geherrscht; ein Monarch, der durch seine Leidenschaft wohlzuthun, durch die unwandelbare Güte seines Herzens die Freude des menschlichen Geschlechts war, der sich ganz der Wollust, geliebt zu seyn, überließ, der von Vergnügen überfloß, wenn er es um sich her verbreiten konnte, dessen Ruhm auf dem Wege der Unsterblichkeit immer höher steigen wird.

Um Friedrichs Thron drängte sich ein zufriedenes, frohlockendes Volk; es umringte ihn, wie in dem ersten Alter der Welt eine Familie ihren Vater umringte. Oft hat er als König das Gute belohnt, was, in der einfa-

men Hütte verborgen, nicht den Monarchen, nur den Menschen rühren konnte, und was dem Menschen mißfiel, hat er nie als König geachtet.

Diesem Könige diente Bernstorf mit einem nicht minder zärtlichen Herzen. Daher war auch seine Verwaltung der einheimischen und auswärtigen Geschäfte eine Reihe menschenfreundlicher Thaten. Sein System der Politik war, was es am Throne guter Könige ist, Friede, gutes Vernehmen, wechselseitige Dienstfertigkeit, Wohlfahrt und Ruhm für's Vaterland, Vortheile, auch für fremde Staaten. Damit erwarb er sich Vertrauen, und bewies, daß redlich handeln die vortheilhafteste Staatskunst sey, anstatt daß ein Gewebe von Ränken nur eine Zeitlang gelingt, und endlich unfehlbar die Verachtung und den Abscheu aller Völker gegen den Betrüger vereiniget. Nie ward von ihm die Heiligkeit der Verträge beleidigt, nie die gesetzmäßige Verfassung irgend eines Staates untergraben. Er erlaubte sich nie Unterdrückte zu verfolgen, um dem Mächtigen zu schmeicheln; sich zum Sieger zu gesellen, um die Beute des Ueberwundenen zu theilen, sondern er dachte und handelte am Ruder des Staates, wie ein tugendhafter Mann in der bürgerlichen Gesellschaft zu denken und zu handeln gewohnt ist. Er glaubte nicht, daß unter Königen eine andere Rechtschaffenheit gelte, als unter den niedrigsten Erdbewohnern.

Alle Kräfte, die Europa zerrütten, oder die es beruhigen konnten, die Macht und Ohnmacht seiner Völker und Fürsten, hatte Bernstorf durch eine lange Erfahrung zuverläßig zu schätzen und zu vergleichen gelernt.

Das Verdienst eines Staatsmannes ist alsdann ohne Widerspruch entschieden, wenn der Hof, dem er dient, auch mit weniger Gewalt, unter den mächtigsten Höfen eine ehrenvolle Stelle behauptet, wenn man seine Wünsche unterstützt, wenn man ihm mit Achtung und Würde begegnet. Dänemark hatte, unter Bernstorfs Verwaltung, mehr Einfluß als zu irgend einer Zeit in

die größten Angelegenheiten der Welt. Selbst Staaten suchten seine Freundschaft, die kein natürliches Interesse dazu antreiben konnte; des Königs Stimme war ehrwürdig, auch an größern Thronen; sein Rath wurde nie ohne Achtung gehört, und gab öfters zum Wohle fremder Völker den Ausschlag.

So lange Friedrich regierte, war ganz Europa mit Dänemark einig; dieß Reich genoß einer ungestörten Ruhe. Hätte Friedrich den Ruhm, der Königen schmeichelt, Eroberungen mehr als das Glück seiner Unterthanen geschätzt; so fehlte es in dem letztern [2] Kriege nicht an Veranlassungen und glücklichen Aussichten. Es war beinahe seiner Wahl überlassen, auf welche Art er die allgemeine Zerrüttung zu seinem Vortheile nützen wollte. Trat er gegen Preußen auf der Verbundenen Seite [3]; so gab er vielleicht der Uebermacht den Ausschlag, und konnte Belohnungen fordern, die alle Wünsche des Eigennutzes befriedigt haben würden; war er mehr von der Ehre gereizt, dem Unterdrückten [4] zu Hülfe zu eilen, so war auch da der Preis des Sieges nicht fern; und es ist endlich Zeit, riefen selbst Patrioten, daß Dänemark nach einer langen Ruhe sich wieder in den Waffen übe [5]. Ein beständiger Friede entnervt die Nation, und nur in den Stürmen des Staates erheben sich mächtige Seelen, deren Beispiel wieder ein ganzes Menschenalter hebt. Aber Friedrich liebte sein Volk. Der Gedanke, daß der Tod vieler Tausend eben so viele sanfte Bande der Menschlichkeit trenne, wog in seinem Herzen alle Schein-

2 Im siebenjährigen Kriege.

3 Mit Oestreich, Rußland, Frankreich, Schweden und Sachsen.

4 Friedrich 2 von Preußen.

5 Es ist ein trauriges und gefährliches Vorurtheil, zu glauben, daß eine Armee, zur Belebung des militärischen Geistes, wenigstens aller 20 Jahre eines Krieges bedürfe. — Die neueste Geschichte und der heiße Tag (2 April 1801) vor Kopenhagen, wo Nelson's Angriff nichts ausrichtete, hat gezeigt, daß die Dänen, nach langer Ruhe, ihre Tapferkeit nicht vergessen hatten, sobald ihr Vaterland angegriffen wurde.

gründe des Ehrgeizes auf. Er strebte nicht nach Verdiensten, die nur ein allgemeines Elend entwickelt: er dachte groß genug, um lieber weniger zu glänzen, als weniger wohlthätig zu seyn. Er haßte den Krieg, ich darf es zum Ruhme seines Herzens gestehen; aber ganz Europa war Zeuge, daß er ihn nicht gefürchtet hat. Denn wir sahn ihn einem sieggewohnten Volke entschlossen entgegen eilen[6], als es darauf ankam, die Ehre seiner Krone zu behaupten, und auch **Bernstorf** trat dieser edlen Entschließung mit einer feurigen Thätigkeit bei, so mächtig er auch von dem ganzen Gefühle der bedenklichen Folgen[7] durchdrungen war. **Bernstorf** hat also seiner Neigung zum Frieden nie größere Pflichten geopfert, und er, der Verdienste ums Vaterland mit einer warmen Empfindung ehrte, verdient den ungerechten Vorwurf nicht, daß er den Soldatenstand angefeindet habe. Es ist wahr, er unterschied die hohen Pflichten dieses Standes von den Forderungen einzelner Glieder desselben, die, durch Leidenschaften und Vorurtheile verleitet, jeden Hof zum Lager, und jedes Volk zum Heer umschaffen möchten. Er glaubte, daß es Dänemark weniger, als irgend eine andere Macht, nöthig habe, unter einer beständigen Rüstung zu wachen, da es durch Meere, die mit einer ehrwürdigen Flotte bedeckt sind, von fremden Eroberern getrennt wird; da sein Erbrecht durch eine Folge von Jahrhunderten heilig ist; da dieser Staat nicht aus Trümmern anderer Staaten besteht, die, durch Gewalt unterworfen, auch durch eine fortgesetzte Gewalt behauptet werden müssen.

Das Verdienst eines Ministers in auswärtigen Geschäften bleibt oft, wie die Geschäfte selbst, ein Geheim-

6 Peter 3, Kaiser von Rußland, der aus dem Hause Holstein-Gottorp stammte, wollte, wegen verjährter Streitigkeiten zwischen den holsteinischen Linien, 1762 Dänemark angreifen; aber sein plötzlicher Tod führte wieder den Frieden herbei.

7 Dänemarks Macht ist auf die Dauer der russischen nicht gewachsen.

niß; aber alles, was er im Staate anordnet, geschieht vor den Augen der Nation, und noch heller strahlte hier Bernstorfs menschensegnende Tugend. Hier kam es unmittelbar auf das Glück der Unterthanen an, und jede Verfügung trug das Gepräge seines Herzens.

Unter den Vorwürfen, welche man Bernstorf gemacht hat, ist einer, der eine nähere Betrachtung verdient; denn auch Redliche haben ihn oft wiederholt, und er schallt noch zuweilen um sein Grab. Er hat nämlich, wie man behauptet, alle Arten der angenehmen Emsigkeit [8], alle Künste des Geschmacks und des verfeinerten Lebens, über das Vermögen des Landes ermuntert; er hat in Dänemark die Ueppigkeit eingeführt, sie begünstigt und ausgebreitet.

Ein Staatsmann verfehlt zuverläßig seinen Zweck, wenn er allzustreng gegen einzelne Beispiele der Ueppigkeit eifert, deren Wirkung im Ganzen vielleicht unmerklich ist; aber das Buch der Nation mit allen handelnden Völkern muß offen vor ihm liegen; er muß ihr Vermögen gegen den Reichthum anderer zu berechnen, er muß richtig zu beurtheilen verstehen, was ihr, unter verschiedenen Zeiten und Umständen, vergönnt werden kann und was ihr versagt bleiben muß.

Zugleich gab Bernstorf, wie sein König, ein Beispiel, das mächtiger auf die Sitten des Volkes, als Vorschriften wirkt. Friedrich der fünfte lebte an seinem Hofe nicht prächtig, und Bernstorf hat durch seinen Wandel gezeigt, daß sich die Neigung zum angenehmen Leben auch mit der reinsten Tugend vertrage. Er hat den Luxus befördert, insofern er Dänemark glücklich machte; doch war es nicht Endzweck, sondern Folge, die von einem größern Wohlstande und einer geläuter-

8 angenehme Emsigkeit — ist ein gespielter und schielender Ausdruck, denn er bezeichnet nicht richtig. Der Verfasser versteht da unter alle Thätigkeiten, welche die Vergnügungen des Lebens beabsichtigen.

ten Empfindung des Schönen unmöglich getrennt werden kann.

Nur um innerlichen allgemeinen Wohlstand durch eine größere Thätigkeit auszubreiten, setzte **Bernstorf** alle Kräfte der Nation in Bewegung. Darum hat er verjährten Vorurtheilen getrotzt und dem Danke seiner Zeitgenossen entsagt; darum rief er Fremde nach Dänemark und belohnte ihre Talente mit Großmuth. Wer diese Handlungsart tadelt, überlegt nicht, daß eine allzufrühe Selbstgenügsamkeit, wie der Aberglaube, an die Mittelmäßigkeit fesselt; daß ein kluges Volk Weisheit hohlt, wo man sie findet, und sich nicht schämt zu lernen, wenn es den Muth fühlt, seine Lehrer zu erreichen.

Für die nordischen Völker sind Gewerbe zur See ein Beruf der Natur; denn sie sind von Jugend auf mit ihren Gefahren vertraut. Darum begünstigte **Bernstorf** jeden wahrscheinlichen Entwurf, um die Schifffahrt auszubreiten; darum hat er den Handel in allen Gegenden der Erde versucht, der die Schifffahrt nährt und belohnt. Er erlebte die Freude, daß Dänemark seine Geschäfte immer mehr unmittelbar trieb, und sich aus der Gewalt eigennütziger Unterhändler riß. Es hörte zu seiner Zeit auf, den Hanseestädten [9] zinsbar zu seyn; es hohlt nun seine Bedürfnisse selbst aus allen Häfen der Welt, und Norwegen führt seinen Ueberfluß auf eignen Schiffen fremden Käufern zu. Die dänischen Seefahrer hatten sich im letztern Kriege [10] das Vertrauen aller Völker erworben. Sie unterhielten, unter dem Schutze der Neutralität, die zerrissenen Bande der Menschlichkeit, und brachten dem Vaterlande jährlich nicht viel weniger, als eine Million fremden Geldes, und zur See geübte Landeskinder zurück.

9 Hamburg, Bremen, Lübeck.

10 Der Seekrieg 1755 — 1763 zwischen England und Portugall (das sich 1762 anschloß) und Frankreich und Spanien (das 1761 dem Bunde gegen England beitrat).

Die Künste fanden in **Bernstorf** einen Beschützer, die Wissenschaften einen Kenner und Belohner; sie wandeln immer Hand in Hand und veredeln den Genuß und das Glück unsers Lebens. Die Akademie der Künste, eine Einrichtung zur Ausbreitung der natürlichen Geschichte, und die botanischen Anstalten wurden gestiftet. **Klopstock** und **Cramer** [11] wurden durch **Bernstorf** gerufen, von ihm geliebt, und durch seinen König belohnt. **Niebuhr** [12] ward durch seinen Schutz aufgemuntert, den Verlust seiner unglücklichen Reisegefährten durch sein bescheidnes Werk zu ersetzen. Auch wichtige Unternehmungen auswärtiger Gelehrten hat **Bernstorf** unterstützt; denn die Sache der Wissenschaften ist ein allgemeines Geschäft der Menschlichkeit. Er unterhielt mit den berühmtesten einen beständigen Briefwechsel, und schritt mit den Kenntnissen seines Zeitalters fort. Unter dem Gedränge seiner täglichen Pflichten gewann er Zeit, um wichtige Werke mit der Aufmerksamkeit eines Kunstrichters zu lesen.

Auch der Lieblingsgedanke unsers Jahrhunderts, die Verbesserung der Schulen, war eine Angelegenheit seines Herzens; aber dies ist nicht die Arbeit nur Einer Regierung, nicht Eines Jahrhunderts. Jede Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung schreitet nicht durch Sprünge, sondern stufenweise fort, und kämpft lange mit den Vorurtheilen und Umständen der Zeit. Durch Statuten wird etwas, aber wenig, gefördert; denn wer kann Weisheit und Tugend verordnen? Es ist nicht genug Lehrer zu erleuchten; auch die Aeltern müßten erst mehr aufgeklärt seyn, damit nicht der häusliche Eindruck die Wirkung des Schulunterrichts schwäche, damit nicht eine

11 **Johann Andreas Cramer**, Kanzler der Universität Kiel, wo er 1788 starb, bekannt als klassischer Redner, Dichter und Uebersetzer der Psalmen.

12 **Friedrich** 5 veranstaltete eine gelehrte Reise nach Arabien. Unter allen bedeutenden Gelehrten, die daran Antheil nahmen, blieb **Niebuhr** am Leben, dessen Reisebeschreibung das Gepräge von seltner Einsicht und Sachkenntniß trägt.

Kraft die andere zerstöre. Bernstorf that wenigstens einzelne Schritte und bereitete größere Entwürfe vor, deren Ausführung einer künftigen Welt vorbehalten bleibt.

Ich könnte nächst nach [13] den königlichen Wohlthaten Bernstorfs eigne Freigebigkeit rühmen, denn er theilte mehr als seinen Ueberfluß aus; aber ich will die Geheimnisse der Menschenliebe nicht verrathen, die er sorgfältig dem Auge der Welt, und nicht selten dem geretteten Elenden verbarg. Es ist auch kein Beispiel, das zur Nachahmung reizt, wenn ich anführte, daß ein Viertel seiner Amtseinkünfte das Erbtheil der Dürftigen war. Ihre Thränen flossen, als er Dänemark verließ, ihre vielvermögenden Thränen vor Gott.

Bernstorf wurde in allen Fächern seiner Arbeit durch würdige Gehülfen unterstützt. Er sah mit kaltem Blute über den Haufen der Gnadenbettler weg, die in den Vorzimmern der Mächtigen kriechen, und suchte ihn auf im Gedränge, und drang tief in den Mann, den er zum Dienste des Staates fähig glaubte, und es gelang ihm, ein aufkeimendes Genie, noch ehe es glänzte, zu entdecken. Auch unter guten Ministern schmachtet mancher würdige Mann ungebraucht, blos weil er mißfällt; andre dringen ihrem Fürsten eine elende Schaar ihrer Günstlinge auf, die dem Fluche der Nation Trotz bieten und die Ernte der Tugend verzehren; Bernstorf war über diese Launen erhaben. Redlichkeit und Wissenschaft fesselten immer, aber auch allein, seine Gunst; Verdienst entwickelte sich schnell unter seiner Aufsicht; sein Beispiel reizte zur Nachfolge, seine Weisheit leitete sie. Aber er theilte mit seinen Untergebenen freigebiger den Ruhm, als die Arbeit, und ließ sich mit sanfter Würde herab. Immer blieb er der größere Mann, aber niemand fühlte sich an seiner Seite erniedrigt. Er verstand es, Aufträge in Geschäften in die Sprache des Umgangs, Verweise in einen freundschaftlichen Rath, und verdien-

13 nächst nach — ist hart; besser: unmittelbar nach — oder zunächst nach.

ten Tadel in Zweifel zu kleiden. Wenn er Fleiß und Treue geprüft hatte; so vergaß er menschliche Fehler, ohne sie neugierig hervorzuziehen, ohne den Irrenden zu beschämen; denn ein wirklich großer Mann ist immer zur allgemeinen Nachsicht gestimmt. —

Jedoch auch seiner wartete der Sterblichen Loos, die, wenn sie auch keine Strafgerichte fürchten, doch selten der Prüfung entgehen, die ihr Vertrauen auf Gott bestätigen und den Ruhm ihres Lebens durch den schwersten Triumph, durch ihre Geduld im Leiden, krönen soll. Langsam zog sich ein Ungewitter auf. **Bernstorf** hatte schon längst die Absicht seiner Feinde entdeckt, ihn durch wiederhohlte Angriffe zu reizen, und zu irgend einen Schritt zu verleiten, der sie von dem Manne, den sie haßten, befreite. Endlich konnte er sich nicht mehr verbergen, daß es ihnen gelung [14], ihm das Vertrauen seines Monarchen zu entziehen.

Der Schlag kam seiner Erwartung zuvor. Ich war der einzige Zeuge dieses prüfenden Augenblicks. Sein Betragen dabei muß auf ewig seinen Charakter [15] entscheiden; denn in einer solchen Stunde ist der größte Mann in den Händen der Natur.

Er hatte sich eben zur Arbeit niedergesetzt, als er das Schreiben des Königs empfing, welches ihn den Staatsgeschäften entzog. Er las es mit ernsthafter Stille, und stund [16] mit einem Blicke des Schmerzes auf. Ich bin meines Amtes entsetzt, sprach er mit einem gesetzten bescheidenen Ton, und fügte mit gen Himmel erhabenen Augen hinzu: Allmächtiger, segne dies Land und den König!

So stand **Bernstorf** an den Ruinen seines Ruhmes; so gelassen sah er in einer Minute das Gebäude seines ganzen Lebens umstürzen; Hoffnungen, große

14 gelung — gelang.
15 seinen Charakter entscheiden — muß heißen: über seinen Charakter ꝛc.
16 stund — stand.

Entwürfe zu vollenden, Aussichten in ein ehrenvolles ruhiges Alter, alle Freuden des vergangenen Lebens waren dahin, wie ein Traum, und die Folgezeit breitete sich finster vor ihm aus; dennoch stand er unerschüttert. Entweder war Bernstorf ein großer, oder ein unempfindlicher Mann. Wer hat ihn je unempfindlich gekannt? [17]

Der Brief, der ihn seines Amtes entsetzte, enthielt Beweise einer erkenntlichen Erinnerung seiner geleisteten Dienste, und Bernstorf's Asche ist versöhnt; der König hat sein Gedächtniß verherrlicht, er hat seine Familie durch rührende Beweise seines erneuerten Wohlwollens erfreut.

Alle Arten des Ruhms haben sein Leben verherrlicht. Er war glücklich am Ruder des Staats und von allen Redlichen geliebt, und, von aller Macht entblößt, noch verehrt.

D) Zur Charakteristik.

I.

Horaz,

von Blümner.

(Der Oberhofgerichtsassessor D. Blümner in Leipzig gehört zu den geschmackvollsten Kritikern unsers Zeitalters, und das Feld der Aesthetik verdankt ihm manche Berichtigung und Vervollkommnung. Die nachfolgende Charakteristik des Horaz ward von ihm in das kurzgefaßte Handwörterbuch über die schönen Künste, von einer Gesellschaft von Gelehrten, gearbeitet, von welchem nur der erste Theil erschien, so trefflich auch viele einzelne Aufsätze von Blümner, Heydenreich, Eichstädt, Wedag u. a. waren. — Das Fragment steht S. 607 ff.)

Wer mit den Werken dieses Dichters vertraut ist, sagt ein geistreicher Engländer, muß auch Freundschaft für

17 Daß der längere Aufsatz von Sturz in diesem Fragmente etwas zusammengezogen worden ist, forderte die Bestimmung dieses Werkes.

ihn als Menschen hegen; man wünscht, seine Bekanntschaft gehabt zu haben. In der That kann man auch seinen schriftstellerischen Charakter von seinem persönlichen nicht trennen. Der Verstand, der Witz, die gute Laune, die Rechtschaffenheit, die aus seinen Schriften sprechen, machen ihn noch nach Verlauf von achtzehnhundert Jahren zum angenehmsten und lehrreichsten Gesellschafter jedes gebildeten Mannes, so wie sein echt dichterisches Talent zum Muster und Studium aller Freunde der poetischen Kunst. Seine Gedichte sind von doppelter Art, lyrische und poetische Discurse oder Sermonen, die man in Briefe und Satyren eintheilt, ohne daß sie wesentlich verschieden sind. In den Sermonen behandelt er theils kritische, größtentheils aber moralische Gegenstände. Diese, so wie ein großer Theil der Oden, sind voll von practischer Philosophie, welche die Grundlage seines eigenen Lebens war. Ohne einem Systeme ausschließend anzuhangen, nahm er das Gute auf, wo er es fand, und weit entfernt, sich durch verführerische Beispiele hinreißen zu lassen, bekämpfte er die Thorheiten seiner Zeitgenossen, und vorzüglich ihre Sucht, Glückseligkeit in Dinge zu setzen, die der Zufall den Menschen zuwirft, nicht das Verdienst ertheilt, und darnach die Menschen zu würdigen mit Spott und Ernst. So wie er selbst für das Wahre und Schöne lebte; so lehrt er auch die Dinge nach ihrem innern Werthe schätzen, das Glück in sich und in der richtigen Vorstellungsart, die man sich von den Dingen macht, wahre Ehre in eignem Bewußtseyn, nicht im Urtheile Andrer zu suchen, jedes Vergnügen weise zu genießen, und so überall ganz gelebt zu haben; er lehrt Gleichmüthigkeit, Mäßigkeit, Zufriedenheit, Strenge gegen eigne, Nachsicht gegen Andrer Schwächen. Er beschäftigt sich nicht mit unfruchtbaren, spitzfindigen Untersuchungen, sondern Alles, was er sagt, hat practische Anwendung auf das Leben, und oft entwickelt er seine Ideen an Beispielen aus dem gemeinen Leben in der sokratischen Manier, in

der er Meister war. Was einmal seinem moralischen Gefühle widersprach, tadelte er auch mit der größten Freimüthigkeit, seine eignen Handlungen nicht ausgenommen. Dennoch ist seine Satyre mehr lachend als bitter, seine Ironie stets urban. Mit ungemeiner Kenntniß des Herzens und der Menschenklassen ertheilt er die feinsten und lehrreichsten Beobachtungen über Sitten, Neigungen und Leidenschaften, und wiewohl sie sich vorzüglich auf sein Zeitalter beziehen, so behalten sie doch für jedes Zeitalter einer kultivirten Nation das größte Interesse.

Die kritischen Sermonen sind in ihrer Art nicht minder vortrefflich. Hier zeigt er den Werth und die Schwierigkeiten der Poesie, und die Vorurtheile dagegen, warnt die jungen Dichter vor dem Selbstbetruge, Leichtigkeit und Lust zur Dichtkunst für Genie zu halten, und streut die scharfsinnigsten, von tiefer Einsicht zeugenden Bemerkungen über die poetische Kunst, oft nur in leisen Zügen ein. Aber nicht blos der Inhalt der Sermonen, auch ihre Form verräth die Meisterhand. Ohne Plan und Absicht scheint er auszulaufen, verweilt bei jedem interessanten Gegenstande, und gelangt eben durch alle Abschweifungen, wie durch Ungefähr, nicht durch Absicht und Kunst dahin geleitet, zu seinem Ziele. Bald sind sie an eine Person gerichtet, bald sind es Selbstgespräche, bald Dialogen; und überall weiß er den jeder Form angemessenen Ton zu treffen. Seine Darstellung erhält, durch die Versinnlichung abstrakter Wahrheiten, und die Invidualisirung allgemeiner Regeln und Beobachtungen, Interesse und Neuheit; sein Vortrag ist scheinbar nachlässig, aber gedrungen, ideenreich aber correct, und sich immer gleich. — Seine lyrischen Gedichte sind größtentheils Nachahmungen griechischer Muster; daher so viele griechische Bilder, Wendungen, die aber mit der größten Einsicht gemacht sind, und immer noch von originellem Genie und dem reinsten Geschmacke zeugen. Er ist reich und erhaben in seinen Erfindungen,

nicht kühn in seinem Fluge, aber voller Anmuth, Kraft und Würde. Sprache und Versification ist rein, ausgebildet und correct. Er war der erste, der die Sprache für die lyrische Dichtkunst ausbildete; und blieb auch ihr erster lyrischer Dichter dem Gehalte nach.

Von den Lebensumständen des liebenswürdigen Mannes findet man nicht selten Nachrichten in seinen Schriften. Er war zu Venusium in Apulien, funf und sechzig Jahr vor Christo geboren. Sein Vater, wiewohl ein Mann von geringem Stande und wenigem Vermögen, sorgte dennoch mit der größten Treue für die Bildung seines Sohnes, der ihm dafür öfter [1] rührende Beweise seiner innigsten Dankbarkeit gibt. Der alte Horaz führte seinen Sohn nach Rom, ließ ihm da den besten Unterricht ertheilen, und war auch selbst sein unermüdeter Führer und Aufseher. Hier legte der Dichter den Grund zu seinen Kenntnissen in der griechischen Literatur. Im zwanzigsten Jahre ging er nach Athen, wo er seinen Geist auf jede Art auszubilden, und die Philosophie des Wahren und Schönen zu erlernen, Gelegenheit hatte. In Athen machte er die Bekanntschaft des Brutus, der ihn, wiewohl er an fähigen Männern keinen Mangel hatte, doch so auszeichnete, daß er ihm in seinem drei und zwanzigsten Jahre, im Kriege gegen Octavian, das Commando einer Legion übertrug. Nach der Schlacht bei Philippi und dem Tode der Mörder Cäsars, verlor auch Horaz, wie alle Anhänger derselben, sein väterliches Gut; doch nutzte er die angebotne Amnestie, nahm ein kleines Amt an und legte sich auf die Poesie. Er machte mit Virgil und Varius Bekanntschaft; diese und seine Talente empfahlen ihn dem Mäcenas, dessen ganze Achtung und Freundschaft er von dieser Zeit an genoß. Mäcenas schenkte ihm ein Landgut um Sabinum. Hier lebte er abwechselnd und zu Rom für die Philosophie und die Musen, und starb in einem Alter von sieben und funfzig Jahren.

1 richtiger: öfters.

Seine Rechtschaffenheit und seine Talente erwarben ihm die Liebe der verschiedensten Parteien. Seine Anhänglichkeit an Brutus und die Theilnahme an ihren Unternehmungen wurden in der Folge von Octavian und seinen Freunden ganz vergessen. Aber als ein weiser Mann unterwarf er sich dem Schicksale, und der sonst eifrige Freund der sterbenden Republik huldigte dem neuen Monarchen, vielleicht weil er fand, daß seine ausgearteten Mitbürger, überreif für die Freiheit, unter der Herrschaft Augusts noch am glücklichsten wären. Doch bleibt sein feines Betragen gegen diesen sehr lobenswürdig, nie erniedrigt er sich zu Schmeicheleien, und nur mit Mühe konnte der Imperator erhalten, in seinen Gedichten erwähnt zu werden. Gegen den Vorwurf eines ausschweifenden Lebens, den man ihm ehedem machte, ist er von einigen trefflichen Köpfen völlig gerettet worden. Zwar hatte er auch, wie er selbst gesteht, gespielt; aber er blieb seiner mächtig genug, um zu rechter Zeit aufzuhören, und in dem Studium seines Herzens und der Menschen, in der Anwendung seiner Talente, im Genusse der Natur und in practischer Lebensweisheit, den rechten Lebensgenuß zu suchen. Seine Oden sind größtentheils von **Wieland** übersetzt und commentirt, und schwerlich hätte Horaz einen Ausleger finden können, der tiefer in seinen Geist einzudringen fähig gewesen wäre, als der letztere.

E) Zur Specialgeschichte, Kulturgeschichte, Universalgeschichte und Geschichte der Menschheit.

I.

Ueber die Kultur der Araber.

von **Woltmann.**

(Der geheime Legationsrath **Woltmann** in Berlin gehört zu den geschmackvollsten Geschichtsschreibern unsrer Tage. Mit philosophischem Geiste faßt er die historischen Facta auf, und stellt

sie unter einer lebensvollen ästhetischen Form dar. Im Ganzen trifft ihn vielleicht der Vorwurf nicht ganz mit Unrecht, daß er bisweilen die Individuen und Facta der Geschichte nach seiner einmal von ihnen gebildeten Ansicht darstelle, und daß sein blühender Styl doch nicht selten zu viel moderniſire und zu üppig werde, besonders aber, daß er sich in vielen gewagten Neologismen (neugebildeten Wörtern) gefalle und aus der Einheit des dargestellten Bildes falle. Ob nun gleich in diesen Hinsichten seine Schriften mit Vorsicht von Jünglingen gelesen werden müssen; so herrscht doch in denselben ein wohlthuender pragmatischer Geist und ein fester Hirblick auf das Verhältniß der einzelnen Menschen, Völker und Staaten zu den Fortschritten und der gesammten Entwickelung der Menschheit. — Das nachstehende Fragment ist entlehnt aus seinem **Grundrisse der neuern Menschengeschichte** Th. 1, S. 37. ff. [Jena 1796.]).

Wenn man von den Wirkungen der **Araber** auf die Menschheit spricht[1]; so kann man im Allgemeinen sagen, daß sie die germanischen Staaten sehr unterstützten, um eine bessere Gestalt zu gewinnen, und nebst den Germanen am meisten dazu beitrugen, ein Band durch alle Völker zu schlingen, auch den Europäern den Weg zeigten, auf welchen sie es durch manche Gegenden Asiens und Afrika's fortführen mußten[2].

Welchen großen Theil unsrer Erde umfaßte ihr Handel, und wie viele Dinge, die einen wichtigen Einfluß gehabt haben, wurden durch ihn verbreitet! wie viel haben sie schon dadurch auf unser Schicksal gewirkt, daß sie Brantewein, Kaffee und wahrscheinlich auch das Schießpulver in Umlauf brachten! Weit mehr, als im Occident durch den Handel die Menschen in Verkehr kommen konnten, geschah dies in Asien und Afrika durch den regen Karavanenhandel der Araber, für welchen sie

1 Die Herrschaft der Araber ward von Mahomed im siebenten Jahrhunderte gestiftet; im achten verbreiteten sie sich über Nordafrika und kamen nach Spanien, wo ihre Akademieen in der Folge sehr blühend waren, so daß selbst die christlichen Gelehrten aus den germanischen Stammen, die sich allmählig der Provinzen des römischen Westreichs bemächtigt hatten, dort studirten.

2 in den Zeiten der Kreuzzüge.

schon in ihren heimatlichen Wüsten ganz waren geschaffen gewesen!

Die mahomedanische Religion ward auf den Flügeln des Enthusiasmus schnell zu vielen rohen Völkern getragen, und ihre Lehren, die bei weitem nicht so viel Unbegreifliches für Vernunft und Phantasie hatten, als die christlichen, fanden leichter Eingang, als diese. Sie wirkten sehr zur Besserung des Charakters und des bürgerlichen Lebens, wenn sie gleich nicht jene Umwandlung des Menschen beabzweckten[3], welche der Christianismus durch die ganze Art, wie er gelehrt und durch eine Hierarchie unterstützt ward, allmählig hervorbrachte. Jene wurden rasch den Menschen aufgedrungen, nur durch eine leichtsinnige Toleranz nachher bewacht, und eben so leichtsinnig angenommen als beobachtet; auch mußte mancher Satz in ihnen das Ganze stets schwankend erhalten; aber sowohl dieses, als jenes diente dazu, daß auch die religiöse Wirkung der Araber eine schnell entwickelte und schnell verwelkende Blüthe ward. An der Idee Eines Gottes fand die Speculation eine Stütze in der Religion, an welcher sie sich erheben konnte. Daß neben dem Koran Aristoteles[4] herrschte, ist eine Erscheinung, über die man sich nicht zu verwundern braucht; denn die Einbildungskraft und die spitzfindigsten Untersuchungen, wenn sie nicht zum bloßen Buchstaben geworden sind, bieten sich einander die Hand. Mystische Schwärmerei war bei den Arabern die Begleiterin der aristotelischen Metaphysik, und vorzüglich wegen solcher[5]

3 besser: beabsichtigten.

4 Den Aristoteles lernten die Araber nach ihrer Eroberung des christlichen Syriens in diesem Lande kennen, und durch sein Studium wurde ihr Sinn für philosophische Speculation geweckt. Ihn übersetzten sie ins Arabische und nahmen ihn mit nach Spanien, von wo er zu den Christen in Frankreich kam, die ihn aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzten. So bildete sich sein Einfluß auf die sogenannte scholastische Philosophie.

5 solcher — richtiger: einer solchen.

Begleitung ward diese eine wohlthätige Erscheinung für den Occident. So zeigt gleichfalls das Beispiel dieser Nation, daß nur Menschen, welche ein großes Ideenvermögen besitzen, die mathematischen Wissenschaften mit Genie bearbeiten können, und ihre Arzneikunde lehrt, wie sehr auf der Einbildungskraft das Talent einer glücklichen Beobachtungsgabe beruht.

Selten konnte ein Volk eine so stark gezeichnete Nationalpoesie haben, als die Araber, wenn der Nationalcharakter in der bestimmten Weise besteht, auf welche[6] ein Volk die Dinge um sich her in seine Empfindung aufnimmt, und er also nöthig ist, um irgend eine schöne Nationalkunst zu besitzen. Die Denkart, welche sich durch die große, aber keineswegs reizende und üppige Natur Arabiens, durch das romantische Leben daselbst, durch den Krieg der kleinen Stämme unter sich, und die fürchterlichen Leidenschaften, welche dadurch geweckt wurden, durch die hohe Achtung, in welche Tapferkeit und Verwegenheit dadurch kommen mußten, und nachher durch Mahomed's Revolution, welche Einheit des Charakters und stolzen Ernst zur Folge hatte, noch an Kraft gewann, diese Denkart gab der schönen Kunst gleichsam einen festen Stamm, an welchem die Blüthen hinaufranken[7] konnten. Freilich lag es aber auch in diesem Nationalcharakter, daß ein arabisches Kunstwerk nie Fülle und Vollendung erhielt; ihm war es nur um einzelne hervorspringende Züge zu thun und die Abenteuerlichkeit eines Mährchens mußte ihm lieber seyn, als die geformte Fülle einer griechischen Dichtung. Aber wie sehr hat die romantische Welt der arabischen Poesie zur Bildung des Occidents beigetragen, und die schöne Sprache, durch welche sie sich zeigte, gewirkt, um viele

6 auf welche ist falsch; — durch welche.

7 hinaufranken — ist Neologismus, und nicht einmal edel und richtig bezeichnend, sobald es von Blüthen und nicht von Zweigen gilt; warum nicht: **an welchem sich ihre Blüthen entfalten konnten.**

Völker Asiens und Afrika's auf Wohllaut aufmerksam zu machen! Genau anzugeben, was in der Dichtkunst des germanischen Mittelalters arabischen Ursprungs sey, möchte aber wohl eben so schwer seyn, als dies bei der Baukunst desselben anzeigen zu wollen.

2.

Europa in seiner Regeneration.

von J. E. Eichhorn.

(Ueber den stylistischen Charakter dieses trefflichen Schriftstellers vergleiche man die Einleitung zum 34sten Fragmente im zweiten Theile dieses Handbuchs, S. 233 ff. — Das nachstehende Fragment enthält die concentrirte Schilderung der Regeneration des jüngern Europa seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, und die Darstellung der wichtigsten Momente, wodurch die bessere Gestalt der Dinge in den drei letzten Jahrhunderten begründet ward. Es steht in der Weltgeschichte Th. 2, S. 563 ff.)

Seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts hatte sich Europa (den Norden ausgenommen, wo alles später reifte) regenerirt. Italien [1] und England [2] waren schon früher vorausgegangen, nur ohne große Folgen für das übrige Europa. Denn das Aggregat von kleinen wohlorganisirten Republiken in Italien bildete keine festverbundene Einheit, um auf dem großen Welttheater aufzutreten und das politische Verhältniß andrer Staaten zu bestimmen; und England gelangte lange nicht zum Genuß seiner Konstitution; es suchte seine Größe nicht in dem, wozu es doch durch seine Lage eigentlich berufen ist, nicht in Schifffahrt und in Handlung, sondern in einem Kampf mit Frankreich, und nachdem es sich daselbst

1 Nach Italien hatten sich nicht nur die griechischen Philosophen bei dem Vordringen der Osmannen geflüchtet; in Bologna war auch die berühmte Schule des langobardischen und römischen Rechts.

2 England erhielt schon unter Johann ohne Land 1215 die magna charta.

verblutet hatte [3], sank es in bürgerliche Kriege [4], die aller bessern Bildung widerstanden. Endlich verstärkte sich in Spanien und in Frankreich die königliche Macht (dort seit 1479, hier A. 1483 [5]) bis zum unumschränkten Despotismus, und gleich darauf traten beide in Italien [6] auf den öffentlichen Kampfplatz, um mit einander ihre Kraft zu messen, und Rom aus dem Mittelpunkte, um welchen durch das ganze Mittelalter alle Staaten gravitirten, nach und nach zu rücken. England endigte seine bürgerlichen Kriege (A. 1485) und kam auf kurze Zeit zur Ruhe. Teutschland neigte sich durch seinen allgemeinen Landfrieden und durch sein stehendes kaiserliches Kammergericht (A. 1495) zum innern Frieden und zur Ordnung [7]. Die stehenden Armeen, das in Teutschland (A. 1521) festgesetzte Kreiscontingent — diese und andere Kriegsanstalten, die früher oder später in allen Reichen von Europa nachgeahmt wurden, stellten größere Sicherheit von innen und von außen her, zumal nachdem das Kriegswesen durch den Gebrauch des Schießpulvers [8] eine schwere und regelmäßige Kunst geworden war; sie machten die Staaten unter einander furchtbarer und ihre Kriege ernsthafter und länger. Und wozu die Macht der regulären Truppen nicht hinreichen wollte, das wußte man von nun an durch ein stilles, aber mächtig durchgreifendes Mittel, durch die politische Intrigue, die man in Italien erlernte [9], zu bewirken.

Als eben mehrere der regenerirten Staaten auf dem

3 Karl 7 von Frankreich gelangte wieder zu den Besitzungen seines Vaters.

4 Zwischen der rothen und weißen Rose, den Häusern York und Lancaster, die endlich Heinrich 7 durch Heirath vereinigte.

5 In Spanien unter Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien; in Frankreich unter Karl 8.

6 Ueber den Besitz von Neapel.

7 Unter Maximilian 1.

8 Sein Geb. auch seit 1380.

9 Der Stifter derselben war der Herzog Ludwig Moro in Mailand.

Punct standen, ihren isolirten Zustand zu verlassen und auf einem größern Schauplatze aufzutreten, drängten sich große, unerwartete Begebenheiten, die sich mit dem ersten großen politischen Schauspiele verschlangen, und ihm durch alle folgende Jahrhunderte seine Richtung gaben.

Amerika ward (A. 1492) entdeckt [10] und der Weg nach Ostindien um das Cap (A. 1498 [11]) gefunden: zwei glücklich ausgeführte Abenteuer, welche den Kulturzustand von Europa auf alle folgende Jahrhunderte veränderten und stimmten; doch mit dem Unterschied, daß das letztere bei der weit schwereren Besitznehmung von Ostindien und durch die Handlungsspeculationen, die man zu verfolgen hatte, in den ersten Zeiten mehr zur Entwickelung des europäischen Geistes diente, als das erstere, das einen viel zu leichten Reichthum gab. Doch nachdem die erste Silberernte eingesammelt war, und auch andere Nationen neben Spanien Pflanzungen in Amerika versuchten; so änderte sich wieder das Verhältniß der neu entdeckten Länder zur europäischen Kultur. Amerika, wie Asien, wurde nun eine neue unerschöpflich reiche Quelle von Begriffen; beide boten Gegenstände ohne Zahl zu Speculationen und zur Vernichtung vieler Vorurtheile aus, und trugen vielfach dazu bei, den wachgewordenen Verstand der Europäer wach und rege zu erhalten. Der kleinste Welttheil wollte nun über seine andern Brüder herrschen; dies erschütterte Europa in dem Innersten und regte [12] bisher ungeregte Kräfte. Schifffahrt, Industrie und Handlung wurden neu belebt; die edlen Metalle vermehrt, der Werth der Dinge erhöht, die Oekonomie verändert und Luxus und Sitten verfeinert. Alte Nah-

10 von Colom.

11 Das Cap ward schon 1486 von Bartholomäus Diaz entdeckt; zuerst umsegelte es 1498 Vasco de Gama, und Albuquerque begründete in Ostindien das damalige Uebergewicht der Portugiesen.

12 muß heißen: erregte.

rungszweige wurden ruinirt und durch neue ersetzt; die bisherigen Handlungswege verlassen, und statt ihrer neue eröffnet; die bisherigen Verhältnisse der Stände in den Staaten umgestoßen und mit einem andern ständischen System vertauscht. Der bisherige Rang der Staaten wurde völlig umgekehrt. Italien sank binnen 60 Jahren nieder und Spanien dagegen culminirte [13]; es ward das allgemeine Muster von Europa und wegen seiner Allmacht ward das spanische und teutsche Oestreich der Mittelpunct, gegen welchen alle bedeutende Mächte von Europa ihre Kräfte richteten; man zitterte vor der Gefahr einer spanischen Universalmonarchie [14]. Genua, Venedig und die Handelsstädte in dem südlichen Teutschland verloren ihren Glanz, und dagegen wurde Portugall und Lissabon durch die Handlung schnell gehoben. Die großen Staatsverbindungen und die intriguante Politik, welche die Staaten von Europa in ein künstliches, schwer zu übersehendes System vereinigte, nahmen nun erst ihren vollen Anfang. Die Kriege hörten auf eine bloße Fehde eines Vasallen gegen seinen Lehnsherrn, oder ein Aufstand der Bauern gegen ihren Edelmann, oder eine Streiferei in das Territorium der Nachbarschaft zu seyn; von nun an setzten alle Kriege, da man sie mit stehenden Heeren führte, halb Europa in Bewegung, und führten immer mehrere Staaten mit größerem oder geringerem Antheile auf den Kampfplatz.

Noch fühlte Europa nichts als den ersten schwachen Anfang dieser großen Veränderungen, als eine Revolution von anderer Art [15] ihren Anfang nahm. Luther, Zwingli

13 **culminiren** wird von den **Sternen** gebraucht, wenn sie den Punct erreicht haben, wo sie wieder umkehren. — So auch die **Staaten**, wenn sie bis zu einem gewissen Ziele in ihrer Macht unaufhaltbar fortschreiten. **Spanien** culminirte unter Philipp 2.

14 Unter Philipps 2 Vater, dem Kaiser Karl 5.

15 die Reformation.

und Calvin [16] sammelten die zerstreuten Strahlen der religiösen Aufklärung in einen Brennpunct, und zündeten ein Licht an, das unmittelbar den Geist erleuchtete. Unter seinem wohlthätigen Scheine brach der neu erwachte europäische Verstand in den Protestanten durch die Finsternisse, in welche ihn die Hierarchie [17] eingekerkert hatte, und traf Anstalten, die Uebermacht derselben zu beschränken, und ihre Versuche zu einer neuen Unterjochung zu vereiteln. Die alten Schulen wurden gereiniget und gebessert, und viele neue angelegt, und an den protestantischen Ländern ein Muster aufgestellt, das die katholischen früh oder spät nachahmen mußten, wollten sie wie jene blühen [18]. Kaum war der alte Seelenzwang durchbrochen; so entstand eine vordem unerhörte mündliche und schriftliche Freimüthigkeit über religiöse und politische Gegenstände. Mit Kühnheit wurde eine Menge dem gesunden Menschenverstande einleuchtender und aufklärender Ideen, die man sich vordem kaum in das Ohr zu sagen wagte, laut und öffentlich gesagt, und in allgemein lesbaren Schriften in allgemeinen Umlauf gesetzt; die Kühnheit der Schriftsteller im Denken und Urtheilen theilte sich unvermerkt den Lesern mit; insonderheit ergriff den Geist der Teutschen in allen protestantischen Ländern ein edler Freiheitssinn. Mit ihm vereinte sich ein Geist der Thätigkeit, der Industrie und Toleranz, der den protestantischen Ländern in Gewerben, Kunst und Handlung einen großen Vorzug gab. Durch die neue Lehre, durch welche sich der Norden von dem Süden von Europa unterschied, traten die Staaten in ein völlig anderes Verhältniß; Teutschland kam zu einem doppelten System, einem ungebundenen protestantischen, und einem festverbundenen katholischen, das aber doch mit aller sel-

16 Luther in Wittenberg (1517); Zwingli in Zürich (1519); Calvin in Genf.

17 seit Hildebrand (Gregor 7) im eilften Jahrhunderte.

18 wollten — blühen — ist eine gewagte Construction im Teutschen, statt: wenn sie wie jene blühen wollten.

ner Festigkeit die kaiserliche Macht nicht aufrecht halten konnte [19]. Europa, das dem Ausgange jenes übermüthigen Systems von Spanien, seine Herrschaft über ganz Europa auszubreiten, mit Bangigkeit entgegen sah, ward durch diese neue Lehre von seiner Angst erlöset, als sie zur Schwächung und Demüthigung von Spanien eine Republik der vereinigten Niederlande [20] in die Reihe mächtiger Staaten einsetzte. Das Beispiel eines doppelten, nunmehr glücklich durchgesetzten [21] Freiheitskampfs, eines religiösen und politischen, ward verführerisch. Böhmen, Portugal und Catalonien griffen zur politischen Rebellion und selbst die katholische Kirche drohete dem Pabstthum mit einer neuen Revolution durch den sanften Sarpi [22], dessen Wirkungen auf das übrige Europa nur allein der dreißigjährige Krieg gehindert hat.

Diese wenigen Begebenheiten stießen [23] früher oder später alle Staaten von Europa zur bessern Bildung und Veredlung in allen ihren Theilen unwiderstehlich fort, und machten die zweite Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zu einer ewig denkwürdigen Epoche in der Geschichte der Kultur. Von dieser Zeit an drehen sich alle Weltbegebenheiten um Schifffahrt und Handlung oder Religion; letztere mischt sich bis zum achtzehnten Jahrhundert in alle Kriege, und gibt ihnen, wenn sie auch in ganz andern Absichten unternommen werden, das Ansehen von Religionskriegen; und seitdem das Interesse für Glaubensbekenntnisse und Lehrformen abgenommen hat, verwandeln erstere alle Kriege, hauptsächlich in dem achtzehnten Jahrhundert, in Handelskriege. Stehende

19 denn im westphälischen Frieden (1648) gewannen die unmittelbaren Reichsstände in Teutschland die Territorialhoheit.

20 schon 1579 durch die Utrechter Union begründet, aber erst 1648 im westphälischen Frieden anerkannt.

21 durchgesetzten — ist nicht mittlere Schreibart, besser: durchgekämpften.

22 der in Venedig sich gegen die päbstliche Uebermacht erklärte.

23 stießen — edler, aber freilich weniger energisch wäre: führten.

Armeen und Religion, Schifffahrt und Handlung, sind seit den letzten Jahrhunderten die Hebel aller Staatsunternehmungen und haben Europa seine gegenwärtige Gestalt gegeben.

3.

Ueber die Geschichte der griechischen Poesie,

von Manso.

(Der literarische und schriftstellerische Charakter dieses ausgezeichneten Prosaikers und Dichters unsrer Nation ist bereits in der Einleitung zum 14ten Fragmente des zweiten Theiles dieses Handbuches S. 121 ff. gewürdigt. Wenige Prosaiker haben die Gewandtheit und das Leben in der Darstellung, das Manso's Producte bezeichnet, über denen zugleich ein geordneter, milder Geist waltet. Mehrere seiner schätzbarsten Abhandlungen hat er in den Nachträgen zu Sulzers Theorie (7 Bände bis itzt) niedergelegt, wohin besonders seine Geschichte der teutschen, der römischen und der griechischen Poesie gehören. Aus der letztern ist das nachfolgende Bruchstück entlehnt, das sich im ersten Theile dieser Nachträge, Stück 2, S. 255 ff. befindet.)

Die Griechen sind mit allen Nationen von einer Stelle ausgegangen. Ueberall und unter allen Völkern hat die erregte Einbildungskraft, das gereizte Gefühl, und der sympathetische Wunsch einer Mittheilung der Empfindungen eine Art von Poesie erzeugt, die doch wenigstens einige Schritte vor dem bloßen Schrei der Natur voraus hat.

Das Klima von Griechenland ist weniger anmuthig und günstig, als die Breite, unter welcher es liegt, erwarten läßt; und die Wiege der Dichtkunst, Staatswissenschaft und Philosophie ist nicht das reizende, fruchtbare und lachende Land, als es der Einbildungskraft, der Wahrheit zum Trotze, erscheinen mag. Eine Kette hoher Gebirge trennt im Norden das freie Land von Thessalien und Macedonien, und läuft in mehrern Armen südlich hinab, wo sie in einigen Landzungen ausgeht, und

den Peloponnes mit dem festen Lande vereint. Eben so wird das Land der südlichen Halbinsel durch Gebirge zusammengehalten, die sich von Arkadien, dem höchsten Puncte des Peloponnes, nach allen Gegenden ausdehnen, überall weite Thäler umfangen und große Landzungen bilden. An diesen hohen Gebirgen brechen sich die sanften Lüfte des Meeres, und eine üppige Fruchtbarkeit der Natur findet hier keine Statt.

Dafür aber hat die Natur diesem Lande eine Einrichtung gegeben, welche die Bewohner desselben zu einem lebhaften Verkehr mit den Bewohnern andrer Klimaten zwang. Die Verschiedenheit des Bodens gab ihm eine größere Mannigfaltigkeit der Producte, als vielleicht ein anderes Land desselben Umfanges besitzen mag; und die zahlreichen, von der Natur gebildeten, Buchten und Häfen ladeten fremde Völker frühzeitig zum Handel an diese Küsten ein. Aber auch selbst die Einwohner des Landes, in welches das Meer von allen Seiten eindrang, und welches auf allen Seiten mit großen und kleinen Inseln umgeben war, wurden früh auf das Meer gelockt, und von der Natur zu Reisen und Wanderungen eingeladen. Leicht beweglich, thätig und lebhaft waren daher die Bewohner von Griechenland; zu jeder, auch der entferntesten Unternehmung aufgelegt, und recht zur Bepflanzung fremder Klimaten geschickt. Diese Munterkeit und Lebhaftigkeit ist ein Grundzug in dem Charakter dieser Nation und gleichsam die Wurzel, aus welcher ihre Tugenden, Thorheiten und Laster entsprossten.

Hier sollten die Menschen, mehr als irgendwo, durch sich selbst, durch die Kraft ihrer eignen Anlagen, nicht durch den Willen und das Beispiel einiger Wenigen, hier sollten sie, wenn auch langsamer, aber desto eigenthümlicher gebildet werden. So wollte es die Natur. Darum zerschnitt sie das Land in viele Provinzen und trennte die einzelnen Stämme, die nun beweglicher waren, als jene Volksmassen, welche die Natur in dem

Morgenlande hordenweis zusammentrieb und zur Unterwürfigkeit unter despotische Scepter zwang.

Unabhängig waren diese kleinen Völkerschaften von einander, und ungleich an Sitten, Religion und Regierungsform. Jede bildete sich eigenmächtig aus, so gut sie konnte, und so weit es die Umstände erlaubten oder beförderten. Daher blieben einige bis auf den letzten Augenblick ihres Daseyns der Barbarei unterthan; einige verfeinerten sich bis zu einem gewissen Grade; einige drangen bis zum höchsten Gipfel der Kultur empor. So hat Aetolien und Lakonien nie auf dem Altare der Musen geopfert, und Arkadien hat nur in den letzten Zeiten der griechischen Freiheit einige talentvolle Männer hervorgebracht [1].

Einzelne Samenkörner der Kultur scheinen von Ankömmlingen aus gebildetern Gegenden in dem noch rohen Griechenlande ausgestreuet worden, und manches nützliche, die Menschheit ehrende Gesetz mag von Asien dahin gebracht worden seyn [2]. Aber diese Sprache konnte ihre eigenthümliche Bildung für die Dichtkunst, ihren Wohllaut, ihre Biegsamkeit, ihren bestimmten Accent

1 **Manso** selbst citirt hier Cicero in Bruto 13. Vellej. Pat. 1, 18. Uebrigens erklärt diese eigenmächtige und freie Bildung die Mannigfaltigkeit der Schriftsprache nach den Mundarten der verschiedenen Provinzen. Denn jede Provinz glaubte sich berechtigt, ihren Dialekt zu schreiben, wenn sie nur sonst zu schreiben verstand. Daher hat in den Zeiten der Freiheit kein Dialekt ausschließend in Griechenland geherrscht, und nur erst, nachdem sich die Nation unter dem römischen Joche an eine monarchische Einförmigkeit gewöhnt hatte, wurde der attischen Mundart der Vorzug vor den übrigen gegeben.

2 Zu den ausländischen Beförderern der griechischen Kultur rechnet man den Aegypter Cekrops und den Phönicier Cadmus. Durch diese und vielleicht auch durch Griechen, welche in fremden Ländern gereiset waren, kamen frühzeitig gewisse Einrichtungen nach Griechenland, welche zur Sittlichkeit führten. Cf. *Heyne*, de nonnullis in vitae humanae initiis a primis Graeciae legum latoribus ad morum mansuetudinem sapienter institutis, in den *Opusc. T.* 1, *p.* 213 *seqq.*

und Sylbenwerth von keinen fremden, am allerwenigsten von asiatischen Völkern bekommen. Diese Vorzüge, welche die griechische Sprache vor allen Sprachen der alten und neuen Welt auszeichnen, verdankt sie jenem glücklichen Ohngefähr, das die Worte mit Musik, beides mit Tanz verband; eine Vereinigung, welche schon in sehr frühen Zeiten statt gefunden hat, und aus welcher sich manches scheinbare Räthsel mit leichter Mühe erklären läßt.

Die Griechen waren von Alters her ein musikalisches Volk. Denn die Wunder, welche ihre älteste Geschichte von den Wirkungen der Tonkunst erzählt, und die Thaten eines **Amphion** und **Orpheus** sind nicht so ganz Fabeln, daß ihnen nicht eine gewisse Wahrheit zum Grunde läge. Aber freilich würde es sehr unphilosophisch seyn, einer übergroßen Vollkommenheit der Kunst dasjenige zuzuschreiben, was nur die Wirkung größerer Reizbarkeit und Empfänglichkeit für den Zauber, selbst einer mittelmäßigen Musik gewesen seyn kann. Denn diese Wunder verschwanden in den Zeiten der höhern Kultur, und die geschicktesten Tonkünstler der spätern Zeit waren umsonst bemüht, die Wunder der orphischen Kunst zu erneuen. Was einmal verschwunden war, kam nicht mehr zurück [3].

So unvollkommen wir uns aber auch immer die Musik der ältesten Dichter denken mögen; so war sie es doch, die der Sprache, welche gleichen Schritt mit ihr hielt, den Wohllaut und die Bestimmtheit ihrer Sylben gab, so wie der Tact des Tanzes den Rhythmus des Verses hervorbringen mußte. Indem nun also die Griechen verbanden, was anderwärts getrennt war; so sind sie unter allen dichtenden Nationen die einzige geworden, welche, bei ihrem ersten Auftritte in die Geschichte der

3 Einige unter den Alten leiten alle sittliche Kultur der Griechen von der Macht der Ton- und Dichtkunst her. Cf. *Heyne*, de efficaci ad disciplinam publicam privatamque vetustissimorum poëtarum doctrina, in Opusc. Acad. T. 1, p. 166 seq.

Literatur, mit einer höchst bestimmten Prosodie und regelmäßig geformten Versen erscheint. Welch ein Wunder der Kunst ist der Rhythmus des Hexameter, in welchem Homers Gedichte einhertreten![4] wie ist er in allen seinen kleinsten Theilen bestimmt und vollendet! Wie schmiegen sich ihm Gedanken und Worte an! und wie dürftig erscheint dagegen der armselige Parallelismus der morgenländischen Poesie!

An diesem Faden lief die Bildung der poetischen Sprache fort. Nie, bis in die Zeiten der höchsten Kultur hinauf, vergaß die Dichtkunst der Griechen ihren ersten Ursprung, den sie den Festen der Götter, den Versammlungen frommer und fröhlicher Menschen dankte. Bei allen Festen, feierlichen Zusammenkünften und Spielen klang die Leyer der Dichter von den Thaten der Götter und Halbgötter, von dem Preise der Tugend und dem Hohne des Lasters. Immer blieb die Dichtkunst lebendige Darstellung durch tönende Worte, denen Tanz und Musik zu Hülfe kam. In dem Trauerspiele war nicht blos der lyrische Theil mit Gesang verbunden; der Dialog selbst war dem Recitative gleich. Dasselbe war es mit dem epischen Gedicht, der Hymne und andern. Nicht für das Auge, sondern ganz eigentlich für das Ohr war und blieb ihre Dichtkunst bestimmt. Und als dieses aufhörte, als der feierliche Gesang verstummte, und die Musen sich aus dem Gedränge des Volks in die Studierstuben zurückzogen; da war es um die Blüthe der Dichtkunst gethan. Noch immer zwar blieben ihr jene reizende Formen, welche sie in einem poetischen Zeitalter empfangen hatte; aber der Geist, der sie beseelen sollte und die genialische Kraft war dahin. Die Kunst konnte nicht ersetzen, was der Natur vordem von selbst und ohne Mühe entquollen war.

Noch in der fabelhaften Zeit erscheint in dem unbebauten Lande ein poetisches Volk. Die Thracier, viel-

4 Nöthig ist es, daß Wolf's Untersuchungen über den Homer damit zusammengehalten werden.

leicht an der Küste Klein-Asiens einheimisch, bringen in das gegenüberliegende Land, dessen nördlichere Gegend sie einnehmen, die Kenntniß der Pierinnen[5], deren Namen ein unverlöschliches Denkmahl des längst vernichteten Stammes bleibt. Hier in Pierien, scheint es, am Fuß des Olymps, tönten zum erstenmal feierliche Hymnen den unsterblichen Göttern, welche die rege Phantasie des kindisch frommen Volks in die Wolken setzte, die den Scheitel seines Gebirgs umhüllten. Hier war und hier blieb ihre Wohnung, und so lange die Religion der Griechen in irgend einem Theile der Erde blühte, selbst noch in dem Nachhall griechischer Gedichte, heißen sie die olympischen. Hier tanzten ihnen die Musen und feierten ihre Feste mit unnachahmlichen Liedern. Von hier stiegen sie bisweilen in das benachbarte Tempe hinab und badeten ihre Leiber in den Wassern des Peneus. Hier ward jeder Ort für ewige Zeiten der Dichtkunst gewidmet und mit einem poetischen Namen bezeichnet.

In dieser Epoche und aus diesem thracischen Dichterstamm trat Orpheus hervor, den man mit Unrecht für ein bloßes Phantom fabelnder Geschichtschreiber hält. Denn so sehr auch die poetische Sprache des Alterthums und der Aberglaube einer gewissen Secte die Begebenheiten seines Lebens zum Theil ausgeschmückt, zum Theil verunstaltet hat; so bleibt ihnen doch ein gewisser historischer Grund, dessen Wirklichkeit so manches Institut Griechenlands bündiger, als die Zeugnisse der Geschichtsschreiber beweiset. Auch leuchtet aus der Hülle dieser

5 Die Musen führen den Namen der Pierinnen von dem Namen des thracischen Stammes, unter welchem man zuerst der Dichtkunst als einer göttlichen Kunst huldigte. Man sehe den **Pausanias** IX, 29. — **Heyne** hat gezeigt, was sich aus den Namen der Musen, und den Eigenschaften, welche das höchste Alterthum ihnen beilegt, auf den Umfang und den Zustand der Kenntnisse jenes Zeitalters schließen läßt. Literarum artiumque inter antiquiores Graecos conditio ex Musarum aliorumque Deorum nominibus declarata, in Opusc. acad. T. 2, p. 306 seq.

Fabeln selbst die Geschichte eines Mannes hervor, wie ihn jenes Zeitalter gar wohl aufstellen konnte; die Geschichte eines der höchsten Begeisterung fähigen Liedersängers, welchen der Wahn des Volkes, das sein Anblick und seine Töne innigst erschütterten und rührten, zu einem Vertrauten der Götter erhob, dem sie in den Stunden der Weihe gegenwärtig waren, und ihre Kenntnisse einhauchten. Darum ist er ein Arzt, ein Prophet[6] und Stifter eines geheimnißvollen, begeisterten Gottesdienstes. In ihm erscheint uns ein Lehrer seines Volks, wie nur Dichter barbarischer Zeiten seyn können, wo keine Wahrheit Eingang findet, als auf dem Wege der Einbildungskraft, und wenn sie sich mit dem äußern Reiz des Gesanges paart. Ob es nun gleich höchst unwahrscheinlich ist, daß auch nur eines der Gedichte, die wir unter seinem Namen besitzen, von ihm wirklich sey; so sind doch mehrere derselben uralt, und lassen den Geist der Dichtkunst in dem orphischen Zeitalter ahnen. Am ältesten scheinen die Hymnen zu seyn, ein merkwürdiges Ueberbleibsel alter Liturgie, und höchst feierlich, durch die Anhäufung volltönender Namen und Beiwörter der Gottheit, an deren Altären geopfert ward. Denn aus zahlreichen Namen des Gottes erhellte seine vielgetheilte Macht und sein weitverbreitetes Ansehn in allen Orten und Ländern. Und daß sie ohne Verbindung zusammengeworfen sind, läßt auf die Ehrfurcht des Betenden

6 Der Dichter und der Prophet (vates) waren in den ältesten Zeiten nur Eine Person. Die Wirkungen, welche der begeisterte Dichter in seinen Zuhörern hervorbrachte, wurden von dem unwissenden Volke und von dem Dichter selbst der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit zugeschrieben, welche ihm das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige wissen ließ. Dies waren aber eben die Kenntnisse, die man bei dem Propheten suchte. Daher beziehen sich auch die alten Orakel nicht immer auf die Zukunft, sondern bisweilen auf vergangene Begebenheiten; oft sind sie nichts weiter, als ein guter Rath, der aber als eine Folge der Begeisterung von größerem Nachdrucke war.

schließen, der zur Gottheit nur aufseufzt, aber nicht mit ihr zu sprechen wagt.

Aus dem nämlichen Zeitalter und demselben thracischen Stamme glänzen uns die ruhmvollen Namen des **Eumolpus** [7] und **Musäus** entgegen [8], prophetischer Dichter und Priester in dem geheimen Dienste der Götter. Uralte, in den Mysterien erhaltne Sagen, für deren Wahrheit die Natur der Sache zu bürgen scheint, belehren uns über die Gattungen der Poesie, welche damals ihren Ursprung erhalten haben. Noch war die Dichtkunst eine Tochter und Dienerin der Religion, und ihr Gebrauch war ganz religiös. An den Altären schallte der Ruhm der Götter; und das Andenken ihrer Thaten, ihrer Strafgerichte und ihrer wohlthätigen Erscheinungen unter den Menschen, waren der Inhalt jener lyrisch-epischen Hymnen. Hier bildete sich derjenige Theil der Fabeln in poetischer Schönheit aus, welche der fromme Wahn des gläubigen Volks von den Göttern seines Landes und Stammes roh erfunden und dem verschönernden Dichter vorgearbeitet hatte. Ein andrer Theil der Mythologie, welcher die Thaten merkwürdiger Menschen in sich begreift, bildete sich in den Versammlungen des Volkes, das die Dichter durch die lebhafte Erzählung großer und wunderbarer Thaten der Vorwelt mit Bewunderung und Staunen erfüllte. Und so erscheinen denn also die ersten Anfänge des lyrischen und epischen Gedichts wiederum als Keime des frei wirkenden, in der offnen Welt, in der Mitte des Volks sich entwikkelnden Geistes. Daher mußte hier alles lebendiger, feierlicher und stärker seyn, wo das Verlangen der Mittthei-

7 Unter dem Namen des **Eumolpus** hatte man in den Mysterien einige Gesange. Diodor. I. ö. 15. und seine Nachkommen verwalteten das Priesterthum in Eleusis. Pausan. I, 38.

8 Dem **Musäus** legte das Alterthum eine Menge Gedichte, Orakel, Theogonien und Hymnen bei. Daß das erotische Gedicht Hero und Leander nicht von diesem Musäus ist, wird kaum zu erinnern nöthig seyn.

lung stärker und lebhafter war, und wo die Wirkung in den Mienen des horchenden und staunenden Volkes sogleich in die Augen fiel. —

Riesenförmig und allein ragt Homer aus seinem Zeitalter hervor, vielleicht schon darum, weil die Werke derjenigen Dichter, auf welche er, und derer, welche auf ihn zunächst folgten, ein Raub der Zeiten geworden sind. Darum wird es auch immer schwer bleiben, zu erklären, wie Homer sich gebildet hat, und zu bestimmen, wie viel er sich selbst, und wie viel er seinem Zeitalter dankt. Es ist aber eben so ungereimt, seinem eignen Erfindungsgeiste gar nichts überlassen zu wollen, als ihm die Erfindung des Stoffs und der Form, die Schöpfung der Begebenheiten, der Sprache und Religion zuzueignen [9].

Unstreitig fand Homer eine Sprache vor, welche schon durch mehrere Dichter voriger Zeiten ihre poetische Form erhalten hatte. Denn so inkorrect diese Sprache auch selbst noch in Homers Gesängen ist; so ist sie doch unglaublich wohlklingend, biegsam und an sinnlichen Ausdrücken reich, so daß es keinen, auch noch so kleinen Theil einer sinnlichen Handlung gibt, den sie nicht auszudrücken im Stande wäre. Er fand eine Begebenheit alter Zeiten vor, die für seine Nation von unbezweifelter Wichtigkeit war, und welche auch außerdem durch die Mannigfaltigkeit handelnder Personen, und einen großen Aufwand von Kräften ein allgemeines Interesse bei sich führte. Er fand endlich ein System der Götterwelt, einen Reichthum an philosophischen und historischen Mythen vor, welche er mit künstlicher Hand seinem Werke einzuweben verstand. Ein neues und herrliches Mittel zur Hervorbringung wahrer Größe und innern Zusammenhangs.

9 Das letzte thaten mehrere unter den Alten, z. B. Eratosthenes beim Strabo im ersten Buche. Das Erstere zum Theil Koppen in seiner Schrift: über Homers Leben und Gesänge.

Wie Homer diese Mittel benutzt habe, liegt jedem vor Augen, der es sehen und fühlen kann. Wie schön schließt sich in seinen Werken alles zu einem Ganzen zusammen! Bei dieser Fülle der Begebenheiten, welche Einfachheit im Plane und Gange der Handlung, so daß auch ein Kind ihn zu fassen im Stande ist. Bei diesem Reichthume von Charakteren, welche Schärfe und Bestimmtheit in jedem! Und in seinen Beschreibungen, welches Leben, welche Anschaulichkeit! Denn indem er uns immer aus dem Gewühle der Schlacht zu den Gruppen einzelner Kämpfer, und von den einzelnen Kämpfern zu dem Gewühle der Schlacht zurückführt, weiß er uns die ganze Scene, so reich sie auch seyn mag, klar und perspectivisch vor Augen zu stellen. Auf eine bewundernswürdige Weise ist der Ton seiner Sprache jeder Materie angepaßt; mit ihr erhebt er sich und sinkt, mit ihr verstärkt und schwächt er sich. Doch scheint dieses Verdienst zum Theil der Beschaffenheit seines Zeitalters zuzuschreiben zu seyn. Denn in diesem Zeitalter kannte man keine Rangordnung der Dinge und Wörter, und das Raffinement des spätern Geschmacks, welcher sich da, wo das Geringfügige und Alltägliche nicht vermieden werden kann, der Hülle einer philosophischen Sprache bedient, ist ihm noch unbekannt. Auch ist die Sprache ihrem Ursprunge noch nah genug, damit die Wörter ein sichtbares Gepräge der Analogie mit den Gegenständen, die sie bezeichnen, tragen können.

Was Homer für seine Zeiten und für die Griechen war, kann er nicht mehr für uns seyn. Für sie war er ein Codex der ältesten Geschichte und Religion, und bald die Quelle aller nur möglichen Weisheit und Kenntnisse. Denn auch die Erfindungen späterer Zeiten trug man in ihn hinein; und es kam bald dahin, daß diejenigen Verdienste, die er am wenigsten besaß, am meisten bewundert, und dasjenige am schärfsten getadelt wurde, was doch keinen Tadel verdienen konnte.

Kurz nach Homer tritt Hesiodus [10] in Böotien auf, einem glänzenden Gestirne gleich, das einsam aus dem Schatten der Dämmerung hervorbricht. Hier hatte zwar die Leyer Amphions Thebens Mauern erbaut, und die sagenreiche Geschichte aller böotischen Quellen, Thäler und Hügel verriethen ein altes, poetisches Land; aber schon längst waren die Lieder der Musen am Helikon und um die castalische Quelle verhallt. Hesiodus scheint daher seine poetische Sprache und seine sanfte Kultur aus seinem wahren Vaterland, von Klein-Asiens Küsten empfangen zu haben; aber die jonische Mundart in seinen erhaltenen Werken ist noch ein unerklärtes Phänomen. Auch ist seine holde Stimme gar bald in Böotiens Thälern verklungen, und keine ähnliche gestimmte Saite, scheint es, hat ihr in böotischen Seelen nachgetönt.

Hesiods Gedichte haben mehr als andere die interpolirende und verstümmelnde Hand späterer Zeiten erfahren. Seine größern Werke sind ein Raub der Zeit geworden; aber auch in den wenigen Ueberbleibseln, welche durch ein günstiges Geschick bis zu uns gekommen sind, bestätigt sich das Urtheil der Alten, welche in seinen Gedichten die süßeste Anmuth, mit Klarheit und Wohlklang der Sprache vereint, bewundert haben [11]. Denn Homers epischen Flug und seine lebendige Kraft würde man mit Unrecht in Gedichten suchen, deren letzter Zweck Belehrung und Unterricht war. Hesiods Lebensregeln, zum Gebrauche des Hausvaters, sind das Muster der ethischen Dichter späterer Zeit geworden, und sie sind noch jetzt ein lesbares Werk, aus denen uns der Geist und die Denkungsart des grauen Weltalters fast mehr als aus irgend einem andern anschaulich wird. Der

10 Hesiodus stammte aus Cumä in Aeolien. Hier herrschte so wenig als in Böotien der jonische Dialekt.

11 *Quinctilian* X, 1. 52. Lenitasque verborum et compositionis probabilis, daturque ei palma in illo medio dicendi genere. — *Vellejus* 1, 7. Hesiodus — vir perelegantis ingenii et mollissima carminum dulcedine memorabilis.

Zweck seiner Theogonie aber, einer Sammlung älterer Mythen, aus frühern Dichtern geschöpft, könnte uns räthselhaft scheinen, wenn uns nicht das, durch Bedürfniß erzeugte, Wohlgefallen des Alterthums an Geschlechtsregistern bekannt wäre, und wenn sich nicht die Geschichte der Heroen Griechenlands an die Geschlechter der Götter anschlösse.

4.

Entwickelung des politischen Einflusses der Reformation auf Teutschland.

von Heeren.

(Die historischen und schriftstellerischen Verdienste des geistvollen Heeren sind bereits in der Einleitung zum 13ten Fragmente des zweiten Theils dieses Handbuchs näher gewürdigt. Das nachstehende Fragment bestätigt seine Umsicht der politischen Verhältnisse und sein tiefes Eindringen in das politische Leben der Staaten. Es ist entlehnt aus dem ersten Theile seiner kleinen historischen Schriften (Göttingen 1803) S. 23 ff.

Wenn die Natur der Dinge es mit sich brachte, daß derjenige Staat, wo die Reformation begann, ihre Folgen am frühesten empfand; so lag es auch in seinen innern Verhältnissen, daß er sie am stärksten empfinden, und am heftigsten durch sie erschüttert werden mußte. Nur in einem so getheilten Lande konnte sich, indem einzelne seiner Fürsten sich ihrer annahmen, mit Leichtigkeit eine mächtige Parthie bilden, welche die neue Lehre schon in ihrem Aufkeimen in ihren Schutz nahm, und, indem sie die Pflegerin ihrer Kindheit wurde, es verhinderte, daß sie nicht gleich nach ihrem Ursprunge wieder hinstarb. Es ist bekannt, daß der Beherrscher des Landes, wo Luther auftrat, der Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen, dem aber bald mehrere folgten, sich zuerst um sie dieses Verdienst erwarb.

Auf diese Weise wurde sie also zugleich Staatssache;

und als sie bald förmlich und öffentlich als solche behandelt, als sie 1521 zur Entscheidung vor den Reichstag gebracht wurde, war die hohe politische Wichtigkeit derselben schon so entschieden, daß ihre Verdammung selbst sie nur noch erhöhen konnte.

Teutschland war, als Staatskörper betrachtet, wie Luther auftrat, beinahe eine Null in dem europäischen Staatensystem. Voll Kräfte in seinem Innern, konnte es doch diese Kräfte nicht gebrauchen. Seine Konstitution, durch das Herkommen gebildet, war nicht viel mehr als ein Chaos. War auch das Verhältniß, in dem die ersten seiner Fürsten gegen das Reichsoberhaupt standen, durch die goldne Bulle (1356 [1]) so ziemlich bestimmt; — wer mochte es sagen, was eigentlich Rechtens zwischen dem Kaiser und den übrigen Ständen sey? Der Charakter und die persönliche Kraft des Oberhaupts war es daher auch gewöhnlich, die sein größeres oder geringeres Ansehen entschied. Unter der langen Regierung von **Friedrich dem dritten** [2], der über ein halbes Jahrhundert auf dem Throne schlief (1440 — 1492) war dieses fast vernichtet; und unter der von **Maximilian dem ersten**, ungeachtet der neu getroffenen Einrichtungen, doch an und für sich nur wenig vermehrt. Unter allen übrigen Fürsten in Teutschland war aber kein einziger, der durch seine Macht Achtung eingeflößt hätte. Sie lebten mehr wie gute Hausväter, als wie Fürsten; und der Beherrscher des Landes schien wenig mehr als der größte Güterbesitzer in demselben zu seyn. Auch war kaum eine Aussicht, daß eins ihrer Häuser sich sehr bald würde heben können. Das Gesetz der Untheilbarkeit wurde nur bei den Ländern beobachtet, auf denen die Churen ruhten [3]. Sonst theilte der Vater, dem

1 Unter Kaiser Karl 4 promulgirt.

2 Kaiser aus dem Hause Oestreich, der seinem Vetter Albrecht 2 folgte.

3 Das Recht der Primogenitur war in den Ländern, worauf die Churwürde haftete, in der goldnen Bulle ausdrücklich festgesetzt worden.

Herkommen gemäß, sein Land zwischen den Söhnen; und so konnte nicht leicht, da die Ehen oft nur zu reichlich gesegnet waren, in irgend einem Hause eine große und feste Ländermasse sich bilden. Diese Schwäche der Einzelnen erzeugte auch nothwendig die Unbedeutsamkeit des ganzen Corps. Zwar kam man auf den Reichstagen zusammen, und besprach sich über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten; aber Friedrich 3 hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, die Reichstage persönlich zu besuchen; und sein Sohn [4], der immer Projekte, aber nie Geld hatte, that es meist nur, um mit seinen Geldforderungen die Stände zu behelligen. In der That, hätte sich nicht seit einem halben Jahrhundert der Erbfeind der Christenheit [5] im Osten von Europa festgesetzt, dessen wildes Vordringen die Teutschen oft nöthigte zusammenzuhalten, — man sieht nicht, warum der teutsche Reichsverband sich nicht völlig hätte auflösen sollen?

Die Reformation war es, und nur die Reformation allein, die diesem hinsterbenden Staatskörper plötzlich neues Leben einhauchte, und ihm die politische Wichtigkeit gab, die er seitdem gehabt hat. Mehrere der teutschen Fürsten erklärten sich bald für sie, (ob aus Ueberzeugung, oder aus andern Motiven, gilt hier gleich viel;) wogegen das neue Oberhaupt des Reichs es seinem Interesse gemäß fand, sie zu verdammen. Karl der fünfte [6] fühlte es bald, daß in ihren Beschützern sich eine Oppositionspartei gegen ihn bildete; und wenn seine ursprüngliche Abneigung die Lehre der Protestanten, wie sie nun bald [7] hießen, ihren Grund vielleicht in seiner religiösen Ueberzeugung gehabt hatte; so wurde der Haß gegen sie doch bald blos ein politischer Haß. Allein Karl 5 war nicht der Mann,

4 Kaiser Maximilian 1, schon seit 1486 römischer König.
5 Die Osmanen.
6 Maximilians Enkel von seinem Sohne Philipp.
7 seit 1541, weil sie gegen den nachtheiligen Reichstagsabschied von Speyer (1529) protestirt hatten.

der sich durch eine Leidenschaft hätte verblenden lassen; sie ward für ihn nur die Grundlage zu einem neuen Entwurf, um dessen Ausführung bald die ganze Geschichte seiner teutschen Regierung sich dreht, durch Unterdrükkung dieser Oppositionspartei sich den Weg zu der Herrschaft von Teutschland [8] zu bahnen. Sobald aber dieser Plan nur durchschimmerte, wurde wiederum eine nähere Verbindung der protestantischen Fürsten und Stände eine natürliche Folge davon. So standen seit dem Schmalkalder Bündniß (1530), beide Partheien mit den Waffen in der Hand einander gegenüber, und früher schon würde es zum Bruch gekommen seyn, wenn den vielbeschäftigten Kaiser nicht andere Unternehmungen abgehalten hätten [9]. Als er endlich nach sechzehn Jahren die Sachen auf den Punkt gebracht hatte, auf den er sie bringen wollte, als er (1546) wirklich losschlug, zeigte zwar der Erfolg, daß die Talente seiner Gegner nicht ihrem Muth gleich kamen, und der Ausgang der Schlacht bei Mühlberg (1547 [10]) schien selbst die kühnsten Hoffnungen des Kaisers zu übertreffen; allein kaum hatte er angefangen, seines Siegs zu genießen, als die kühne Hand eines Jünglings [11] seinem grauen Haupte in wenig Tagen die Lorbeeren entriß, die er in einem mühevollen Leben gesammelt hatte; und Moritz durch den Tractat zu Passau (1552) alle die ehrgeizigen Träume verschwinden machte, an denen sich Karl so lange geweidet hatte.

So war, mit wenig [12] Worten, der Gang der innern Geschichte des teutschen Reichs in dieser großen

8 Andre teutsche Historiker bestreiten nicht ohne Grund dieses Project, wie es Karl 1547, nach Besiegung der beiden Oberhäupter des schmalkaldischen Bundes, nicht ausführte.

9 Besonders die vier Kriege mit Franz I von Frankreich.

10 24 Apr. 1547, in welcher der Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen gefangen genommen wurde.

11 Der neue Churfürst Moritz von Sachsen, aus der albertinischen Linie.

12 muß heißen: mit wenigen.

Krise, die sein weiteres Schicksal bestimmte. Aber damals war auch bereits Teutschland nicht das alte Teutschland mehr. Das neue große Interesse, das hier aufgeregt war, hatte eine neue Politik erzeugt. Seine Fürsten hatten sich fühlen gelernt; sie hatten sich gezwungen gesehen, ihre Kräfte zu entwickeln; und wenn gleich die Passauer Präliminarien, und der Religionsfriede, der sie 1555 zu Augsburg bestätigte, der alten und der neuen Parthei ihre constitutionsmäßige Existenz neben einander sicherten; so konnte doch die vormalige Indolenz, und mit ihr die vorige politische Unbedeutsamkeit nicht wieder zurückkehren. Mit den Worten des Friedens auf der Lippe, starb doch der Groll und das Mißtrauen im Herzen nicht; die neue Spannfeder der Politik behielt ihre ganze Kraft; mit den Waffen in der Hand blieb man einander gegenüber, oder legte sie nur weg, um sie bei der ersten Veranlassung wieder zu ergreifen. Der vorige Friede war auch in der That zu wohlfeil erkauft, als daß er auf immer hätte dauern können. Große Revolutionen lassen sich nicht durch einen Streich des Augenblicks beendigen; und mehr war doch die glückliche Unternehmung von Moritz nicht. Ungeachtet des Friedens glich Teutschland dem wogenden Meere nach dem Sturme; fortdauernd blieb es in einer Art von revolutionärem Zustande, der eine neue Explosion erwarten ließ, und es würde eine der auffallendsten Erscheinungen in der Geschichte seyn, wenn der persönliche Charakter der drei nächsten Nachfolger [13] vor Karl 5 sie nicht erklärte, wie es bis zum Jahr 1618 dauern konnte, da endlich der dreißigjährige Kampf ausbrach, der durch den westphälischen Frieden den Streit der Partheien zu einer völligen Entscheidung brachte, und dem teutschen Reiche diejenige

13 Ferdinand 1, Karls 5 Bruder; Maximilian 2, Ferdinand's Sohn; Rudolph 2, Maximilian's Sohn. Der erste war schon bejahrt, als er die Kaiserwürde erhielt; der zweite war tolerant und weise; der dritte bigott, schwankend und hingegeben an astrologische Träumereien.

Konstitution gab, die bis auf unsre Zeiten als das Palladium seiner Existenz betrachtet wurde [14].

Auf diese Weise bildete sich durch die Reformation und ihre Folgen der teutsche Staatskörper zu dem, was er nachmals geworden ist, und der Geist, den sie ihm eingehaucht hatte, blieb fortdauernd das Princip seines Lebens. Er war fast ungedenkbar, daß ein solcher Staatskörper, der ein Inbegriff so vieler und so verschiedenartiger Staaten war, fortdauernd durch Ein allgemeines Interesse in Thätigkeit erhalten werden konnte. Welches hätte dieses seyn sollen? Etwa das Streben nach Vergrößerung, oder wenigstens nach einem großen Einfluß auf die Angelegenheiten fremder Nationen? — Ein solches Streben konnte unmöglich bei einem Staate statt finden, der bei aller Kraft zum Widerstande, doch fast gar keine Kraft zum Angriffe besaß. Etwa ein allgemeines Handelsinteresse? Teutschland hat kein solches, und kann es nicht haben, weil seine Lage und seine Zerstückelung es unmöglich machen. Also bleibt bloß dasjenige übrig, welches aus dem Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Vertheidigung bei Angriffen von außen entstand. Die Geschichte hat aber schon in vielen Beispielen gezeigt, daß, da diese vorübergehend sind, auch ein solches Interesse nur vorübergehend seyn kann; und die Geschichte von Teutschland hat insbesondere gezeigt, wie leicht es den Feinden des Reichs wurde, in einem so zusammengesetzten Staate sich Freunde zu verschaffen, und Teutsche durch Hülfe von Teutschen zu bekriegen. Für einen solchen Staatskörper war die Einigkeit mit sich selbst nichts anders als eine langsam schleichende Krankheit, die, indem sie ihm den Anschein der Gesundheit ließ, ihn desto gewisser einem der beiden Extreme, entweder der gänzlichen Auf-

14 Die aber nun durch den Frieden von Lüneville (1801), durch den Reichsdeputationshauptschluß (1803), und durch den Frieden von Preßburg (1805) sehr modificirt worden ist.

lösung, oder auch der Unterjochung unter die Macht seines übermächtigen Oberhaupts, auf jedem Fall aber seinem Ende, entgegenführte. Nur ein Princip der Trennung konnte in ihm jene rege Lebenskraft erhalten; und dieses erschuf die Reformation, indem sie der protestantischen und katholischen Parthei jeder ihr eignes Interesse gab. Freilich ließ sich gar nicht mit völliger Gewißheit vorher sagen, wohin auch diese Spaltung führen konnte. Die Einmischung fremder Mächte in die Streitigkeiten der Partheien schien dabei unvermeidlich, und war es auch wirklich; allein eine Reihe glücklicher Verhältnisse half über die Folgen weg, welche diese drohete. Wäre aber vollends das partielle Interesse der beiden Partheien von der Art gewesen, daß es dem allgemeinen des Reichs nicht untergeordnet, oder gar ihm entgegengesetzt wäre; so hätte dadurch eine gänzliche Zerstückelung herbeigeführt werden können; aber glücklicher weise war dies nicht der Fall. Jenes partielle Interesse verstieß an und für sich gar nicht gegen die Rechte des Reichsoberhaupts oder der einzelnen Stände an, es betraf nur den Religionszustand, und die Rechte, die darauf Beziehung hatten; und nach langen Fehden und Kriegen hat die Erfahrung endlich zur Gnüge gelehrt, daß die Entstehung des Corpus Evangelicorum, das seine völlige Form erst da erhielt, als es der Sache nach schon lange da gewesen war (1653), gar keine unheilbare Spaltung des Reichstags und des Reichs erzeugte. Aber die gegenseitige Aufmerksamkeit beider Partheien auf einander, die stets rege, oft sehr gegründete, zuweilen aber fast bis zum Lächerlichen getriebene, Besorgniß bei dem geringsten Fortschritte der einen oder der andern, wovon man die Beweise den Kennern der Reichsgeschichte nicht erst ins Gedächtniß zurückzurufen braucht, leistete für die Erhaltung der teutschen Konstitution in ihren Haupttheilen eine Garantie, die schlechterdings durch nichts anders so hätte geleistet werden können. Aus diesem höheren Gesichtspunct betrachtet, erscheinen daher alle jene Zwiste

Händel und Kriege, welche die Reformation in dem Innern dieses Staatenvereins herbeiführte, in einem mildern Lichte; sie zeigen sich hier nur als Mittel zum Zweck; und wenn die Reformation diesem Staatskörper gleich bei ihrem Ausbruche neues Leben einhauchte, so war sie es auch, die ihm auf lange Zeit hindurch dieses Leben, die ihm seine politische Existenz erhielt.

5.

Ueber die Hierarchie,

von Johannes v. Müller.

(Der originelle Geist der Müllerschen historischen Darstellung ist bereits in der Einleitung zum 69sten Fragmente des ersten Theiles dieses Handbuches [1] charakterisirt, und dabei gezeigt worden, daß dieser Tacitus der Teutschen zwar Studium, aber nicht Nachahmung verdiene, weil seine Darstellung ganz das Gepräge seiner Individualität trägt. — Von seiner Schweizergeschichte ist im Jahre 1805 der vierte Theil erschienen; der dritte aber besteht aus zwei Abtheilungen. Aus der ersten Abtheilung des dritten Theiles S. 1. ff. ist das nachstehende Fragment entlehnt.)

In den ersten Zeiten des menschlichen Geschlechts, von welchen durch den Fleiß der Geschichtschreiber einige Erinnerung übrig ist, wurden die Religionsgebräuche nach der damaligen Einfalt, gemäß den Ueberlieferungen der Vorwelt, von den Hausvätern und von den Vorstehern der Stämme verwaltet. Als bei Vermehrung der Geschlechter die Vervollkommnung der Nahrungskünste nothwendig wurde, geschah in vielen Ländern, daß alle Geschäfte des Lebens durch gemeine Uebereinstimmung [2] vertheilt wurden; so daß nicht allein jeder die ganze Zeit

1 Als ich dieses schrieb, war Müller noch in Wien; itzt lebt er als geheimer Kriegsrath und königl. Historiograph in Berlin.

2 Der Verfasser bezieht sich hier selbst auf die in Indien, in Aegypten und, unter gewissen Modificationen, in dem ganzen Oriente einheimischen Kasten, nur darf man nicht anneh-

seines Lebens alle seine Kräfte auf ein bestimmtes Gewerb richtete, sondern zu eben dieser Beschäftigung auch seine Söhne und Enkel bildete.

Hierdurch wurden die Familien jeder Nation wie durch die Bande einer großen Haushaltung verflochten; keine vermochte der andern zu entbehren; zum großen Zwecke des allgemeinen Wohls that jeder nach seinem Geschicke den mehr oder weniger wichtigen Beitrag.

Der priesterliche Orden ist gleichwie die Krieger, die Bauern, die Hirten, die Kaufleute und alle andere Lebensarten damals gesondert worden; und vierfach war die Beschäftigung desselben. Sein erstes Geschäft war die Betrachtung; weil die Natur Gott kennen lehrt, wenn man durch Vergleichung und Ueberlegung von den sinnlichen Wirkungen zum unsichtbaren Urheber empor zu steigen sich gewöhnt. Zweitens, das unverfälschte Aufbewahren gewisser väterlichen Sagen, deren Spur auf dem ganzen Erdboden bei allen nicht ganz verwilderten Völkern übrig ist. Zum dritten, das Opfern; oder vielmehr, die heilige Beobachtung der symbolischen Gebräuche, welche von den Stammältern zur Befestigung des Andenkens eben derselben Ueberlieferungen verordnet worden [3]. Zum vierten, die Arzneikunst und Rechtsgelahrtheit, oder vielmehr, die wohlthätige Anwendung der besondern Kenntniß Gottes, der Natur und der Menschen, welche die anhaltende Betrachtung, das Gedächtniß der Väter und vielfältige Erfahrung ihnen gab. Meist war das obrigkeitliche Ansehen so oder anders zwischen Priestern und Kriegern getheilt; nur jener bedurfte der friedsame Rechtschaffene; kühnes Laster und fremde Gewalt erforderten andere Waffen. Hierauf als bei ungehinderter Fortpflanzung bald jeder Stamm in wenigen

men, daß die Wahl der einzelnen Lebensarten durch eine allgemeine Verabredung — gleichsam durch einen Vertrag entstanden sey.

3 Es fehlt das Auxiliare: worden waren.

Jahrhunderten zum großen Volke ward, so daß die Menschen aus einander zogen, und hin und wieder durch Wüsten, hohe Gebirge, große Ströme und Meere von einander getrennt wurden, verschlimmerte sich ihr sittlicher Zustand auf mancherlei Weise durch zwo [4] Ursachen.

Die erste Ursache lag in dem Herzen der Menschen. Obwohl jene Einrichtung der Gesellschaft, worin jedes Bedürfniß von gewissen Geschlechtern besorgt wurde, durch die Umstände neuer Niederlassungen meist überall aufgelöset worden [5], war unumgänglich, daß jeder Stand (aus was [6] für Personen er immer zusammengesetzt seyn mochte) einen eigenthümlichen Geist hatte; denn die Natur und Art unsrer täglichen Beschäftigungen stempelt, so zu sagen, ihr Zeichen tief in unsre Seele. Daher kam es, daß die Priester (gewohnt, Gottes Gebote, Vorweltsprüche und hohen Weisheitssinn zu reden) überall herrschen wollten, und, weil sie selber unkriegerisch waren, sich mit den Obrigkeiten darüber verstanden. An sehr vielen Orten wurde die priesterliche Würde von den regierenden Geschlechtern mit verwaltet. Es trug sich aber zu, daß die Religion, auf welche im Anfange alles gegründet worden [7], die Dienerin der Politik wurde; denn alles Hohe, Allgemeine, der Geist, wurde versäumt, und vielfältig wurden auch die Bedürfnisse der Menschheit vergessen, so daß nur die Absichten der verwaltenden Macht erwogen, und alle Sittenlehre und Religion so ganz in die Landesverfassung eingewoben [8] wurde, daß beide mit einander stehen und fallen mußten. Daher selbst weise Männer sie nur für eine politische Erfindung hielten; die Leidenschaften der Großen und ihres Anhanges waren ohne Zaum.

Zum andern wurde die Religion durch den Lauf der

4 zwo — ist veraltet; zwei.
5 Es fehlt wieder das Auxiliare: war.
6 aus was für — ist unteutsch; aus welchen.
7 Hier fehlt wieder das Auxiliare: war.
8 eingewoben — ist unrichtig; eingewebt.

Zeiten verdunkelt, welcher bei so vielen und großen Zerrüttungen unmöglich machte daß weder die Ueberlieferungen im Gedächtnisse der zerstreuten Völker ohne Verwirrung, noch die symbolische Sprache der gottesdienstlichen Gebräuche späten Jahrhunderten verständlich blieb. Also war endlich von jenen kaum ein, wie aus der Vorwelt hinüberhallender Laut übrig; diese schienen dem Weisen dummes Vorurtheil und eigennütziger Betrug; der gemeine Mann that sie den Alten sinnlos nach. Aberglaube und Unglaube theilten die Welt, und es war die Summe der besten Weisheit, über die größten Anliegen [9] der menschlichen Natur sich unwissend bekennen.

Als die gelehrtesten und vortrefflichsten Männer dieses gethan, kam die Zeit, als [10] nach der ganzen übrigen gesitteten Welt Rom selbst, ihre Königin, dienstbar wurde, und alle alte Tugend in erzwungener Unterthänigkeit, oder im Tausche der Lust, oder in stolzer Gefühllosigkeit mehr und mehr erstarb. Noch war dieses Unglück nicht vollbracht, und noch nicht mochte der Untergang des Reichs, dieses Verfalls Wirkung, von den barbarischen Völkerschaften mit Erfolg unternommen werden [11], als eine Begebenheit begegnete, welche seit wenigstens zwei tausend Jahren vorbereitet und erwartet wurde, nun bald eben so lange fortwirkt, und von den Zeitgenossen kaum bemerkt worden [12]. Die Juden (ein Volk, dessen Schicksal gewesen ist, nie das zu seyn, was es hätte seyn sollen) gaben wider ihren Willen Anlaß dazu. Durch zwei Dinge waren die Juden von allen andern Völkern unterschieden. Erstlich: die Ueberlieferungen der gemeinschaftlichen Stammväter, nirgend anderswo in so alten Zeiten schriftlich aufgezeichnet, hatten allein sie in der ursprünglichen Gestalt. Zum andern:

9 Anliegen — besser bezeichnet: Angelegenheiten.
10 als steht hier unrichtig und mit dem Anfange der Periode tautologisch; richtiger: daß.
11 in der Völkerwanderung.
12 Es fehlt das Verbum auxiliare: war.

alle Nationen waren gegenwärtigen Glücks [13] vergnügt, und lange Unfälle beugten sie endlich. Bei den Juden schlingt sich durch alle Zeiten, vor und nachdem sie eine Nation waren, wenn dem Volke nichts zu wünschen und wenn ihm nichts mehr zu hoffen übrig schien, bald unter der, bald unter dieser Vorstellung, die Erwartung einer außerordentlichen Veränderung [14]. Sie war nie so lebhaft, als da sie alle damalige Staatsverhältnisse wider sich zu haben schien. Zur selbigen Zeit ist unter den Juden Jesus Christus entstanden. Die heilige Schrift alten und neuen Testaments ist von ihnen ausgegangen. Was von dem Ursprung der Welt, von unserm Wesen, von unserer Bestimmung, von dem Verhältniß zwischen Gott und uns, und von vielen andern großen Dingen die Väter geglaubt, Länge der Zeit verdunkelt, und nun theils niemand wissen, theils kaum der Weise wagen würde zu vermuthen, ist auf alle kommende Jahrhunderte hinaus für alle Nationen, welche sind und seyn werden, wider alle Gefahr unheilbarer Verdunklung befestiget. Es ist eine von allen Veränderungen der Form politischer Gesetze unabhängige Religion aufgekommen, welche für gerechte Verfassungen Heldenfeuer gibt und unter den andern tröstet, alle befestiget, verbessert und überlebt. Ohne alle Bezauberung, der Augen durch den Glanz neuer Gottesdienste, oder der Ohren durch hohe Dichterkunst und gelehrte Beredtsamkeit; ohne Schmeichlung der Sinnenlust, welche vielmehr bestritten wurde, oder der Ehrbegierde durch die Ausbreitung der Geschichten eines Gekreuzigten, oder der Gewinnsucht, wo die Urheber verarmten; unansehnlich, im Aeußerlichen wenig auffallend, nur für den Geist, nur auf die Zukunft hin, wurde das Evangelium geprediget, an die Veranstaltung einer Hierarchie wurde nicht gedacht. Es galt in den Gemeinden das Ansehen der Aeltesten, deren

13 gegenwärtigen Glücks — ist harte Construction; — waren bei ihrem gegenwärtigen Glucke vergnugt.
14 Das goldene Zeitalter des Messias.

griechischer Name nun im Teutschen ausgesprochen wird Priester. Jünglinge rechneten sich zu Tugend und Ehre, den Armen, Kranken und Alten, der ganzen Gemeinde in den öffentlichen Angelegenheiten zu dienen; sie wurden Helfer [15] geheißen. Der Ordnung wegen war ein Aufseher, aus dessen griechischen Namen das Wort Bischoff entstanden. Ueber diese Dinge hatte Jesus Christus nichts verordnet, weil er seine Religion allen Zeiten gab, dergleichen Formen aber nach den Umständen bald so, bald anders eingerichtet werden müssen; das hatte er versprochen, „er wolle alles leiten."

Der Wirkung des Laufs der Zeiten, von welchem wir selber hingerissen werden, war durch die Schrift vorgebeugt worden: die menschlichen Leidenschaften wirkten fort; ohne Kampf könnte keine Tugend seyn. Zwischen der ganzen Kirche und in jeder Gemeinde war die Liebe ein Band. Sie unterstützten mit Allmosen und Rath; sie trösteten, sie erfreuten einander durch Briefe. In solchen Sachen wandten sich die Aufseher an den Bischoff der vornehmsten Stadt in der Provinz, wo der Vereinigungspunkt aller andern Geschäfte sonst auch war: das Ansehen der Erzbischöffe ist meist hiedurch entstanden. Eben diese Würde zu Jerusalem (gleichsam in der Mutterstadt), oder zu Antiochia, Alexandria und Rom gab noch weiter ausgebreiteten Einfluß, auf Männer vieler Nationen, welche durch mannigfaltige Gründe in diese Hauptstädte des alten Gottesdienstes, aller Handelsverbindungen und aller großen Weltgeschäfte zu kommen bewogen wurden. Es trug sich aber zu (durch eine unvermeidliche Folge der menschlichen Schwächen), daß bald bei vielen Bischöffen, Erzbischöffen und Patriarchen Stolz und Ehrgeiz entstand. Sie hätten bei den Christen einführen wollen, was Moses für das Haus Levi über die Juden verordnet; sie vervielfältigten, schärften und übertrieben die Vorschriften gewisser Gebräuche und

15 Diaconi.

Manieren [16], da das Aeußerliche doch keinen Werth hat vor Gott, als wenn es der freiwillige Entschluß des Herzens ist; und besonders mengten sie sich in viele Welthändel, welche der Herr ihrem ordentlichen Gang überließ. Da zeigten sich Neid und Haß, die Folgen der Herrschsucht, und gemeiniglich wurden sie vor der Welt und vor dem Gewissen beschöniget als heiliger Eifer wider unrichtige Vorstellung solcher Geheimnisse, deren Ergründung und Bestimmung Jesus für unmöglich erklärt. Wenn man dieses, die bald erfolgte erneuerte Verbindung des politischen und priesterlichen Ansehens, und bürgerliche Gesetze für oder wider den oder diesen Glauben sowohl bei dem Lichte des Evangeliums als in ihrem Einfluß auf die Welt betrachtet; so erhellet klar genug, daß die Formen der Kirchenregierung so wenig nach Vorschriften, die den Aposteln persönlich waren, als überhaupt nach den unveränderlichen Wahrheiten der christlichen Religion [17], die sich einzig mit Gottes Verhältniß zu unserm Herzen beschäftiget, sondern gesunden Staatsgrundsätzen gemäß beurtheilt werden müssen. Darüber hat Christus nichts entschieden, ausgenommen, daß jeder bei seinem Recht bleiben soll. Ueber den Titel des Rechts, welchen allenthalben von Anfang der Welt her Weisheit und Muth bald Einem, bald Vielen, bald Allen, gegeben; darüber bestimmt Er sonst nichts, als daß er die

16 Man sehe die constitutiones apostol., ein zu verschiedenen Zeiten geschriebenes, und vermuthlich im vierten Jahrhunderte vollendetes Werk, in welchem, des Titels ungeachtet, vieles gar nicht apostolisch ist.

17 Der Verfasser erinnert hierbei selbst: Verschiedenes (Matth. 5 und sonst) ist Gesetz des Gewissens, deren ein rechtschaffener Mann sich viele vorschreibt, welche darum nicht in Staaten unter dem Zwange bürgerlicher Gesetze geboten werden dürfen, Wahrheit und Freiheit; kein anderes Gesetz kennt unsre Religion; die Anordnung der Staaten soll beide nur nicht hindern. Die Wahl und Form der Mittel zu beiden bestimme jedes Jahrhundert nach seinem Bedürfnisse und nach Anleitung der Geschichte.

Entwickelung der in uns liegenden Kräfte und göttlich-guten Gebrauch derselben anbefiehlt.

Als die nordischen Völker [18] die ganze bürgerliche Verfassung der schönsten europäischen Länder theils mit Ungestüm zertrümmerten, theils verwirrten und entkräfteten, war das ganze Abendland in Gefahr solch einer Barbarei, wie die, worin unter dem türkischen Scepter alles Große, Gute und Schöne des alten Griechenlands und Asiens verschwunden ist. Aber die Bischöffe und andere Vorsteher der Kirche, durch ihre Würde sicher, wußten die Riesen aus Norden, welche Kinder an Einsicht waren, durch Vorstellungen, die ihnen paßten, einen gewissen Zaum anzulegen. Dieses würde ihnen so wenig, als den griechischen Prälaten gelungen seyn, wenn sie unter vier Patriarchen getrennt und von dem Islam in ihrem Wirkungskreis eingeschränkt worden wären. Der Papst von Rom (dessen älteste Geschichte so dunkel und mangelhaft ist als der Anfang der Jahrbücher der alten römischen Republik; wie denn wenig mehr von den ersten Päpsten bekannt ist, als daß dieselben ihr Blut für den Glauben hingaben, wie Decius für das Vaterland,) bediente sich mit gleicher Geistesgegenwart, wie der ehemalige Senat jeder Gelegenheit, um seinen Stuhl unabhängig, seine Macht in der abendländischen Hierarchie allgemein wirksam zu machen, und seinen Gebietskreis weit jenseits der Gränzmarken des alten Kaiserthums über die Trümmer der nordischen Religion auszubreiten. So geschah, daß wer Christum nicht hätte ehren wollen, doch den Papst scheuen müßte, und bei Zersplitterung der neuerrichteten Königreiche in unzählige Herrschaften dem ganzen Welttheil immer Eine Religion und Ein Oberbischoff blieb. Alles heutige Licht, welches nicht allein uns wohlthätig, sondern durch den europäischen Unternehmungsgeist für alle Welttheile von unendlichen Folgen ist, kommt von dem [19], daß beim Fall des Kai-

18 In der Völkerwanderung.

19 kommt von dem — kann man nicht als richtig stehen

ferthums eine leitende Hierarchie war. Diese gab dem in einen Kreis weniger Begriffe ärmlich eingeschränkten nordeuropäischen Geist, so zu reden, durch die christliche Religion den electrischen Stoß; wodurch derselbe bewegt und belebt, nach langem wunderbarem Spiel mannigfaltiger Hindernisse und Beförderungsmittel, endlich ward, was wir sehen. Ein Buch, die Bibel, war den Menschen gegeben worden, welches durch den unendlichen Reichthum seines großen Inhalts allein hinreicht, um die letzte Funke [20] der Kenntniß des Wahren und Guten vor dem Ersterben zu bewahren, und nach Jahrhunderten zu einer welterleuchtenden Flamme zu entzünden; der Klerisei lag an der Erhaltung dieses Buchs; durch sie kam es unter unsre Väter; keine Klasse von Menschen hat auf alle andere je so viel gewirkt als die Priester; auch nur hierdurch.

Bis auf den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts blühete die Hierarchie in fast unangetasteter Macht. Indessen war Italien und Rom den Kaisern von Konstantinopel und langobardischen Königen und Fürsten durch die Waffen der Franken und Normannen entrissen worden; beide Nationen hatte der Papst im Ansehen des Glaubens als Werkzeuge seiner Wünsche gebraucht. Hierauf in Verbindung mit Reichsfürsten hatte er Kaiser, die mit allgemeiner Gefahr für die europäische Freiheit alle teutsche Macht gewaltig regierten, gestürzt, und in Italien gegen sie den Großen, den Bürgern wider den Adel beigestanden. Bonifacius der achte führte mit außerordentlichem Ansehen das geistliche und weltliche Schwert. Kein König noch Kaiser war so mächtig, so heldenmüthig und so geistreich wie vor Zeiten die Kaiser Heinrich und Friedrich [21], welche die noch unbefestigte

lassen; es muß heissen: kommt daher, oder: hat seinen Grund darin.

20 Funke — ist Masculinum im Hochteutschen.

21 Heinrich 4 aus dem salischen Geschlechte, und Friedrich 2 aus dem hohenstaufischen.

päpstliche Gewalt ohne einigen Erfolg bestritten. Das Alter, der allgemeine Glaube, die Inquisition und viele neue Orden hatten dieselbe gestärkt. Aber unter Bonifacius wurde der Thron erschüttert; von dem an wankte er und sank sehr. Der Papst hat, wie meist alle unglückliche Monarchen, weniger die Zeiten anzuklagen, als daß er sie nicht gekannt.

Seitdem der alte Adel durch die Kreuzfahrten, die Zunahme der Bürgerschaften und unaufhörliche Fehden mehr und mehr an Zahl, Macht und Reichthum abgenommen, war (besonders in Frankreich und seit Eroberung der Normandie) das königliche Ansehen gestiegen. So sehen wir, daß Albrecht [22] König der Teutschen, seine Söhne und Nachkommen, vermittelst ungewöhnlicher Auflagen, Soldaten hoben, und nach andern Grundsätzen als ihre Vorfahren regierten! Hiedurch wurden die Könige zugleich mächtiger über das Volk, aufmerksam auf die nach Rom fließenden Summen, eifersüchtig auf die Rechte und ungeduldig der Eingriffe der hierarchischen Macht. In diesen Grundsätzen wurden sie durch die aufblühende Literatur unterstützt. Nämlich der Keim von Kenntnissen, welchen Kaiser Friedrich 2 aus dem griechischen und römischen Alterthum in die Gemüther seiner Zeitgenossen zu verpflanzen gesucht hatte, trug Früchte von zweierlei Art. Auf den Universitäten wurde eine unverständliche Metaphysik vorgetragen, welche aber den Geist im Nachdenken übte. Andere, den Alten [23] vertrauten, verbreiteten in lebenden Sprachen, zu deren Vervollkommnung sie das meiste beitrugen, unter dem Adel und Mittelstand viele neue Begriffe von allen Arten, Freiheit und weisen Lebensgenuß. Der witzige Spott und Lossagung von gewissen beschwerlichen Pflichten reizte die Vornehmen; dem Volke gefielen die Strafreden der Bettelorden wider die Sittenhintenansetzung des römischen Hofs. Denn das ist wahr; die Päbste

22 Albrecht 1, Sohn Rudolphs 1 aus dem Hause Habsburg.
23 mit den Alten —

vernachläßigten den Anstand ihrer übernommenen Stellvertretung des Einzigheiligen unter allen Gebornen: die Grundfeste des bisherigen Ansehens der Geistlichkeit wurde vergessen; die Ueberlegenheit an Einsicht hatte ihnen die rohen Eroberer zu Schülern gegeben; aber sie ließen sich von der herrschenden Barbarei so sehr anstecken, daß die Fortschritte des Geistes theils ihrem Blick entgiengen, theils ihren Arm zu unkräftigen Versuchen waffneten, um den Gang der Natur (Gottes Ordnung) zu hemmen. Wenn die Päbste die Manier des Religionsvortrags nach den Zeiten vervollkommnet, wenn sie die, welche durch besondere Geisteskraft auf die allgemeine Denkungsart wirkten, unterstützt und gewonnen, und bei allen Völkern zu Behauptung der damaligen Freiheiten geholfen hätten; ihr altes Ansehen wäre geblieben, oder zurückgewünscht worden. Aber als die abendländischen Europäer aus der Kindheit ihres Geistes ins Jünglingsalter übergiengen, blieben ihre Lehrmeister zurück, und wollten die Ruthe noch brauchen.

6.

Ueber die Völkerwanderung,

von **Posselt.**

(Der verewigte Hofrath **Posselt** war einer der geistvollsten Geschichtsschreiber der Teutschen, und er verband mit dem Talente der lebensvollsten stylistischen Darstellung eine genaue Kenntniß der historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums, besonders der Römer. — Seine frühern historischen Arbeiten, z. B. die beiden ersten Theile seiner (unvollendeten) **Geschichte der Teutschen**, verkündigte schon den Geist, der in seinen Schriften wehte; am freiesten aber entfaltete sich dieser Geist an dem großen Interesse der Zeitgeschichte, seit die **französische Revolution** die Aufmerksamkeit von ganz Europa fesselte. Da schilderte er, vielleicht nur mit zu vieler Vorliebe für einige temporär hervorragende Männer der französischen Nation, die neuesten Ereignisse mit warmen, oft glühenden Farben in seinen (1795 begonnenen) **europäischen Annalen**, und er leistete, ausgestattet mit reichen **historischen, geographischen, sta-**

ristischen und staatsrechtlichen Kenntnissen, alles, was man nur von einer Würdigung und Darstellung der historischen Facten in dem Jahre verlangen kann, in welchem sie sich zutrugen. — Summarisch drängte er die Resultate über die Zeitbegebenheiten in seine Taschenbücher für die neueste Geschichte zusammen, deren Reihe er mit dem Jahre 1794 eröffnete, und wo er zu dem Jahrgange 1805 die letzten Beiträge lieferte, da er im Juny 1804 zu Heidelberg starb. — Wenn Posselt gleich selbst, nach dem unerwarteten Ausgange der Revolution für Frankreich, itzt bei einer Ueberarbeitung seiner historischen Schriften, die er seit 1792 herausgab, manches zurücknehmen und manches anders, als damals, darstellen sollte; so bleibt ihm doch das Verdienst, zur kleinen Zahl der besten historischen Schriftsteller unsrer Nation zu gehören, der, bei Vermeidung mehrerer stylistischer Eigenheiten, Uebertreibungen und Härten, im strengen Sinne klassisch seyn würde. — Das nachstehende Fragment gehet in die Vorzeit zurück, worüber sein Urtheil sicherer und unbefangener seyn konnte, als über die Vorgänge, die uns im Strome der Gegenwart ergreifen und fesseln. — Es ist entlehnt aus dem ersten Jahrgange seiner Taschenbücher, S. 31 ff.)

Unter allen Revolutionen, wovon die Geschichte weiß, ist vielleicht nur Eine, die in ihrem ganzen Umfange wohlthätig für die Menschheit war und mit Recht alle Stimmen des aufgeklärten Theils der Nachwelt für sich vereinigt, — und diese Revolution bewirkten Barbaren. Es scheint der Mühe werth, selbige [1] etwas näher zu erörtern; zumal da ein solcher Versuch uns sowohl das gewöhnliche Ende der Republiken an dem Beispiele der Riesenrepublik Rom zeigen, als auch über den Gang der Weltbegebenheiten, wodurch unser heutiges europäisches Staatensystem sich bildete, ein nicht uninteressantes Licht verbreiten wird.

Rom, erst ein Zusammenbau [2] von Räuberbaraken und dann die Tyrannin der Welt, vertrieb seine Könige; aber es hatte so wenig vor dieser That die Schrecken der Despotie gefühlt, als es nach derselben zum vollen Genusse der Freiheit kam. Seine Könige waren

1 selbige — ist veraltet; höchstens: dieselbe — oder: sie.
2 Ein neugebildetes aber gut bezeichnendes Wort.

mehr, wie die von Sparta, Oberfeldherren eines kriegerischen Volkes, als Monarchen gewesen [3], und nach Verjagung der Tarquinier ward in dem römischen Staatsrechte das Kapitel von dem Königsthum nicht vertilgt, sondern nur unter andre Benennungen vermummt [4]. Es sollten, um den möglichen Mißbrauch zu erschweren, künftig nicht blos Einer, sondern Zwei an der Spitze des Staats stehen; diese Zwei sollten nicht für ihre ganze Lebenszeit, sondern, weil es in der Natur des Menschen liegt, daß er in großem Glücke fast nie derselbe bleibt, nur auf ein Jahr gewählt werden; sie sollten nicht den stolzen Namen Lenker (Reges), sondern nur Rathgeber (Consules) des Staats führen. Aber ihre Macht war ganz der weiland königlichen gleich [5]. Die Revolution hatte also im Grunde nur einen verhaßten Namen und ein verhaßtes Geschlecht betroffen. Rom blieb das wunderbarste Chaos von Staatsform, aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemischt; nur die ewigen Kriege nach außen hinderten, daß es nicht weit früher aus einander fiel. Aber sobald es die ganze damals bekannte Erde, so weit sie der Eroberung werth war, unterjocht hatte; sobald nach einer Lieblingsphrase der römischen Dichter, Jupiter Olympius, wenn er „von seiner Sternenburg herabsah, nichts als römisches Gebiet mehr sah" da konnte die ungeheure, allzu seltsam gemischte Masse nicht länger so fortdauern; ohnehin waren die Römer schon zu tief in Ueppigkeit versunken; die Reichthümer, die Beute einer besiegten Welt, waren zu ungleich vertheilt; das Vaterland der Catonen und Paul Aemile und Deciusse ward, nachdem der größte Mann, den die Geschichte kennt [6], durch Thaten ohne Gleichen

3 Dionysius von Halikarnaß, Buch 4.

4 besser: verhüllt.

5 *Livius* 2, 1. Libertatis originem inde magis, quia annuum imperium consulare factum est, quam quod diminutum quicquam sit ex regia potestate, numeres; omnia jura, omnia insignia primi consules tenuere.

6 Julius Cäsar.

es zuerst wieder Einem gehorchen gelehrt, und ein feiger, aber schlauer Despot [7], unter Beibehaltung antiker Formen, ohne die Sachen, im Gepränge der schönen Künste, der Töchter der Sinnlichkeit, die Römer vollends in den Schlaf der Knechtschaft eingewiegt hatte, einer Reihe von Ungeheuern preis [8], deren Laster gigantisch waren, wie die Welt, die unter ihren Befehlen seufzte. Diese Welt glich damals einem ungeheuern Zuchthause. Der große Tyrann in Rom, der sich unsern Herrn Gott [9] nennen ließ, hatte einige hundert Untertyrannen, die von den Küsten des atlantischen Meeres bis über die Ufer des Euphrats hinaus und von der Themse bis zum Nil die Völker wie Negersclaven, und die ganze Welt wie eine unermeßlich große Plantage behandelten. Hatten sich die Blutigel strotzend vollgesaugt, dann fiel der Welttyrann in Rom auf sie selbst hin; gewöhnlich ließ er ihnen, als ein besonderes Merkmal seiner Gnade, die Wahl, wie sie dem Orkus zuwandern wollten. Oft war das Ungeheuer so blödsinnig, daß es die nämlichen, die es heute hatte hinmorden lassen, morgen allergnädigst zur Tafel bitten ließ [10]. — So war der Römer (das gewöhnliche Schicksal in Republiken) in keiner Periode seiner Geschichte in der That frei für sich, aber immer unterdrückend für die übrige Welt.

Endlich, nachdem über 400 Jahre Rom und die Welt abwechselnd von Ungeheuern oder von Schwächlingen in Ketten gehalten worden war, änderte sich urplötzlich die ganze Gestalt der Erde durch eine Revolution, wovon wir, weil damals das Zeitalter der philosophischen Geschichtsschreiber längst schon vorüber war, nicht das mindeste von Veranlassungen, sondern nur den stürmischen, einem ausgetretenen Meere gleichen Ausbruch kennen. Nordische Völkerstämme, meist aus Teutsch-

7 Octavian.
8 es fehlt gegeben.
9 *Suetonius* in vita Domitiani, cap. 13.
10 *Sueton.* in vita Claudii, cap. 39.

land, von den Ufern der Ostsee her, starke unverzagte Männer, frei und gesund an Leib und Seele, ohne künstliche Ausbildung der Begriffe, aber von Natur voll geraden Sinnes, verließen, unbekannt durch welchen dringenden Beweggrund, wie im Sturme aufgejagt, ihre alten Wohnsitze und überflutheten unwiderstehbar die mildern Länder in Süden. Schon viele Jahrhunderte früher hatten die Gallier, und, nach ihnen, die Cimbern und Teutonen einen Einfall in Italien versucht; aber bei all' ihrer Tapferkeit waren sie zur unrechten Zeit gekommen: sie fanden damals Römer. Aber itzt fanden die Gothen, Vandalen, Burgundionen und die andern Völker des Nords [11], die um diese Zeit aus ihren Wohnsitzen aufbrachen, nur noch Römlinge [12]. Ohne Schwierigkeit entrissen sie ihnen ein Reich nach dem andern; ja Italien und Rom selbst, das Größte, was so viele Jahrhunderte hindurch alle die Völker gekannt hatten, ward von ihnen überwältigt; der ganze unermeßliche Weltstaat der Römer fiel aus einander; aus jeder Trümmer desselben stifteten sie ein eignes Reich; die ganze Gestalt der Erde änderte sich. Von nun an nicht mehr sollte sie [13] unter Einem irdischen Gotte stehen, der sie, wenn auch der Geist des großen Cäsars in ihm webte, doch nun und nimmer zu überschauen vermöchte. Jedes von den andern vor seiner Bezwingung durch die römischen Weltstürmer verschiedene Volk bildete nun wieder sein besonderes Reich. Der rauhe Nord war von jeher der Wohnsitz freier Männer geblieben; die Welttyrannen in Rom hatten nie vermocht, ihre Ketten über die Elbe zu schicken. Die Völker des Nords brachten nun ihren Geist von Freiheit auch in die südliche Welt. Die Universalmonarchie, worin das kleine Italien allein herrschend und alle andere Völker nur eroberte,

11 Nordens.
12 müßte wenigstens heißen: Römerlinge.
13 Eine harte Inversion; wenigstens: von nun an sollte sie nicht mehr.

nur Sclaven gewesen waren, lösete sich itzt in unser heutiges, für die Menschheit so wohlthätiges Staatensystem von Europa auf, welches schon damals den Keim zur hohen Vervollkommnung des europäischen Menschengeschlechts und zu dem schönsten Gedanken der neuern Politik, dem Gleichgewichte der Mächte [14], in sich trug.

Diese Revolution, durch Barbaren aus dem Nord in den Völkerzügen bewirkt, war 1) allgemein, weil sie sich beinahe über ganz Europa, ja selbst bis nach Afrika hinüber erstreckte [15]; 2) dauernd, weil sie schon damals sehr kennbar die Grundzüge unsers jetzigen Staatensystems in sich trug; 3) wohlthätig für die ganze europäische Menschheit, weil sie dieselbe auf immer von dem verheerenden Uebel der Universalmonarchieen befreite, und in das damals ganz entnervte sclavische Europa die Kraft und den Freiheitssinn der Natursöhne des rauhen Nords brachte. Diese Eroberer waren gewohnt, fast durchgehends auf dem Felde zu leben und haßten die Wohnung in den Städten. So lange sie in Teutschland sich aufgehalten hatten, hatte die ganze Nation sich leicht versammeln können; dies war aber während ihren Kriegen [16] nicht mehr thunlich. Indeß mußte sich die Nation doch immer, wie vor dem Kriege, über ihre Angelegenheiten berathschlagen [17]; sie that dies nur durch ihre Repräsentanten, die, nach der Verschiedenheit der Länder, in England Parliament, in Spanien Cortes generales, in Frankreich Etats generaux, in Teutschland Reichsstände hießen. — Dies ist der Ursprung der gothischen Verfassung in Europa. Nach dem Geiste derselben sollte überall die gesetzgebende Gewalt den Reichsständen, die voll-

14 Die neuesten Vorgänge haben die Nichtigkeit dieses schönen Traumes hinlänglich beurkundet.

15 Genserich stiftete 429 das Vandalenreich daselbst.

16 auf während folgt der Genitiv, nicht der Dativ.

17 Tacitus sagt von den Teutschen: de minoribus rebus principes consultant, de majoribus omnes.

ziehende dem Könige zustehen. Unter allen Staaten Europens blieb hierin keiner seiner ursprünglich teutschen Verfassung, und folglich seiner Freiheit, treuer, als England; an seiner Konstitution sieht man, zu welch einem herrlichen Gebäude bürgerlicher Freiheit Europa durch die in den Völkerzügen bewirkte Revolution die Anlage erhielt.

Allein so wohlthätig auch der Aufflug war, den diese Revolution aus Nord der europäischen Menschheit gab: so sehr ward sie doch bald darin niedergehalten durch den Aberglauben, den die Priester einer Religion, die ihrem ursprünglichen Geiste nach ganz auf Grundsätze des Lichts und der Freiheit gebaut ist, verheerend über die Welt herführten. — Da kam die finstere Zeit des sogenannten Mittelalters, die goldne Zeit des Hildebrandismus [18]. Die Geister konnten sich nicht an einander reiben und sich wechselseitig Funken neuer Wahrheiten entlocken, weil Alles an den eisernen Zwang eines Typus festgebunden ward. Es war ein dumpfes Hinbrüten über altherkömmlichen religiösen oder wissenschaftlichen Albernheiten [19]. Den Forschungen, die neues Licht gewähren konnten, selbst in blos wissenschaftlichen Dingen, die nicht den mindesten Bezug auf Religion hatten, ward mit Gefängniß, oft gar mit Scheiterhaufen gelohnt. War in der dichten Nacht rund umher etwa hie und da ein hellerer Kopf; so hatte der mit dem Stummen dasselbe peinliche Gefühl — daß er die Wahrheit kannte, aber ohne die süße Freude der Mittheilung auf immer in sich selbst verschließen mußte. — Dies waren die Zeiten, wo man lehrte: „der Papst könne Alles außer dem Recht, über das Recht und gegen das Recht; er könne recht machen aus dem, was nicht recht sey, denn er könne die Grundwesen der Dinge ändern; sein Wille sey statt aller Gründe; seine Meinung

18 nach Gregor 7 (vor seiner Papstwürde Hildebrand) so genannt, der dieses System vollendete.

19 Albernheiten — besser: Formen.

überwiege die Meinung der ganzen übrigen Welt; er sey kein bloßer Mensch, sondern wahrer Vice-Gott, allmächtig, wie Gott der Schöpfer selbst; unter ihm stehe alle menschliche Kreatur, alle Völker, und alle Herrscher; er allein sey volle 7744mal größer, als der Kaiser und alle Könige zusammengenommen." — Und niemand lache hierüber; denn fürchterlich, verheerend wie die Pest des Morgenlandes waren für die europäische Menschheit die **Folgerungen**, die der Mann auf dem Kapitol und seine Horden aus diesen Lehrsätzen zogen.

Aber dieser so unbändig angespannte Bogen mußte endlich brechen. Es kam nach und nach eine Gährung unter die Geister; es fieng nach gerade[20] an, ihr Selbstgefühl zu empören, daß sie glauben sollten: unter allen Menschen sey nur Einer, genannt **Papst**, im Alleinbesitze aller Wahrheit; Er allein unumschränkter Gebieter über das erhabene Reich der Geister, höchster Richter und Verwalter aller Wahrheiten; die ganze zahllose Menge aller übrigen Adamssöhne müsse jedes Wörtchen dieses Menschen mit blinder Unterwerfung als einen unmittelbaren Laut der Gottheit verehren; müsse nicht mehr und nicht weniger und nicht anders denken und glauben, als dieser Obervormund des minorennen Menschengeschlechts es erlaube oder befehle. — Einzelne Selbstdenker fiengen hie und da an, die zündenden Flocken ihrer Meinungen auszustreuen. Der Mann auf dem Kapitol, der sich bei dem Glauben der Völker an seine Allwissenheit allzu glückselig fühlte, unterließ nicht, auf die Häupter der Rebellen zu donnern. **Wiklef's**[21] Gebeine noch wurden herausgescharrt, **Huß** ward verbrannt[22] — aber ihre **Meinungen lebten fort**; weil die Wahrheit, kraft ihrer aetherischen Natur, überall hin noch schneller, noch unausschließbarer durchdringt,

20 nach gerade — Provinzialismus — statt allmählig.
21 Professor zu Oxford um's Jahr 1360.
22 verbrannt 1415 zu Kostnitz.

als ihr Emblem[23], das Licht, und weil, je trotziger man sich ihr entgegenstemmt, je tieferes Bett sich ihr Strom[24] reißt.

Ein sehr unbedeutender Mann — ein Professor auf einer Universität im nördlichen Teutschland, ohne sich durch so viele schreckende Beispiele irren zu lassen, wagte es, sich an die Spitze der neuen Meinungen zu stellen, und veranlaßte dadurch eine **Revolution**, die unter die allgemeinsten und folgenreichsten gehört, wovon die Geschichte weiß.

Diese Revolution, die zuerst in dem dunkeln, dem Scheine nach so unverfänglichen Gewande einer Universitätsdisputation aufgetreten war, that einen Schlag in die Welt, der bald ganz Europa durchdrang, und den Thron der päpstlichen Hierarchie mit Erdbebengewalt rüttelte. So lange hatte der menschliche Geist in unmündiger Blödigkeit hingeschlafen. Luther tastete ihn nun mit der ihm eignen Heftigkeit so muthig an; entzündete wieder in ihm ein so lebhaftes Gefühl seiner Kraft; sprach, um selbst ihm das Beispiel zu geben, so schonungslos von dem, was dem Aberglauben bisher so hochheilig gewesen war, daß er **nicht anders konnte**, als mit Ungestüm zum vollen Tag aufwachen. Das hohe Charakteristische, das Losungswort seiner Revolution war: **wag' es, dich deiner Vernunft zu gebrauchen!**[25] Auch nahm durch ihn die Aufklärung gerade da ihren Anfang, von wo aus sie am gewissesten weiter dringen mußte. Der Mann, der in Dingen der Religion, in Dogmen und Mysterien, die man Jahrhunderte lang mit schauerlichem Dunkel umwebt hatte, nun plötzlich mit so unbefangener Kühnheit selbst forschte, und Andere forschen lehrte; um wie viel mehr gab der nicht in Din-

23 Emblem — Sinnbild.

24 ein harter und verfehlter Nachsatz — statt **ihr Strom sich ein immer tieferes Bette reißt.**

25 ist unrichtig; es muß heißen: **dich — zu bedienen**, oder ohne Pronomen: **deine Vernunft zu gebrauchen.**

gen irdischer Weisheit den Ton der freiesten und muthigsten Forschung an! Selbst dadurch also, daß die durch Luthern bewirkte Revolution in ihrem Anfange religiös war, mußte sie in der Folge um so größern Einfluß auch in's Politische erhalten. Aber auch hier zeigte sich sogleich, wie leicht, in der besten Sache, der Uebergang zum Mißbrauche, und wie schrecklich solcher oft in seinen Folgen ist. Man erinnere sich an den Bauernkrieg in Schwaben, Franken und am Rheine[26]. Luther glaubte seinen Hauptgrundsatz von Freiheit — Freiheit im Denken und Freiheit im Bekennen der Wahrheit — nicht oft, nicht stark genug einprägen zu können. „Ist Freiheit in Religionssachen so ein gut und trefflich Ding, wie uns Doctor Martin lehrt" — räsonnirten die Bauern — „so muß sie's traun![27] nicht minder im bürgerlichen Leben seyn." Und risch rasch[28] entwarfen nun diese teutschen Ohnehosen des sechzehnten Jahrhunderts ihre Erklärung der Menschen und Bürgerrechte, genannt die zwölf Artikel der löblichen Bauerschaft[29]. Sie foderten, „weil sie durch Christi Blut alle zu freien Menschen gemacht worden seyen," Abschaffung, oder doch große Einschränkung des Feudalsystems; „keine Leibeigenschaft; keine Frohnden mehr, außer zum allgemeinen Besten; keinen Zehnten, außer vom Korn, und diesen nur zur Erhaltung der Armen und der Geistlichen; die Gemeinden sollten sich ihre Geistlichen selbst wählen; künftig sollte blos nach dem Gesetze gerichtet und gestraft werden; den Genuß der Wälder sollten alle gleich haben; die Jagd und Fischerei sollte frei seyn." — Luther selbst, den seine Gegner wegen dieses Auswuchses aus seiner Revolution als Erzrebellen verschrieen, bot seine ganze donnernde Beredsamkeit auf, um ihnen be-

26 Im Jahre 1524.

27 traun — ist selbst, als Versinnlichung der Sprache des gemeinen Mannes, hier zu gemein.

28 risch rasch — zu unedel; warum nicht: stürmisch.

29 Vergl. *Sleidani* Commentar. de statu religionis et reipublicae Carolo V Caesare. Lib. V.

greiflich zu machen, daß er's ja wohl nicht so gemeint habe, als er von christlicher Freiheit gesprochen. „Ihr seyd frei in Christo" — sagte der Reformator — „denn Christi Reich ist ein geistlich Reich; aber weltlich Reich kann nicht stehen, wo nicht Ungleichheit ist in Personen, daß etliche frei seyn, etliche gefangen, etliche Herren, etliche Unterthanen." Dem hellen Haufen — so nannte sich die Armee der teutschen Ohnehosen — behagte diese Distinction nicht. Sie brachten „Krieg den Palläsien, Frieden und Freiheit den Hütten," das heißt, sie zerstörten alle Schlösser, brandschatzten alle Klöster, leerten alle herrschaftlichen Keller und Speicher, verkauften, was sie da fanden, an ihres Gleichen in spottwohlfeilem Preise, und bestimmten überhaupt ein Maximum des Getraidepreises. Sie gaben allen, die sich zu ihnen schlugen, den Bruderkuß, und erklärten alle, die nicht mit ihnen halten wollten, für Sclaven und für ihre Feinde. Ihren Grundsätzen der Gleichheit zufolge nannten sie den Herzog Ulrich zu Wirtemberg ihren lieben Bruder. Für die Adelichen hatten sie, statt der damals noch nicht erfundenen Guillotine, Hellebarden und Bratspieße. Auch sie hatten ihre Männer vom 10 August und 2 September unter sich [30]. An einem Tage wurden in Weinsberg über 70 Edelleute, immer einer jämmerlicher als der andere, niedergemetzelt. Statt der Wiederherstellung der ursprünglichen und unverjährbaren Menschenrechte war ihr Losungswort: die christliche und evangelische Ordnung. Sie wählten sich ihre Generale mit unter auch aus den Adelichen; aber sie setzten ihnen Commissairs aus ihrer Mitte an die Seite, und beim ersten besten verunglückten Vorfall ward der arme General gespießt. Zuletzt kam die Sache zum Treffen. Das Heer der Ohnehosen schlug gut; aber die gegen sie alliirte Armee noch besser [31].

Der Unfug hatte bald sein Ende erreicht; aber die

30 Anspielung auf die blutigen Scenen im Jahre 1792 in Paris.
31 Münzer wurde 1525 gefangen und enthauptet.

wohlthätigen Folgen der durch Luthern veranlaßten Revolution dauerten fort. Von ihr an datirt sich die Freiheit des Denkens; das Aufblühen der Künste und Wissenschaften; die Verscheuchung der scholastischen Philosophie, die durch ihre Spitzfindigkeiten dem Menschengeiste vampyrenartig alle Kraft ausgesogen hatte, durch brauchbare Lebensweisheit; die furchtlose Vertraulichung [32] mit jeder neuen und kühnen Wahrheit, auf die der Gang der Forschungen nach und nach führen mußte; die unerbittliche Jagd auf alle Ueberbleibsel grauer Vorurtheile, und daß kein Irthum so geheiligt, keine Thorheit so festgewurzelt mehr war, daß sie nicht ihren Angreifer fanden.

Von jetzt an begann die ganze Stimmung des europäischen Staatensystems immer milder und freier zu werden. Schriftsteller vom ersten Range [33] drangen in's Wesen des Grundvertrags der Staatsgesellschaft ein, zerlegten mit kühner Meisterhand die verschiedenen Staatsformen und deren Vorzüge oder Gebrechen. Die größten Herrschergenien [34] des Jahrhunderts begünstigten zuvorkommend den Aufflug der Geister zum Licht, und dessen großes Hülfsmittel, die freie Buchdruckerpresse. Es konnte, es mußte Gewinn für die Menschheit daraus erfolgen, wenn man nur alles seinem stillen friedlichen Gange heimstellte, alles nach und nach auszeitigen ließ; aber ein von Natur feuriges, ungestüm lebhaftes Volk [35], das durch seine alte Ordnung der Dinge gelitten hatte, wollte eine neue, schuf sie sich, konnte dabei glücklich seyn, zerstörte aber sogleich sein eigen Werk wieder, überschritt nun alle Gränzen, und brachte Licht und Dunkel, Altes und Neues, alles Widerstreitende, was schon von selbst, zwar ge-

32 Vertraulichung — ein neugebildetes — bisweilen zu gebrauchendes — Wort.
33 Montesquieu, Locke, Rousseau, Raynal.
34 Friedrich 2, Joseph 2 u. a.
35 Das französische.

räuschlos, aber desto sicherer, desto wohlthätiger sich zu scheiden angefangen hatte, in die ungeheuerste Krise, in einem Kampf[36], der in jedem Falle fürchterliches Ungemach über die Menschheit bringen muß. Das ist die französische Revolution.

7.

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter,

von Fr. v. Schiller.

(Der verewigte Schiller hat seinen Zeitgenossen Ein vollendetes historisches Werk übergeben; seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Seine Geschichte des Abfalls der Niederlande hat er nicht fortgesetzt. Außerdem hat er noch einzelne kleinere historische Aufsätze hinterlassen, die zum Theil in seinen kleinen prosaischen Schriften zusammengestellt sind. Das nachfolgende Fragment ist entlehnt aus dem ersten Theile dieser Schriften, S. 336 ff. — Ueber seine historische Darstellung selbst vergleiche man die Einleitung zum dritten Fragmente des zweiten Theils dieses Handbuches S. 18 f. —

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches im Norden von Europa und Asien erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte auf den Trümmern des abendländischen Kaiserthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechselungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Langobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt, beim Ablauf des eilften Jahrhun-

36 muß heißen: in einen Kampf.

derts in einer andern Gestalt und durch andere Anlässe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde [1]. Europa gab itzt dem südwestlichen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim [2], die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke, denn so viel Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es itzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergiengen, und mit denen, die darauf folgten; so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulösen.

War also die **Völkerwanderung** und das **Mittelalter**, das darauf folgte, eine **nothwendige** Bedingung unserer bessern Zeiten?

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechischen Freistaaten auf? Warum sehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte,

1 In Europa begann in dieser Zeit eine bessere gesellschaftliche Ordnung der Dinge. Die Städte wurden zahlreicher und kultivirter, die Sitten des dritten Standes milder, die Staaten selbst erhielten festere politische Formen. Nur der eigentliche Ritterstand wollte noch sein bisheriges wildes Leben fortsetzen; deshalb wandte sich der Raufgeist sehr gern nach Osten, weil er in der Heimath wenig zu bekriegen fand.

2 statt: heim — zurück.

weil die kleine Schaar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand; weil sich die Horden der Mantschu[3] in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht, die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung, als in dem Untergange. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper, und können nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften; sollte sich der Teutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perser ausartete; so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeiste gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatze, den er itzt betrat, in jedem Betracht der stärkere Theil bleiben.

Die scythische Wüste öffnet sich, und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet, Städte sinken hinter ihm in Asche; mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers; Pest und Hunger hohlen nach, was das Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden

3 Die von der Tartarei aus in Sina einfielen und dort eine neue Dynastie stifteten.

Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsterniß breitet sich itzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Ueberrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist itzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten still, und ihm selbst unbewußt, in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sclaven nicht ehret. Unverrückt, als wär er noch auf salischer Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Gesetzen getreu, die ihn zum Sieger machten; zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstühlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremde Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom [4], der schüchterne Kaufmann eilt heim, und das Ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt sich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geschlossen.

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt itzt; der rohe germanische Geist ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaf-

4 die besuchten Handelswege der alten Welt bis auf die Zeit der Völkerwanderung.

ten, mit des Beispiels stiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterlande noch in tausend Netzen ihm nachstellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrscherbühne des Trajanus sich Trajanus dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wildniß ins Gedächtniß zu rufen. Hart stößt die Herrschsucht mit der Freiheit zusammen, der Trotz mit der Festigkeit, die List strebt die Kühnheit zu umstricken, das schreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassene Dunkel desto schrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung scheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut sie dem Schutze eines verwilderten Christenthums, und vergönnt dem mittlern Geschlechte sich an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in diesem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt sich der teutsche Geist gegen den herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit springt in lebendigem Strome, und **unüberwunden** und **wohlbehalten** langt das spätere Geschlecht bei dem schönen Jahrhunderte an, wo sich endlich, herbeigeführt durch vereinigte Arbeit des Glücks und der Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuthe gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein

Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhunderte verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun [5] seine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Busens erkaltet. Ein besserer Genius war es, der über das neue Europa wachte; die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechszehnten Jahrhunderte ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt, und der Vernunft, die itzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut gesetzt, und die Wahrheit den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo sonst, als hier, erlebte man die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei wurden in mörderischen Schlachten, daß die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkern Zwang der Ueberzeugung schwieg, daß der Mensch endlich das Theuerste an das Edelste [6] setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie, oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist; das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterlande gebracht. Beim Ablaufe des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal diese Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgange des Mittelalters die Energie des Willens mit dem Lichte des Verstandes zusammentraf, hier allein ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir

5 Der gelehrte Kalif des neunten Jahrhunderts.

6 daß er das Leben an die Durchführung seiner bessern religiösen Ueberzeugung in dem Zeitalter der Reformation wagte.

die Entwickelung der **Staaten** mit der Entwickelung der **Köpfe** einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühen, und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulniß hinübereilen; **Aufklärung** ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der **Leidenschaft** anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem **Verstande**, der nur durch fremde Nachhülfe sich entwickelt, und dem Glücke der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andere einmal heranreift. Wie schwer ist es also, daß die **Staaten** die **Erleuchtung** abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sie das politische Leben in Europa frisch, bis der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwickelung zu bringen.

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit, und die Knechtschaft bei der Kultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhundert konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbeiführen. Es ist nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unsre Väter vor dem Joche der Unterdrückung bewahrte; denn ihre gleich freigebornen Brüder, die Turkomannen und Mantschu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es ist nicht der europäische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal ersparte; denn auf eben diesem Boden und

unter eben diesem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Lusitanier das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte, und aus einem tausendjährigen Kriege unüberwunden kam — diese sind die Schöpfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwei schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweiset.

Im dreizehnten Jahrhundert ist es, wo der Genius der Welt, der schaffend in der Finsterniß gesponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Theil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpuncte und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehensverfassung, vollzählig und erschöpft beim Ablauf des eilften Jahrhunderts, muß sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschloßnen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuern Völkern sich an, freut sich am thracischen Bosphorus seiner Freiheit und seines Muths, erröthet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit, und erschrickt in Asien über seine Armuth. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber scheint es nicht, als hätte der fränkische Heldengeist in das hinsterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Komnenern[7] sich

7 Das Haus der Komnenen, das im Jahre 1081 in Byzanz zur Regierung kam, gab dem tief gesunkenen orientalischen römischen Reiche, so weit es möglich war, ein neues Leben.

auf, und, durch den kurzen Besuch der Teutschen gestärkt, geht es von itzt an einen edleren Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke [8], und das wiedergefundene Band zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegerischen Schwindel flüchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüßt seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine reiche Ladung ruft das lüsterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewisse Geleit des Arkturs [9] entbehren, und eine feste Regel in sich selbst, zuversichtlich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimat — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andre Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf, und vergönnt seinen Sclaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulösen [10]. Freiwillig bietet er den Arm itzt der Fessel dar, die ihn schmückt, aber den Niegebändigten bändigt. Die Majestät der Könige richtet sich auf [11], indem die Sclaven des Ackers zu Menschen gedeihen; aus dem Meere der Verwüstung hebt sich, dem Elende abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war, und die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen, der römische Hierarch sieht seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbilde im Orient haschend [12], gab er im Occident eine wirkliche Krone

8 Der Handel — besonders in den italienischen Freistädten — wurde seit der Völkerwanderung von neuem geweckt.

9 Die Schifffahrt richtete sich, vor Erfindung des Kompasses, nach der Stellung und dem Laufe der Gestirne.

10 Sehr viele Leibeigne erkauften damals von ihren aus Asien zurückkehrenden Herren ihre Freiheit.

11 Je mehr der Rittergeist sank und geschwächt wurde: desto mehr bildete sich die Macht der Könige aus.

verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Rüstkammer, woraus er seine Donner hohlte. Auch noch itzt schleudert er sie aus — itzt aber tritt ihm die befestigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelsperrendes Interdict, keine Lossprechung von geheiligten Pflichten löset die heilsamen Bande wieder auf, die den Unterthan an seinen rechtmäßigen Beherrscher knüpfen. Umsonst, daß sein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit streitet, die ihm seinen Thron erbaute und ihn itzt davon herunterzieht! Aus dem Aberglauben war dieses Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groß gezogen von der Zwietracht. So schwach seine Wurzeln waren; so schnell und schrecklich durfte es aufwachsen im eilften Jahrhundert. — Seines Gleichen hatte kein Weltalter noch gesehen. Wer sah es dem Feinde der heiligsten Freiheit an, daß er der Freiheit zu Hülfe geschickt wurde? Als der Streit zwischen den Königen und den Edeln sich erhitzte, warf er sich zwischen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entscheidung auf, bis in dem **dritten Stande**[13] ein besserer Kämpfer heranwuchs, das Geschöpf des Augenblicks abzulösen. Ernährt von der Verwirrung zehrte er itzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht, schwindet er weg in dem Lichte. Verschwand aber der Dictator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Pisistratus, der die Factionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtschaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes **Phantom** bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geschah; weil hier allein sich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, sie selbst auszuüben.

12 um sich die Oberhoheit über die morgenländische Christenheit zu verschaffen.

13 Dem freien Bürgerstande in den kultivirten Städten.

Wie anders säet der Mensch und wie anders läßt das Schicksal ihn ernten! Asien an den Schemmel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million seiner Heldensöhne aus, aber mit ihnen hat er seinem Stuhle in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füßen seiner Beherrscher zurück. Vergebung der Sünden, und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grabe, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Welttheile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüssel Jerusalems, oder die Nägel vom Kreuze des Erlösers.

---

3) Der didactische Styl.

1.

Wenn der Stoff des historischen Styls auf Factis beruht; so beruht der Stoff des didactischen Styls auf Begriffen. Wenn bei dem historischen Style die Sphäre der Erscheinungen außer uns unter der Einheit der Form dargestellt wird; so wird bei dem didactischen Style die Sphäre unsrer Erkenntniß, die in subiectiven Begriffen besteht, zur Einheit der stylistischen Form erhoben. So weit also die Sphäre der Begriffe ist; so weit ist auch die Sphäre des didactischen Styls.

2.

Das allgemeine Gesetz der Form, das Gesetz der innigsten Harmonie zwischen Korrectheit und Schönheit, gilt für jede einzelne Form des didactischen Styls; denn da der Stoff des didactischen Styls in Begriffen besteht, die Korrectheit aber auf der durch die Darstellung ver-

sinnlichten Wahrheit innerhalb der Begriffe beruht, so hängt die Korrectheit im didactischen Style von der Wahrheit der Begriffe ab, welche den Stoff des didactischen Styls ausmachen. — In Hinsicht auf die **Schönheit** der Form aber müssen die als korrect dargestellten Begriffe in der Darstellung **als ein organisches lebensvolles Ganze** erscheinen, das eben so durch die Versinnlichung im Ausdrucke, wie durch die Freiheit der Bewegung gefällt.

Ob nun gleich **Belehrung** und **Ueberzeugung** der nächste Zweck des didactischen Styls ist; so soll doch auch die in einem stylistischen Producte dargestellte Erkenntniß (die Masse von Begriffen), nach ihrer subjectiven Vollendung in dem Gemüthe des Darstellenden, so in der Form erscheinen, daß das Gefühlsvermögen und der Wille ebenmäßig dadurch bewegt, und alle Kräfte des menschlichen Geistes in ein harmonisches freies Spiel gesetzt werden.

3.

So verschiedenartig auch die Formen sind, unter welchen die Sphäre von Begriffen, welche die Totalität der subjectiven Erkenntniß ausmachen, dargestellt werden kann; so lassen sie sich doch unter folgende **fünffache Klassifikation** bringen.

1) Der **systematische Lehrstyl**, wenn man irgend einen Theil, oder ein größeres Gebiet der menschlichen Erkenntniß in sich zusammenhängend, vollständig, erschöpfend, und nach allen seinen Umgebungen darstellt;

2) der **kompendiarische** (auch epitomatorische) Lehrstyl, wenn man ein abgeschlossenes Gebiet der menschlichen Erkenntniß zwar in sich zusammenhängend und erschöpfend, aber so **gedrängt** darstellt, daß man der gedrängten Uebersicht die völlige Ausführung der einzelnen Theile aufopfert;

3) der **erläuternde** (commentirende) Lehrstyl, wenn man die einzelnen Theile eines systematisch dargestellten Ganzen weiter ausführt; die mit der systematischen

Darstellung nicht selten verbundene Terminologie erklärt, und den ganzen Umkreis verwandter oder widersprechender Meinungen berücksichtiget;

4) der populäre Lehrstyl, wenn man einen wissenschaftlichen Gegenstand so darstellt, daß man alles von ihm trennt, was den eigentlichen Gelehrten ausschließend angeht, und nur diejenigen Theile desselben in einer lichtvollen Uebersicht und leichtfaßlichen Darstellung behandelt, welche man auch ohne gelehrte Vorkenntnisse verstehen, und mit dem wirklichen Leben in Verbindung bringen kann;

5) der dialectisch-kritisirende Lehrstyl, wenn man das Gesetz der Form zur Prüfung und Beurtheilung einer vorhandenen stylistischen Form aus irgend einem wissenschaftlichen Gebiete anwendet, um theils über die Behandlung des Stoffes, theils über die Vollendung der Form zu einem bestimmten Urtheile zu gelangen.

4.

a) Der systematische Lehrstyl.

Wenn ein System das planmäßig angelegte und ebenmäßig durchgeführte Ganze ist, in welchem entweder eine ganze Wissenschaft (und also eine in sich abgeschlossene Sphäre der menschlichen Kenntniß), oder doch ein bestimmter Theil der subjectiven menschlichen Erkenntniß nach allen seinen Umgebungen dargestellt wird; so verlangt das Gesetz der Form, daß nicht nur der unter der Form dargestellte Stoff zusammenhängend, vollständig und erschöpfend erscheine, sondern daß die Form selbst als Totalität aufgefaßt werde, und ein reines Wohlgefallen an ihr bewirke. In einem Systeme müssen daher alle dargestellte Begriffe unter sich selbst übereinstimmen (formelle Wahrheit haben), und dadurch die Einheit und innere Verkettung des Ganzen bewirken, so daß weder Lücke noch Sprung wahrgenommen werden; vielmehr muß man das leitende Princip, nach welchem alle Theile verbunden sind, in der Ausführung, Haltung und Behandlung der einzelnen Theile und in deren Ver-

hältnissen zum Ganzen überall wieder finden; zugleich muß aber auch die Form als ein organisches Ganze, nach der ihr mitgetheilten höhern Versinnlichung in der Darstellung erscheinen. — Zum systematischen Lehrstyle gehören:

1) Das System, von welchem alles das im Allgemeinen gilt, was hier vom systematischen Lehrstyle gesagt worden ist.

2) Die Abhandlung, welche die systematische und erschöpfende Darstellung irgend eines Theils, oder eines Abschnitts aus einem größern wissenschaftlichen Ganzen enthält. Sobald je alle einzelne Theile der Wissenschaften in einzelnen Abhandlungen, die aber, der stylistischen Form nach, als Totalität erschienen, behandelt würden; so würde selbst das Ganze der Wissenschaft dadurch in der Darstellung wesentlich gewinnen. — Uebrigens gilt in stylistischer Hinsicht für die Abhandlung, als ein kleineres Ganze, das, was für das System, als das größere abgeschlossene Ganze, gilt.

3) Die Vorlesung. Vorlesungen sind entweder isolirte für sich bestehende Ganze, und als solche Fragmente aus ganzen Wissenschaften; oder es wird in ihnen eine Wissenschaft allmählig nach ihrem ganzen systematischen Zusammenhange durchgeführt, und zwar so, daß durch die Form der Darstellung, beim Schlusse der Vorlesungen, ein Bild von der Totalität der dargestellten Wissenschaft hervorgebracht worden ist. In stylistischer Hinsicht dürfen sie daher nicht ein bloßes trockenes Gerippe irgend einer Wissenschaft enthalten; eben so wenig dürfen sie durch erkünstelten rhetorischen Schmuck blos überreden, statt zu überzeugen; vielmehr sollen sie durch Stoff und Form die gesammten geistigen Vermögen in ein freies harmonisches Spiel setzen.

5.

b) Der kompendiarische Lehrstyl.

Das Kompendium ist das System in einem verjüngten Maasstabe; es ergehen also an die Ausarbei-

tung desselben alle die Forderungen, welche an die Darstellung des Systems ergehen, nur unter der Modifikation, daß die Form auf eine gedrängte Uebersicht über die Wissenschaft berechnet sey. Zwar darf die Kürze des Kompendiums nie die systematische Haltung der Wissenschaft selbst beeinträchtigen, vielmehr muß die Symmetrie der einzelnen Theile des Ganzen aus der kompendiarischen Form hervorleuchten; aber dadurch unterscheidet sie sich von dem Systeme, daß sie die weitere Ausführung der Gegenstände der mündlichen Erläuterung, oder dem Scharfsinne des Lesers überläßt, und die einzelnen Theile des Systems mehr nur mit kräftigen Zügen andeutet, und unter der allgemeinsten Hülle des logisch durchgeführten Planes bezeichnet, als das Detail selbst ausführlich entwickelt.

6.

c) Der kommentirende Lehrstyl.

Jedes in sich vollendete System verlangt, um ganz umschlossen und verstanden zu werden, einen völlig wissenschaftlich gebildeten, glücklich organisirten, und mit der Wissenschaft, welche im Systeme dargestellt wird, schon bekannten Kopf. Je concentrirter der innere Zusammenhang des Systems, je neuer die Behandlung einer Wissenschaft in demselben, je origineller und ungewöhnlicher die in dasselbe aufgenommene Terminologie ist; desto nöthiger ist es, daß durch Commentare die Uebersicht und Beurtheilung eines Systems erleichtert, sein Verstehen befördert, die wissenschaftliche Terminologie erklärt und popularisirt, das Neue und Eigenthümliche desselben mit dem in diesem Fache bereits Geleisteten zusammengestellt, der Geist der entgegengesetzten Systeme geprüft, das schwer zu Verstehende durch zweckmäßig gewählte Beispiele erläutert, und Manches, was man an demselben tadelte, tiefer begründet, oder unter einer befriedigendern Ansicht dargestellt werde. Kaum bedarf es der Erinnerung, daß alle Weitschweifigkeit und Durchwässerung des Systems von einem gutgeschriebe-

nen Commentare ausgeschlossen bleiben müsse. — Dasselbe gilt auch von den **Parallelen**, die ebenfalls hieher gehören, in welchen mehrere Systeme, oder die einzelnen Lehrstücke derselben mit einander verglichen werden, und wo, vermittelst dieser Vergleichung, ein Princip für die nähere Bestimmung des wissenschaftlichen Gehalts der parallelisirten Systeme aufgefunden wird. Vielseitige Ansicht der von mehrern verschiedenartig dargestellten Gegenstände; unpartheiische Würdigung jedes wahren Verdienstes; Toleranz gegen fremde Meinungen — und eigner Fortschritt mit dem Geiste des Zeitalters in wissenschaftlicher Hinsicht, müssen die Eigenschaften dessen seyn, der eine Parallele unter einer vollendeten stylistischen Form aufstellen will.

7.

d) Der populäre Lehrstyl.

Populär heißt, im Gegensatze der systematischen Behandlung eines wissenschaftlichen Gegenstandes, diejenige Darstellung desselben, welche alles das von derselben ausschließt, was entweder blos für die eigentlichen Gelehrten, oder auch blos für die völlig Eingeweihten in einer bestimmten Wissenschaft verständlich ist, so daß man die Darstellung theils ohne tiefere wissenschaftliche Vorkenntnisse verstehen, theils durch sie von dem **Zusammenhange des dargestellten Gegenstandes mit dem wirklichen Leben** überzeugt werden könne. Dessen ungeachtet darf sie nicht oberflächlich und seicht seyn, wenn sie sich auch nicht auf letzte Principien stützt; vielmehr muß ihre Form eine solche Einheit enthalten, in welcher die einzelnen Theile des Stoffes sorgfältig gruppirt, die wichtigsten Momente bestimmt hervorgehoben, und nach ihrer Beziehung und Anwendbarkeit aufs Leben dargestellt erscheinen. Nothwendig muß der populäre Schriftsteller die Wissenschaft, oder den Theil derselben, den er populariſiren will, **ganz übersehen**; zugleich muß er aber auch eine solche Leichtigkeit, Faßlichkeit und Gewandtheit des Styls besitzen, daß durch diese Eigen-

schaften seine Darstellung wirklich auf ein größeres Publikum wirke, und die populärisirte Wissenschaft in demselben weiter verbreite.

Zum populären Lehrstyle gehören:

1) **Sprüchwörter**, welche gewisse, aus einzelnen Erfahrungen und Vorgängen des gemeinen Lebens abgeleitete Ausdrücke und Redensarten in sich enthalten, deren man sich zur Bezeichnung dieser Erfahrungen und Vorgänge bedient. Sie können in der höhern stylistischen Form nur selten und mit Vorsicht gebraucht werden.

2) **Gemeinplätze** (loci communes); solche einfache und verständliche Sätze, bei deren Gebrauche man auf eine allgemeine Bekanntschaft mit denselben, und deshalb auch auf die Zustimmung der Mehrheit in der Beziehung derselben auf die Erläuterung eines gegebenen Falles rechnen kann.

3) **Sentenzen**; solche sinnvolle und gehaltreiche einzelne Sätze, welche eine entweder weniger bekannte Wahrheit, oder eine bekannte Wahrheit unter einer neuen Form, in einem neuen Zusammenhange, und nach einer geistvollen Gruppirung mit andern Begriffen, in sich enthalten. Ohne Scharfsinn und natürlichen Witz werden sie nicht gelingen.

4) **Die katechetische und sokratische Form.** Das Eigenthümliche der erstern besteht in dem Abfragen von Begriffen, die man vorher mündlich mitgetheilt hat, um sich zu überzeugen, ob man verstanden worden sey; das Eigenthümliche der zweiten aber beruht auf einer solchen Entwickelung gewisser Begriffe und Wahrheiten in der dialogischen Form, nach welcher man sie nicht mitzutheilen, sondern sie die zu belehrenden Individuen in sich selbst auffinden lehrt. — Beide verlangen eine vollständige Bemächtigung der Gegenstände, welche man auf diese Art mittheilen will, und eine sorgfältig berechnete Herablassung zu den Eigenthümlichkeiten, Schwächen und Vorkenntnissen Andrer; beide verlangen in der stylistischen Behandlung eine lebhafte Ver-

gegenwärtigung der gedachten Subjecte, die man belehren will, und ein genaues Festhalten des einmal gewählten Charakters des Lehrers und der zu Belehrenden.

5) **Jugendschriften** haben die Bestimmung die Ausbildung und Entwickelung der heranwachsenden Menschheit in intellectueller, ästhetischer und moralischer Hinsicht zu befördern. Sie dürfen deshalb nichts Unverständliches in sich enthalten; sie müssen in einer edlen, aber deutlichen Sprache geschrieben seyn; sie müssen genau den Kräften und Vorkenntnissen einer gewissen bestimmt gedachten Periode des jugendlichen Alters anpassen, und die Kräfte der Jugend in ein lebhaftes Spiel versetzen, das sie zugleich vor Vielwisserei und vor blindem Nachbeten auf Auctorität bewahrt.

6) **Volksschriften** sollen dem größern Theile des erwachsenen Menschengeschlechts, dem **gemeinen Manne**, richtige Begriffe über die wichtigsten Angelegenheiten des häuslichen und bürgerlichen Lebens, über Gegenstände der Natur und der moralischen Welt, über Erfindungen und Bequemlichkeiten, über Verbesserungen ihrer Lage u. s. w. mittheilen, dadurch die Vorurtheile und den herrschenden Aberglauben erschüttern, und mit Sorgfalt und Vorsicht die allmählige Aufklärung eines so großen Theiles der Menschheit bewirken.

8.

e) Der dialectisch-kritisirende Lehrstyl.

Um zu prüfen, ob das Gesetz der Form auch in den verschiedenartigen stylistischen Darstellungen festgehalten, und die Form mit dem Stoffe in der Darstellung identisch sey, muß es eine stylistische, und zwar dem Lehrstyle angehörende, Form geben, welche den **Maasstab für die Beurtheilung aller stylistischen Producte in Hinsicht auf das Gesetz der Form in sich enthält.** Der dialectisch-kritisirende Lehrstyl zerfällt daher in **Dialectik** und **Kritik**. Die erstere betrifft zunächst die Prüfung des vermittelst der Form erscheinenden Stof-

fes; die zweite beschäftigt sich mit der Beurtheilung der Form, als einer stylistischen Totalität. — Die Dialectik (die Kunst, den Schein von der Wahrheit, durch Anwendung logischer Principien, zu erkennen) entwickelt also die formelle Wahrheit aller in der stylistischen Form verbundenen Sätze, trennt die Scheingründe von den wahren, und begründet das sichere Urtheil über den wissenschaftlichen Gehalt eines stylistischen Products. Die Kritik hingegen bestimmt, in stylistischer Hinsicht, ob die Form mit dem Stoffe identisch ist, und also die anpassendste unter den möglichen sey; welche von den drei Schreibarten gewählt, und wie dieselbe im Detail der Darstellung gehalten worden sey; und endlich, ob die Form an sich eine stylistische Totalität ausmache. Zu dem dialectisch-kritisirenden Lehrstyle gehören aber:

1) Die Disputation, oder die mündliche Beurtheilung und Prüfung eines stylistischen Products nach Stoff und Form gegen den anwesenden Urheber desselben. Kenntnisse, Gewandtheit im Ausdrucke, logische Fertigkeit und Humanität im Tone müssen sie leiten.

2) Die schriftliche Prüfung besteht in der Beurtheilung einer aufgegebenen Bearbeitung wissenschaftlicher Gegenstände in Hinsicht auf Stoff und Form. Sie hat Vorzüge vor der mündlichen.

3) Die Recension, die, als vollendetes stylistisches Product, theils den Inhalt einer Schrift genau referiren, theils den Geist und die Tendenz derselben bestimmt charakterisiren, theils den wissenschaftlichen Gehalt derselben mit umschließender Sachkenntniß und Unpartheilichkeit würdigen, und den Styl derselben nach dem Gesetze der Form (versteht sich, selbst in einem gebildeten Style) beurtheilen soll.

In den beiden ersten Theilen dieses Handbuches sind bereits folgende Fragmente aus dem didactischen Style enthalten:

		Theil	Seite
Von der Güte des Herzens und dem Wohlwollen	Abbt	1	266
Von der Freundschaft	M. Claudius	1	381
Werth des Unglücks	Dusch	1	388
Fragment aus dem Amyntor	Eberhard	1	165
Der moralische Sinn	Eberhard	1	202
Das Idealische in den Künsten	Eberhard	2	253
Blick ins Universum	Engel	1	348
Ueber Gleichförmigkeit der Kräfte in der sittlichen Welt	Forster	2	142
Eintheilung der Wissenschaften	Garve	1	17
Ueber die teutsche Sprache	Garve	2	185
Ueber die Beredsamkeit	Heydenreich	2	313
Frühzeitige Inoculation des Alters	Hufeland	1	48
Ueber den Charakter unsers Zeitalters	F. H. Jacobi	2	387
Glaube an die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes	Jakob	1	193
Wichtigkeit der Untersuchung ob ein Gott sey?	Jerusalem	1	121
Allgemeine Bemerkungen und Vorschriften über den Umgang mit Menschen	Knigge	1	52u73
Ueber das Universum	Mendelssohn	1	277
Subjective und objective Vollkommenheit	Mendelssohn	2	44
Der physikotheologische Beweis fürs Daseyn Gottes	Platner	2	331
Ueber die Duelle auf Universitäten	Reinhold	2	372
Beruf des Dichters	Schiller	2	132
Wie sich der Begriff von Gottheiten in der menschlichen Seele in den frühesten Zeiten gebildet habe	Wieland	1	27
Trieb zur Einsamkeit	Zimmermann	2	292

I.

Nachruhm,

von Engel.

(Ueber diesen vortrefflichen Styliſten vergleiche man die Einleitung zum 7ten Fragmente des zweiten Theils dieſes Handbuches, S. 64 ff. — Das nachſtehende Fragment iſt entlehnt aus ſeinem Fürſtenſpiegel, oder aus dem dritten Bande ſeiner Schriften [Ausgabe vom Jahre 1802] S. 273 ff.)

Für den Menschen, das Geschöpf der Zeit, ist die Gegenwart immer wenig, die Zukunft Alles. In sie hinein strebt jeder seiner Wünsche, in sie die meisten seiner Gedanken. Für sie nur lebt er, sorgt er, arbeitet er; sie sich aufzuhellen, horcht er auf Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer; sie sich zu verschönern, opfert er Kräfte, Vergnügen, Gesundheit, Leben.

Gröbere Seelen hangen mit ihren Wünschen und Gedanken nur an der nächsten Zukunft; feinere schweifen damit hinaus bis über das Grab. Wenn alles Uebrige aufhört, soll der Nachruhm noch dauern; wenn Alles Trümmer ist, was das Leben gebaut hat, soll die Ehrensäule noch da stehn.

Es hilft nichts, daß man den Ruhmsüchtigen fragt: wird das Lob, das im Tode hinter dir bleibt, zu deiner Kenntniß gelangen? Wird die Bewunderung einer noch ungebornen Nachwelt dein Ohr, das Blatt der Geschichte, das dich den Göttern zuzählt, dein Auge entzücken? — Entweder zieht er, wie jener Römer, aus der Liebe des Nachruhms selbst, einen Beweis der Unsterblichkeit und des fortdauernden Zusammenhanges mit dem Erdenleben; oder er gibt wenigstens, durch die Allmacht der Phantasie, entfernten Jahrhunderten Gegenwart, hört Töne, zu denen die Organe noch in unentwickelten Keimen schlafen, liest Werke, zu denen die Schriften noch in ungeöffneten Schachten ruhen. —

Aber, möchte man ausrufen: Prophetischer Träumer! wie kannst du Urtheile deiner Eitelkeit mit Urtheilen der Nachwelt verwechseln? Sind denn jene schon eins mit den Urtheilen der Zeitgenossen? — Schmeichler, weißt du, sind gern Lügner; und der größte Schmeichler ist immer der Mensch sich selbst.

Oder achtest du vielleicht der Wahrheit deiner Vorstellungen nicht, und erfreust du dich nur an ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit? Würdest du den, der dich vom Wahnsinne heilte, als einen Feind deiner Zufriedenheit hassen? — Dann bist du der Mittheilung des

Geheimnisses unwerth, wie man sich die Zukunft gewiß macht. Dann träume!

Die Nachwelt ist unpartheiisch, unbestechlich, gerecht. Ihr Urtheil kann Anfangs schwanken; aber bald werden die Weisesten und die Edelsten ihm Festigkeit geben. — Du selbst kannst dein unpartheiischer Richter nicht seyn; das duldet deine Eitelkeit nicht; und doch mußt du dir die Zukunft von der Gegenwart borgen. Geh, und suche dir unter den Mitlebenden einen der Weisesten, Edelsten auf; strebe seiner Freundschaft würdig zu werden; und hast du, in der seligsten Minute deines Daseyns, dieses Ziel erreicht, dann freue dich in dem Ruhme, den Er vielleicht dir gibt, deines Nachruhms! Aus ihm, dem offnen, hellsehenden, biedern Beurtheiler, tönt dir eine Stimme der unpartheiischen, unbestechlichen, gerechten Zukunft.

Zwar ist er Freund; und Freundschaft hat ihre Schwächen für den Geliebten. Aber sey wahrhaft ruhmwerth; und meinst du, nicht auch die Nachwelt werde sie haben? Keine volle Unpartheilichkeit gibt es einmal nicht, als im Gerichte des Himmels. — Mit kalter, strenger Richtermiene naht sich der Beurtheiler einem Charakter; nicht Würden, Geschlechtstafeln, Schätze, Kronen, können ihn blenden; das Alles ist im Tode dahin. Was ihn noch einzig anzieht, ist der Geist und das Herz; denn deren Rechte sind ewig. Laß ihn zu loben, zu bewundern, zu lieben finden; und seine Kälte erwärmt sich, seine Strenge wird milder; er wägt itzt ängstlich am Tadel, und weniger ängstlich am Lobe: sein Scharfsinn wird erfinderisch an Entschuldigungsgründen. Ohne daß er es weiß, daß er es will, hat er Flecken übersehen, hat er Schönheiten hervorgehoben. —

2.

Lob der Wissenschaften.

von Garve.

(Wenn gleich Garve als Philosoph nichts weniger als systematischer Denker war; so trug er doch philosophischen Sinn auf seine Darstellungen über, und beförderte eine brauchbare Lebensphilosophie. Hatte der Styl in seinen spätern Schriften nicht eine gewisse Breite und Ausführlichkeit; so würde er in der niedern Schreibart entschieden als teutscher Klassiker gelten können, aber der Abgang der Präcision ist nur zu oft zu fühlbar. — Ueber seinen literarischen Charakter vergl. dieses Handbuch Th. 1, S. 17 ff. und Th. 2, S. 185 ff. — Das nachstehende Fragment ist entlehnt aus dem ersten Theile seiner vermischten Aufsätze, welche einzeln oder in Zeitschriften erschienen sind [Breslau 1796] S. 273 ff., aber durchgehends zusammengedrängt.)

Die Untersuchung über die Glückseligkeit [1] ist ein uraltes Thema der Philosophie. Aber es ist ein Thema, welches mit jedem Geschlechte der Menschen und mit jedem einzelnen Menschen immer wieder neu wird, weil jeder, mit dem Verlangen nach Glückseligkeit, so wie alle seine Vorfahren, geboren, auch von neuem darnach zu forschen genöthiget ist, was Glückseligkeit sey, und was glückselig mache.

So geht es auch mit der Untersuchung über den Werth der Wissenschaften, die zur menschlichen Glückseligkeit so viel beitragen. Jedes Zeitalter hat ein neues Lob für sie bereit, weil jedes neue Menschen aufstellt, die in dem Anbaue derselben die Süßigkeit ihres Lebens finden. Indem ferner die Wissenschaften, von Zeit zu Zeit, eine neue Gestalt annehmen, bekommt auch das Vergnügen, welches sie gewähren, gleichsam einen andern Geschmack. Und die, welche sich selbst über

1 Daß Garve bei seiner Untersuchung von dem Begriffe der Glückseligkeit ausging, war natürlich, da er, nach seiner frühern Richtung und der daraus gewonnenen Ueberzeugung, dem damals herrschenden Systeme des Eudämonismus angehörte.

einen andern Geschmack. Und die, welche sich selbst über dieses Vergnügen Rechenschaft geben, entwickeln Reize oder Vortheile der Wissenschaften, die ihre ältern Lobredner nicht so deutlich erkannt haben.

Das erste, womit man immer anfangen muß, wenn man die Wissenschaften lobt, oder wenn man sie anbaut, ist, wie Friedrich der zweite sagt, die **Dichtkunst und die schöne Literatur.** In der That, wer ohne Geschmack an den Werken der Musen geboren ist, dem fehlen zwei Kräfte, ohne welche, auch im Felde der Wissenschaften, kein Mann wahrhaft groß, wenigstens nicht Erfinder, noch ein auf seine Zeitgenossen stark einwirkender Lehrer der Wahrheit werden kann, — Einbildungskraft und Empfindung [2]. Verstand und Kenntnisse, wenn sie nicht auf dieser Grundlage ruhen, und aus diesen Wurzeln Nahrung und Säfte bekommen, gleichen vertrockneten Baumstämmen, die sich zwar durch ihre Festigkeit und durch den innern Zusammenhang ihrer Theile aufrecht erhalten können, die aber weder Blüthen noch Früchte treiben.

Die **Dichtkunst** hat vor allen andern Arten der Geistesbeschäftigung den Vorzug, daß sie unbegränzt ist. Sie erstreckt ihr Gebiet so weit, als das Erkennbare und Wissenswürdige reicht [3]. Sie mahlt die Gestalt der Dinge ab, sie trägt die Gesetze ihrer Natur vor; sie erzählt die Begebenheiten und schildert die Helden der Geschichte; sie zergliedert die Empfindungen [4] des menschlichen Herzens. Sie hat sogar schon den Lauf der Ge-

2 Es lag im Geiste der ältern Philosophie, **Empfindung** und **Gefühl** zu verwechseln. Soll der philosophische Schriftsteller nicht beide fehlerhaft gebrauchen; so muß die **Empfindung** als Wahrnehmung eines äußern sinnlichen Eindruckes (als etwas **Leidentliches**), das **Gefühl**, als Zustand des innern Gefühlsvermögens (als etwas vom Geiste **Producirtes**) gedacht und dargestellt werden.

3 Nicht blos über das Erkennbare, sondern auch — und zwar — zunächst — über die Unermeßlichkeit der Gefühle.

4 Gefühle.

stirne beschrieben, und dem Ackersmann und Hirten seine Arbeiten vorgezeichnet. Das geschäftige, und das einsame Leben, die Körper- und die Geisterwelt, die abgezogensten Ideen und die sinnlichsten Gefühle können auf gleiche Weise ihr Stoff geben, und von ihr Licht und anziehende Kraft bekommen. Sie verschönert jede Kenntniß ohne Ausnahme, und zeigt jeden Gegenstand in einem reizendern Lichte; es sey in dem, welches durch Erhabenheit und Würde, oder in dem, welches durch Erregung theilnehmender Empfindungen, oder endlich selbst in dem, welches durch das Lächerliche, über Dinge verbreitet wird.

Die Harmonie und der Wohlklang, welcher aus einem regelmäßigen Versbaue und den Sylbenmaasen entsteht, hat [5] von jeher einen großen Theil des Vergnügens ausgemacht, welches die Meisterstücke der Dichtkunst verursacht haben. Je mehr die Wahl der Wörter und Ausdrücke durch diese Regelmäßigkeit beschränkt wird; desto größere Bewunderung erregt ein Dichter, der doch immer die eigenthümlichen zu treffen gewußt hat. Ueberdies prägt Kürze, mit einer bestimmten Modulation verbunden, die Gedanken tiefer ins Gedächtniß. Und die Sinnlichkeit selbst nimmt bei Dichterwerken an demjenigen Vergnügen Theil, welches eigentlich für Verstand und Herz bestimmt war. —

Die Geschichte hingegen löset die große Aufgabe auf: an welche Kette von Ursachen und Wirkungen die gegenwärtige Gestalt der moralischen und politischen Welt geknüpft sey; — eine Gestalt, von welcher unsre eigne Bildung abgehangen hat, und durch welche alle unsre Geschäfte, selbst unsre Vergnügungen und unsre Unglücksfälle modifizirt werden. Unter den Aufschlüssen, welche uns die Geschichte hierüber gibt, ist einer, welcher das Wichtigste der eben genannten Stücke, unsre

5 Schwerfällig ist: hat — ausgemacht, welches — verursacht haben. Besser: machte von jeher — aus, welches die — bewirkten.

Geistesbildung betrifft, besonders deutlich. Sie entwikkelt uns nämlich zwei, vom Alterthume bis auf uns herabreichende Hauptfäden, an denen sich die Kenntnisse und Künste der Menschen angereihet haben, und deren vereinigtes Ende wir in der Hand halten. Der eine kommt von Palästina und der mosaischen Gesetzgebung her, und geht durch die beiden großen Revolutionen des eingeführten Christenthums und der Kirchenverbesserung im sechzehnten Jahrhunderte hindurch, um uns Europäern, und besonders uns teutschen Protestanten, unsre religiösen Begriffe, und alle damit zusammenhängenden Eigenheiten unsers Geistes und unsrer gesellschaftlichen Einrichtungen zuzuführen. Der andre, welcher uns unsre wissenschaftliche Kultur mitbringt, nimmt seinen Ursprung in dem Dunkel des alten Aegyptens[6], zieht sich von da über Griechenland und Rom, und breitet sich endlich über alle Länder Europens aus. Tausend feinere Fäden laufen in der Weltgeschichte von allen Seiten zusammen, um jene großen Hauptfäden zu spinnen. Fast alle merkwürdige Personen, — fast alle des Aufbehaltens würdige Begebenheiten der Vorwelt trugen etwas dazu bei, diese doppelte Gestaltgebung[7] unsers itzigen Menschenlebens, unsre religiöse und unsre wissenschaftliche Kultur, — die nun allmählig sich zu Einer gemeinschaftlichen Kultur vereiniget, zu vollenden.

Wer nun diese Beziehung aller mit dem menschlichen Geschlechte vorgegangenen Veränderungen auf sich selbst und seinen gegenwärtigen Zustand einsieht, und es mit einer gewissen Anschaulichkeit gewahr wird, daß

6 Nach den Untersuchungen Heerens über das ägyptische Alterthum war zwar das Nilthal bereits in den frühesten Zeiten bewohnt, aber höchst dürftig kultivirt. Ein wesentlicher Bestandtheil der griechischen Kultur, kann nicht von dorther gestammt haben; wohl aber brachten späterhin die Griechen im Zeitalter der Ptolemäer Wissenschaften und Künste dahin.

7 Gestaltgebung — ist ein neugeschaffenes Wort, das zwar analogisch gebildet, aber noch nicht in das Hochteutsche übergegangen ist.

Jahrtausende, und die während derselben ununterbrochen fortlaufenden Handlungen und Schicksale der Staaten und einzelnen Personen, daran gearbeitet haben, ihn zu einem solchen Menschen zu machen, als er in diesem Augenblicke ist, — ihm diejenige Vollkommenheit zu verschaffen, welche er besitzt; wie könnte der gleichgültig und ohne Vergnügen den Unterricht der Geschichte empfangen, es wäre denn, daß er sein eignes Selbst mit Gleichgültigkeit betrachtete.

Das große Räthsel, wie die Welt entstanden sey, und was aus ihr werden solle, wird zwar nie völlig aufgelöset werden. Aber es ist doch der würdigste Gegenstand der menschlichen Nachforschungen. Und wenn wir irgendwo Aufschlüsse oder wenigstens Anlässe zum Nachdenken darüber finden können; so ist es in der Vergleichung dessen, was die Welt ehedem war und was sie itzt ist; und in der Beobachtung der Stufen, durch die sie aus dem einen Zustande in den andern übergegangen ist. — Ist es Beschäftigung des Geistes, die wir suchen? — Hier finden wir mannigfaltigen Stoff, Gedächtniß, Scharfsinn, Witz und urtheilenden Verstand zu üben. — Ist es theilnehmende Empfindung oder aus Selbstliebe entstehende Leidenschaft, durch die wir angezogen seyn wollen? — Alle Gegenstände der Geschichte beziehen sich auf unser Ich, nicht bloß durch das Band der Aehnlichkeiten, sondern auch durch das Band von Ursachen und Wirkungen; nicht blos, insofern wir Menschen eben der Art sind, wie die, welche in jenen Auftritten glücklich oder elend waren, sondern auch, insofern wir in unsern eignen Schicksalen durch ihre Handlungen und Leiden mit bestimmt werden. Selbst die dunkeln Ahnungen, die wir über die uns bevorstehende Zukunft haben, — und die, nach der Empfindung des Gegenwärtigen, unsre Selbstliebe am nächsten angehen, werden etwas aufgehellt, wenn wir die Gesetze des Schicksals, die über unser ganzes Geschlecht bisher gewaltet haben, in der Geschichte aufgedeckt finden. —

Die Poesie und Geschichte haben mit dem Wirklichen und dem Einzelnen zu thun. Beide gewähren dem Menschen eine ähnliche Art des Vergnügens, als ihm der Anblick der Welt, der Genuß der Natur, und der Umgang mit der menschlichen Gesellschaft, — durch sinnliche Eindrücke, oder durch Empfindungen des Herzens — gewähren. Sie thun noch mehr: sie tragen sogar dazu bei, jene Vergnügungen, welche er von der Gegenwart der Dinge unmittelbar empfängt, zu erhöhen. Durch Hülfe der Dichtkunst und Geschichte, sieht, hört und empfindet der unterrichtete Mensch mehr, — und das, was er empfindet, lebhafter, deutlicher, mehr im Zusammenhange, in wichtigern Beziehungen, als er es ohne sie könnte.

Aber als Geist, als denkendes Geschöpf, ist er auch mit bloßen Verstandswesen, — mit der Bildung allgemeiner Begriffe, mit der Verbindung derselben unter sich, oder mit der Anwendung derselben auf das Besondere und Einzelne beschäftigt, — und findet darin eine neue Quelle des Vergnügens. Diesen Theil des geistigen Lebens, das Leben der Vernunft, — verschönern hauptsächlich zwei Wissenschaften, Mathematik und Philosophie, die in ihrer Vereinigung alle Wissenschaften unter sich begreifen, welche das Allgemeine in den Dingen, in der lebendigen sowohl, als in der leblosen Natur, untersuchen.

In dem Nachdenken, in der Vergleichung von Ideen, in der gewagten Zusammensetzung derselben, in den Versuchen, ob solche Zusammensetzungen sich [8] entweder in der Natur realisirt antreffen, oder von uns realisiren lassen, liegt, für den Menschen überhaupt und für die bessern Köpfe insbesondere, ein unnennbares Ver-

8 Hier liegt ein stylistischer Fehler; von den Zusammensetzungen kann nicht gesagt werden, daß sie sich in der Natur realisirt antreffen, und dann fehlt wieder sich in dem Nachsatze. Es muß heißen: ob wir solche Zusammensetzungen entweder in der Natur antreffen, oder ob sie sich von uns realisiren lassen.

gnügen, noch größer selbst als das, welches die durch die mannigfaltigsten und glänzendsten Gegenstände beschäftigten Sinne, und die in den anmuthigsten Bildern herumschweifende Imagination gewähren.

Keine Wissenschaft gibt es vielleicht, die dieses Vergnügen in einem so hohen Grade, auf eine so lange Zeit, und so ununterbrochen in dem Geiste des Menschen zu unterhalten vermag, als es die Mathematik bei ihren Eingeweihten thut [9]. Nirgends sind die Reihen der zu verknüpfenden Ideen so lang; nirgends sind die Zusammensetzungen so künstlich; nirgends führen sie zu so befriedigenden Schlußfolgen. Keine Wissenschaft ist so unerschöpflich, als die Mathematik; keine erlaubt so weite Fortschritte. Daher gibt es auch vielleicht unter den Gelehrten keine zufriedenern und glücklichern Menschen, als die Mathematiker. Mehr noch, als andere Gelehrte, von den Dingen dieser Welt entfernt, und weniger von ihnen abhängig, — nie durch die Gegenstände ihrer Untersuchungen auf Gedanken geführt, welche Begierden erwecken, oder Leidenschaften Nahrung geben können, halten sie sich ganz an das reine Vergnügen des Verstandes, — das Vergnügen zu denken, und sind durch dasselbe allein befriediget.

Doch diesen hohen Grad geistiger Glückseligkeit genießt durch die Mathematik derjenige nicht, welcher sie blos lernt, — und das, was andere in ihr erfunden haben, nur zu verstehen sich begnügt; worauf, bei dem weiten Umfange dessen, was schon in dieser Wissenschaft erfunden ist, sich itzt selbst die meisten Lehrer derselben einschränken müssen.

Zwar hat auch die Beschäftigung des Lernenden in der Mathematik ihren großen und ihren eigenthümlichen Reiz. — Es ist in derjenigen Anwendung der Denkkraft, welche zu den mathematischen Untersuchungen gehört, etwas von einer mechanischen Fertigkeit [10].

9 thut ist zu gemein — st. hervorbringt.

10 Daher läßt sich auch die Erscheinung erklären, daß viele brave

Am meisten findet sich dasselbe bei der algebraischen Rechnungsart, durch deren Hülfe die neuere Mathesis ihre größten Fortschritte gemacht hat. Wenn die Grundsätze derselben einmal wohl gefaßt sind; so werden die Anwendungen davon leicht, weil der Gang dieser Methode immer derselbe und gleichsam formularisch ist. — Wenn die Auflösung eines Problems einmal so eingeleitet ist, daß es der Rechnung unterworfen werden kann; so ergibt sich das Uebrige nach bestimmten Regeln von selbst. — Aber eben dieses Mechanische erleichtert die Arbeit des Denkens und gibt also dem Manne, welcher nicht selbst Erfindungskraft hat, noch derjenigen Anstrengung, die zu einer ganz freien und gleichsam nicht vorbereiteten Meditation erfordert wird, fähig ist, eine seinen Bedürfnissen angemessene Nahrung des Geistes.

Das hohe Vergnügen hingegen, welches das mathematische Selbstdenken gewähren kann, genießen nur die Wenigen, die über die Erfindungen ihrer Vorgänger hinausgehen, sich neue Bahnen brechen, und den durch Jahrhunderte gesammelten Schatz mathematischer Wahrheiten vergrößern. Je einen längern Weg sie zurücklegen mußten, ehe sie an dem Standpuncte anlangten, wo sie neues Land entdecken; desto entzückender muß das Vergnügen seyn, sich in demselben zuerst umzusehen, und einen Weg zu weiterm Fortgange zu bahnen. Je länger und verwickelter die Kette der Schlüsse ist, an welcher das neue Glied angeknüpft werden muß; desto vollkommner wird der Geist befriedigt, dessen Kräfte eine solche Arbeit zu ertragen vermögen. —

Wenn die Mathematik in einem hohen Grade einige wenige Menschen glücklich macht; so macht die Philosophie, in einem mäßigen Grade, Viele glücklich. In dieser Wissenschaft können alle [11], die sie studieren,

Mathematiker nichts weniger, als selbstdenkende Köpfe sind, welches sich zeigen würde, wenn sie, außer dem Studium der Mathematik, zugleich philosophische Denker wären.

11 alle — ist zu viel behauptet.

gewissermaßen Erfinder werden. Ja sie müssen es seyn, wenn sie des Vergnügens [12], das sie ihren Liebhabern verschaffen kann, wirklich genießen sollen. Ich will so viel sagen: sie müssen die Wahrheiten, die sie lernen, ihrer eignen freien Prüfung unterwerfen. Erst nachdem sie dieselben aus ihren Erfahrungen, durch eine selbst gewählte Reihe der Schlüsse hergeleitet haben, können sie dieselben als ihr Eigenthum und als eigentlich philosophische Kenntnisse betrachten.

Dagegen ist aber auch hier kein solcher Fortgang, keine solche immerwährende Erweiterung der Erkenntnisse möglich, als in der Mathematik. Jeder spätern Erfinder in der Philosophie fängt immer wieder von vorne an, und bleibt fast eben da stehen, wo seine Vorgänger endigten.

Dieser Umstand ist es, der die Philosophie in den Augen der flüchtig Urtheilenden herabzuwürdigen scheint. Aber bei einer genauern Betrachtung kann er unsre Achtung für sie nicht vermindern. Es ist wahr, daß wir, in der Metaphysik und Moral, auf die Erfindungen der Vorzeit nicht so fortbauen, und durch deren Hülfe [13] zu so sich erweiternden Aufschlüssen gelangen können, als in der Mathematik.

Indessen sind eben diese so mangelhaft scheinenden und der Erweiterung so wenig fähigen Kenntnisse, die uns die Philosophie über ihre Gegenstände gibt, gerade diejenigen, die uns zu vernünftigen und zu guten Menschen machen: vorausgesetzt, daß wir sie durch Empfindung und Verstand gleichsam selbst ergriffen, und sie aus den eigenthümlichen Eindrücken der Natur auf unsre Sinne, und aus den Wahrnehmungen unsrer besondern Seelenzustände, durch eignes Nachdenken entwickelt hatten. Der endlichen Aufschlüsse, die wir bei diesem Nachdenken ge-

12 Richtiger wird **genießen** mit dem Accusativ, als mit dem Genitiv construirt.

13 nicht muß hier wiederhoh.t werden, wenn der Satz deutlich seyn soll.

winnen, sind freilich nur wenige. Der schwerste und tiefsinnigste Theil der Philosophie ist freilich mehr damit beschäftigt, alte Irrthümer oder schwache Beweise niederzureissen, als neue Wahrheiten festzusetzen, und stärkere Beweise zu erfinden [14]. Selbst nachdem sie durch Wegwerfung aller eingebildeten Kenntnisse ihre Sätze vereinfacht hat, sind diese doch nur in einem hohen Grade wahrscheinlich geblieben, nicht apodictisch [15] gewiß geworden. — Aber nichts desto weniger ist die Arbeit, die wir anwenden mußten, um zu diesen wenigen Resultaten zu gelangen, und die, durch welche wir uns ihre Gründe immer wieder von neuem deutlich zu machen suchen, von hohem Werthe und von großem Einflusse, sowohl auf unsre Geistesbildung, als auf unsre Zufriedenheit. Die bloße **Wahrscheinlichkeit** eines uralten und längst bekannten Grundsatzes der natürlichen Religion und Moral ist, wenn sie nach Abwägung aller Gründe und Gegengründe eingesehen wird, doch für den Menschen wichtiger — und trägt zur eigentlichen Aufklärung seines Verstandes, zur Veredlung seines Charakters, und zur Anordnung und Beglückung seines ganzen Lebens mehr bei, als die strenge **Gewißheit** aller geometrischen Sätze, und als die noch so große Anzahl neuer Entdeckungen in der Naturlehre.

Ein andrer großer Vorzug der Philosophie ist es, daß sie aus allen Kenntnissen, den historischen sowohl, als den mathematischen und physikalischen, gleichsam den Geist herauszieht, und sie auf den Mittelpunct unsers ganzen Wesens, **auf das Moralische, — auf Tugend und Gemüthsberuhigung**, anwendet. Daher gewährt sie nicht nur das Vergnügen, welches überhaupt Nachdenken, Deutlichkeit und Zusammenhang der Be-

14 Die neuern Systeme der Philosophie streiten mit dieser Behauptung von Garve, der überhaupt mehr für populäre Philosophie, als für abstracte Speculation geeignet war.

15 Apodictisch gewiß kann kein philosophisches Dogma werden.

griffe hervorbringt; sondern sie gibt eigentlich zuerst allen Gegenständen des Wissens Werth, Nützlichkeit und Anmuth, indem sie uns die Beziehung derselben auf unsre höchsten Zwecke zeigt. Nichts ist, in dem weiten Umfange der Welt und der Wissenschaften, demjenigen gleichgültig, der die Dinge von dem Standpuncte ansieht, wohin die Philosophie den Menschen stellt, und aus welchem er die körperliche Natur mit der Geisterwelt, — das Alterthum mit dem gegenwärtigen Augenblicke, — fremde Welttheile mit seinem Aufenthalte, — die Staatsbegebenheiten mit dem Privatleben, — Künste, Ackerbau und Gewerbe mit der Wissenschaft, und alles mit seiner Glückseligkeit, oder mit seiner Tugend in Verbindung erblicket. —

Ein einziges Uebel hat der junge Gelehrte, welcher diese Verbindung lebhafter als andre fühlt, und dadurch eine ausgebreitetere Wißbegierde bekommt, zu fürchten; — einen einzigen Ausweg hat er zu vermeiden: — Zerstreuung und unordentliches Studieren. — Doch gegen dieses Uebel enthält der philosophische Geist, der dazu vielleicht bei Personen eines gewissen Temperaments Anlaß geben konnte, zugleich das Heilmittel. Sie lehrt den Menschen, daß er nicht aus allen Quellen des Vergnügens, welche er entdeckt hat, schöpfen müsse. Sie befiehlt ihm, daß, nachdem er das ganze Universum als den großen Gegenstand des menschlichen Wissens hat kennen, und an allem was da ist und was geschieht, einigen Antheil hat nehmen lernen, er nun freilich sein Studium auf einen kleinen Theil dieses Gebiets, als das ihm zum Anbau übergebene Feld, einschränken müsse. — Wenn die Philosophie auch nicht alle unsre Zweifel, in Absicht der wichtigsten Angelegenheiten unsers Daseyns, auflöset; so trägt sie doch gewiß dadurch zu unsrer Zufriedenheit bei, daß sie uns das Maas unsrer Kräfte lehrt. Sie verschafft wenigstens dem Menschen die practische Weisheit der Selbsterkenntniß. —

Noch muß ich eines Zweiges der Literatur erwähnen,

der zwar entweder nur Hülfsmittel zu den bisher genannten Wissenschaften darreicht, oder als ein Theil schon darunter begriffen ist; — der doch aber auch, von denselben abgesondert, den Fleiß eines Gelehrten beschäftigen kann, und, in diesem Falle, dem Geiste desselben eine besondre Art der Bildung, und, bei der Erwerbung dieser Kenntnisse, eigenthümliche Vergnügungen gibt: — ich meine der **Philologie**, oder des **Studiums der alten Sprachen** und der damit verbundenen **Alterthumskunde**.

Was die **Sprachen** betrifft; so sind sie eigentlich nur die Wege, auf welchen die Wissenschaft, oder die Geschichte alter Zeiten, oder entfernter Völker zu uns gelangt. Die Alterthumskunde hingegen, sie bestehe nun in Kenntniß der Schriftsteller, oder in Kenntniß der Sitten und Verfassungen, oder endlich in Kenntniß der Kunstwerke des Alterthums, enthält selbst entweder Geschichte, oder Wissenschaft. Indessen lassen sich auch selbst die Sprachen, besonders die todten und alten, so wenig ohne die auf Nationen, welche sie redeten, sich beziehenden Sachkenntnisse erlernen; und die Untersuchung der Alterthümer ist hinwiederum [16] mit Sprachforschungen so unzertrennlich verbunden, daß, aus beiden zusammengenommen, ein eignes System von Kenntnissen erwächst, welches das **philologische** heißt, und zu beiden ein gemeinschaftliches Talent erfordert wird, welches man das **kritische** nennen könnte.

So trocken und freudenleer das **bloße Sprachstudium** zu seyn scheint, und so viel es von jeher beigetragen hat, die Wissenschaften der jugendlichen Lebhaftigkeit unangenehm zu machen; so ist es doch sicher, daß, wenn die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, und der Verstand sich damit zu beschäftigen anfängt, es schon dadurch etwas Anziehendes bekommt, daß es uns die menschlichen Ideen unter einer Mannigfaltigkeit von Formen darstellt, und zum Theil unter kürzern, anmuthi-

16 **hinwiederum** — ist schwerfällig.

gern, ausdrucksvollern Formen, als es die in unsrer Mutterspracbe sind.

Ueberdies, so wie die Schwierigkeit und Verwickelung, die der Anfänger in den geometrischen Beweisen und in der algebraischen Rechnungsart findet, ihm, wenn er in beiden weiter gekommen ist, desto mehr Vergnügen zubereitet, weil er dann jene Schwierigkeiten überwunden, und diese Verwickelungen aufgelöset sieht; so gibt auch die Erlernung der alten Sprachen, und die Erklärung der alten Schriftsteller, — die oft nur durch eine Art von Dechiffrirkunst möglich ist, — dem Humanisten in einem vorzüglichen Grade diejenige Geisteslust, welche in der Auffindung verborgner, oder in der allmäligen Aufhellung dunkler Gegenstände besteht. — Daher kommt es vielleicht auch, daß wir den Inhalt und den Geist dieser Schriften, die Gedanken selbst sowohl als die Kunst des Vortrags in ihnen, etwas über ihren wahren Werth zu schätzen geneigt sind. Wahrheiten, die uns, in den Werken unsrer Zeitgenossen und unsrer Landsleute, gleichgültig lassen, weil sie uns zu geläufig geworden sind, und wir sie zu leicht übersehen, erregen bei uns Aufmerksamkeit und Theilnahme, wenn wir sie, bei einem Griechen und Römer, bekleidet mit einem uns so fremden Ausdrucke, wieder finden, daß eine neue Anstrengung nöthig ist, ihren Sinn, oder ihre Gründe einzusehen. Aber eben dieser Umstand, ob er gleich zu Vorurtheilen und einer falschen Schätzung des Alten und Ausländischen verleiten kann, weiset doch auf einen reellen Nutzen hin, der sich aus dem Sprachstudium ziehen läßt. Eben diese durch die Dunkelheit des Ausdrucks geschärfte Aufmerksamkeit auf die Sachen vermehrt den Eindruck des Wahren und Schönen, wenn man endlich solches in den Werken der Alten findet. Man denkt tiefer über das erstere nach, man empfindet das letztere inniger, wenn es Zeit und Mühe gekostet hat, es zu entdecken. —

3.

Ueber die moralische Ordnung

als die Basis der Gotteslehre der Vernunft,

von Heydenreich.

(Ausführlich verbreiten sich die **Einleitungen** zu dem 17ten und 44sten Fragmente des **ersten** Theils, und besonders die zum 43sten Fragmente des **zweiten** Theils dieses **Handbuches** über **Heydenreichs** literarische und schriftstellerische Verdienste. — So treu er auch im Ganzen den Grundsätzen des kritischen Systems blieb; so hat er sich doch um die nähere Bearbeitung der **philosophischen Religionslehre** und der **Aesthetik** im Geiste dieses Systems bleibende Verdienste erworben. Noch höher steigt aber dieses Verdienst, wenn man seinen kraftvollen, gediegenen und beinahe durchgehends korrecten Styl — die Form seiner Darstellung — näher würdigt, in welchem nur Wenige der neuern Philosophen die Vergleichung mit ihm aushalten dürften. — Besonders sind seine **vier** Jahrgänge des **Taschenbuchs für denkende Gottesverehrer** sehr sorgfältig von Seiten des Styls bearbeitet. Das nachstehende Fragment ist aus dem **zweiten** Jahrgange S. 43 ff. entlehnt.)

Der Mensch darf seine denkenden und erkennenden Kräfte nur zu einem mäßigen Grade der Thätigkeit und Ausbildung erhoben haben, um bestimmt und deutlich einzusehen, daß ihn eine Natur umgibt, die nach unveränderlichen Gesetzen eingerichtet ist, und deren Einflusse er sich nicht entziehen kann. Je näher ihm diese Natur liegt, und je ununterbrochener ihn seine Lebensbedürfnisse an sie verweisen; um so mehr muß sich in ihm der Reiz regen, den Gang und die Verkettung ihrer Wirkungen zu beobachten. Er bemerkt mit dem ersten achtsameren Blicke, den er auf ihre Erscheinungen wirft, daß unwiderstehlicher Zwang [1] als allgemeines Gesetz in ihrem Reiche herrscht, daß alle Glieder ihrer großen Kette so in einander greifen, daß immer das eine nothwendig und unwiderstehlich durch das andere bestimmt wird, und Empörung gegen ihre Allgewalt un-

1 Besser: Nothwendigkeit.

möglich ist. Wenn er auch selbst gleich in seinem Innersten das Bewußtseyn der Freiheit mit sich trägt; so fühlt er doch zugleich, daß er von vielen Seiten nicht minder abhängig von der Natur ist, als die belebten vernunftlosen, und die leblosen Dinge.

Betrachtet er die mannigfaltigen Mittel, wodurch die Natur ihre nothwendigen Erfolge in jedem ihrer Reiche bewirkt; so findet er eine so bewundernswürdige Zweckmäßigkeit, Ordnung und Selbstgleichheit [2], daß er versucht ist, derselben einen Verstand zuzueignen. Allein wenn er fragt, wozu denn die ganze kunstvolle Einrichtung ihres Mechanism endlich diene; so schweigt alles um ihn her; nichts gibt ihm Aufschluß, die Zweckmäßigkeit der Theile der Natur scheint ihm im Ganzen zwecklos.

Am meisten erschüttert ihn, wenn er die Gruppen dieses Schauplatzes übersieht, die Erscheinung, daß der Natur alle Wesen gleich gelten, und daß sie Leiden und Freuden, Glück und Elend nach einer blinden Laune vertheilt.

Die Natur unterwirft ihrer Zwangsgewalt, ohne allen Unterschied, die leblosen, belebten unvernünftigen und belebten vernünftigen Wesen. Nach ihrem Mechanism scheint keine von diesen Klassen vor der andern einen Vorzug zu haben. Eine Spur von Achtung für irgend eine ist eben so wenig bemerkbar, als Züge, welche auf eine höhere Bestimmung hindeuteten. Die Anstalten für Erzeugung, Geburt, Wachsthum, Reife, Abnahme und Tod sind, unwichtige Abweichungen weggerechnet, für alle Gattungen lebender Wesen gleich, und, weit entfernt, daß die Natur in Hinsicht ihrer verderblichen und furchtbaren Einflüsse den Menschen geschont haben sollte, ist er ihnen vielmehr weit empfindlicher und hülfloser ausgesetzt, als die vernunftlosen Thiere. Dort durchbricht ein Quell einen Felsen; dort erzeugen sich

2 Unter dieser Selbstgleichheit versteht Heydenreich: die ununterbrochene Beständigkeit in der Befolgung ihrer Gesetze.

aus todten Massen Schaaren von Gewürmen; dort erhebt sich ein Erdbeben, und Gebirge, Thiere und Menschen verschlingt ein ungeheures Grab. Schnell und glücklich geleitet vom Instinkte, gräbt der Wurm seinen Erdgang, nistet der Vogel in seiner Baumhöle, und baut der Biber sein Haus; während der Mensch in Gefahr ist, alle Schrecknisse des Wetters und alle Gefahren der Blöße durchzudulden, ehe er mühselig und langsam durch den schleichenden Gang seines Denkens die armselige Schutzwehr einer Hütte für seinen hülflosen Körper erfindet.

So hat also der Mensch unter dem Mechanism der Natur augenscheinlich das Loos, daß die vernunftlosen Thiere in Hinsicht der Bedürfnisse ihres Lebens und der Quellen ihres Wohlseyns besser bedacht sind, als er. Es ist dieses um so befremdender, da ein allgemeines Gefühl ihm unter allen erkennbaren Wesen den obersten Rang und wahre Würde zueignet.

Erregt schon diese Zurücksetzung des Menschen von Seiten seiner Glückseligkeit die Verwunderung jedes Betrachters; so muß das Erstaunen desselben auf den höchsten Grad steigen, wenn er sieht, daß das Maas von Wohl, dessen die Menschheit fähig ist, eben so blos nach zufälliger Laune unter den Individuen vertheilt ist, als die Summe der Leiden und des Elends. Er übersieht die Schicksale der Lebenden, die ihm die Gegenwart darbietet, geht zurück in die Jahrhunderte der Vergangenheit, und überall findet er Freuden und Leiden auf das [3] Ungefähr unter den [4] Menschen verstreut, ohne ein sittliches Princip, oder Spuren eines Planes der Gerechtigkeit zu entdecken. So wie die Natur im Allgemeinen den Menschen in Hinsicht seiner Glückseligkeit vor den Thieren nicht auszeichnet; so macht sie auch unter den Tugendhaften und Lasterhaften keinen Unterschied. Wie es der zufällige Gang ihrer Wirkungen mit sich

3 auf das Ungefähr — wohl richtiger: nach dem Spiele des Zufalls.

4 richtiger: unter die Menschen.

bringt, wird bald dem einen, bald dem andern ein Maas von Wohl oder Wehe, ohne Verhältniß und Proportion zu seinem sittlichen Gehalte.

Dieß sind Thatsachen, die sich einem jeden darbieten, wenn er die Natur und ihren Einfluß auf den Menschen zu seinem ausschließenden Augenmerke macht.

Allein während er den Druck der Fesseln empfindet, die ihm eine unwiderstehliche Macht anlegt, erhebt sich in seinem Innern eine Stimme, welche eine Ordnung unter den Weltwesen als nothwendig ankündigt, die jener, welche in der Natur vorliegt, ganz entgegengesetzt ist, eine Stimme, die um so unverdächtiger scheinen muß, da sie weder ihre Laute von der Erfahrung erborgen, noch durch Bestechung zur Sprache gebracht werden können. Sie stellt sich gleichsam als Repräsentantin einer obersten gesetzgebenden und zugleich unwiderstehlichen Macht, den Erscheinungen der wirklichen Welt, und dem blinden Laufe der durch die Kräfte der Natur erfolgenden Begebenheiten entgegen. Die Allgewalt dieser Kräfte und die offenbare Ohnmacht der endlichen Wesen, sich ihrem Einflusse zu entziehen, vermögen es nicht, sie in dem festen Ernste ihrer Aussprüche zu stören. Die Räthsel und Disharmonieen, welche sich von allen Seiten darbieten, feuern sie nur noch kräftiger an, sich geltend zu machen, und in dem Maase, wie jene wachsen, steigt auch ihre Zuversicht auf die Wahrheit und Würde ihrer Resultate. Kein Wunder, es ist ja die Stimme der sittlichen Vernunft selbst, die nach ihren nothwendigen Gesetzen über das ganze Reich des Möglichen und Wirklichen entscheidet, auch vor dem Zeitpuncte ihrer deutlichen Entwickelung, und Aufklärung durch Speculation und Philosophie, sich schon durch das bloße Gefühl ankündigt, und eben deshalb, weil sie mit diesem Grade der Wirksamkeit bei allen Menschen vorausgesetzt werden kann, gemeine Menschenvernunft genannt wird.

Mit unnennbarer Wollust ergreift uns dieses Gefühl,

wenn uns der Anblick einer von den schrecklich-erhabenen Scenen der sichtbaren Natur erschüttert, und alle unsre thätigen Vermögen aufregt; dann messen wir uns gleichsam mit ihrer ungeheuern Macht, und obwohl wir physisch in diesem Kampfe unterliegen, so siegt dennoch das Bewußtseyn unsers wahren und unabhängigen Seyns, und die damit verknüpfte Ueberzeugung, daß dasselbe auch nicht durch einen allgemeinen Sturm der Kräfte der Natur überwunden werden könne. Die Natur hat tausend Wege, um das Leben des Menschen abzukürzen, tausend Mittel, seine Wirksamkeit in der Sinnenwelt zu unterbrechen; aber vor den Zwecken seines vernünftigen Willens muß sie sich beugen. Dieser ist unbezwinglich, und eben in dem Besitze dieses Vermögens besteht die wahre Erhabenheit unsers Wesens. Die Natur kann die schauderhaftesten Wetter herbeiführen, das Meer empören, Felsen zerschmettern und ungeheure Berge in Abgründe versinken lassen, Erdbeben und die glühenden Fluten feuerspeiender Berge können ganze Reiche verwüsten; was ist alles dieses gegen ein einziges: ich will, des Menschen; dieses trotzt allen vereinigten Gewalten der ganzen Erde; sie können das wollende Wesen an den Rand der Vernichtung drängen, aber durch Untergang und Tod kein Wollen von ihm erpressen.

Reißt uns die Vorstellung dieses Willens, wenn wir ihn in seiner Freiheit betrachten, zum Erstaunen hin; so fordert er zugleich auch die tiefste Ehrfurcht, wenn wir das erhabene Ziel fassen, auf welches er gerichtet ist. Als unabhängige, allbesiegende Kraft ist er im Besitze eines Vermögens, für dessen Handlungen nur die Unendlichkeit der verhältnißmäßige Raum ist, und die heiligen Pflichten, zu denen die Vernunft ihn verbindet, bieten ihm Stoff zu grenzenloser Wirksamkeit von immer erneutem Interesse dar.

Der Zweck, in welchem sich alle Bestrebungen des Willens vereinigen, ist das vollendete Gute, die voll-

kommene und ausnahmelose Uebereinstimmung aller Weltbegebenheiten mit den unwandelbaren Gesetzen der Vernunft. Ihm genügt es nicht, daß die Natur ihren Lauf mit Beständigkeit fortsetze, daß sie sich in ihrem Systeme gleich bleibe, daß sie dem staunenden Betrachter mit jedem Tage neue Wunder der Macht und des Kunstgeistes darbiete; er fordert unendlich mehr, fordert, daß die ganze Kette ihrer vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Wirkungen den Gesetzen der Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte auf das strengste angemessen sey, daß alle Kräfte ihres weiten Reiches nicht blos im Dienste ihres Mechanism stehen, sondern einer Weisheit gehorchen, welche Harmonie der Natur und der sittlichen Welt beabsichtigt, und nach einem wenn auch jetzt noch verborgenem Plane, gleichsam im geheimen Einverständnisse, auf diesen großen Zweck hinarbeiten. Mit einem Worte, er fordert, daß die Ordnung der Natur nicht die allein herrschende im Universum sey, sondern unter den Principien einer höhern Ordnung stehe, welche allen vernünftigen Geistern ursprünglich eingepflanzt sind, und den Gegenstand ihres reinsten Interesses und ihrer feurigsten Liebe ausmachen.

Sittliche Ordnung, erhabenster unter allen Gedanken, die der Mensch fassen und begreifen kann; nie empfinden wir unsre Würde inniger und froher, als wenn du uns mit feierlichem Ernste vorschwebst! Wenn rings umher alles uns an die Schranken unsrer Kräfte, und die Hinfälligkeit unsers Lebens erinnert; wenn eine Menge von physischen Bedürfnissen, Mängeln und Leiden uns den niedern Standpunct fühlen läßt, welchen wir gegenwärtig im Universum einnehmen, und wir schon an dem Werthe unsers Daseyns und unsern so gepriesenen Vorzügen vor den vernunftlosen Thieren zu verzweifeln anfangen; dann bedarf es nur einer kraftvollen Erhebung der Seele zu dir, um Muth und Zuversicht zu gewinnen; wir vergessen die Banden, die uns

drücken, und der freie Geist fühlt sich Bürger einer höhern Welt. —

Die Natur zieht unsre tiefe Bewunderung auf sich, wenn wir sie in ihrer kunstvollen Einrichtung betrachten; aber was ist alle ihre Schönheit und Vollkommenheit gegen die große Idee der sittlichen Ordnung, die dem Herzen jedes Menschen eingeprägt ist; eine Idee, welche die volle Befriedigung aller Forderungen ausdrückt, welche die Vernunft an eine Welt macht, und die durch den höchsten Schwung der feurigsten Einbildungskraft nicht übertroffen werden kann.

Man hat die menschliche Natur die Welt im Kleinen (μικροκοσμος) genannt; vielleicht kannten die Erfinder dieser Benennung selbst den ganzen Umfang der Wahrheit nicht, die darin liegt.

Unser Geist enthält nicht blos die allgemeinen Principien aller Vorstellung der wirklichen Dinge in ihrem nothwendigen Zusammenhange, sondern auch den idealischen Plan einer vollkommenen Welt, nicht blos den Riß zu der Welt, wie sie ist, sondern den Riß zu der Welt, wie sie seyn soll, oder der besten möglichen Welt. So wie er also alles, was rings um uns geschieht, aus natürlichen Ursachen erklärt, und die Verkettung der Begebenheiten begreiflich macht; so hält er zugleich auch alles an die idealische Vorstellung einer vollkommen guten Welt, und beurtheilt das, was ist und geschieht, nach den Principien der sittlichen Ordnung. Und wenn er auch gleich nicht fähig ist, dem unveränderlichen Laufe der Natur Einhalt zu thun; so entscheidet er dennoch mit einer Festigkeit, die durch keinen Zweifel erschüttert werden kann: die Natur **solle** schlechterdings ihren Mechanism **nicht** zum höchsten Gesetze machen, sondern in allen ihren Wirkungen auf das Ideal der vollkommenen Welt hinarbeiten.

Wenn er denkt, daß die sittlichen Wesen, wie es scheint, mit ihrem Tode vernichtet werden; so spricht er aus, dies **sollte nicht** seyn, sie sollten ewig dauern, ins

Unendliche fort ihr Verdienst und ihre Seligkeit erhöhen. Wenn er sieht, daß die Natur mit den Schicksalen der sittlichen Wesen, wie mit leblosen Pflanzen und Steinen ihr Spiel treibt, daß sie durch die ungleiche und gesetzlose Vertheilung ihrer Gaben und Güter Millionen Menschen das Daseyn zu einer drückenden Last macht, während sie andern alle Wege zum Genusse öffnet, ja daß in ihrem Reiche die vernunftlosen Thiere von vielen Seiten glücklicher sind, als wir; so empört ihn diese Mißhandlung der edelsten Gattung; die Natur, fordert er, sollte den Menschen auszeichnen, unter allen Wesen sollte er ihr Liebling, und jedem sollte ein gleiches Maas von sichern Mitteln der Glückseligkeit zugemessen seyn. Wenn er die Rechte der Menschen gekränkt, und die Freiheit von zahllosen Tausenden seiner Brüder unterdrückt findet; wenn er bemerkt, daß der Mensch unter dem Einflusse der Natur weit leichter zum Laster fortgerissen, als zur Tugend aufgemuntert wird; so erklärt er dieses für widersinnig, Heilighaltung der Rechte und Begünstigung der Tugend für nothwendig. Nimmt er endlich wahr, daß Glück und Elend ohne alle Hinsicht auf moralisches Wohl vertheilt sind; so steigt sein Unmuth und seine Mißbilligung auf den höchsten Grad, die ganze Natur scheint ihm zum Spotte der Vernunft da zu seyn, und die heiligsten Wahrheiten derselben für Lügen zu erklären.

Aber dies kann nicht seyn! So gewiß im Reiche der Natur gegenwärtig diese vernunftwidrige Unordnung herrscht; so gewiß ist die sittliche Ordnung wahr, ewig wahr: ich kann an ihrer Gewißheit eben so wenig zweifeln, als an dem Daseyn der Erscheinungen der wirklichen Welt, die mich umgeben; je mehr ich mich in mich versenke, um so unwiderstehlicher bemächtigt sich meiner die Ueberzeugung, daß sie nie aufgehoben, nie verändert werden kann. In einem Augenblicke verlösche ich die Vorstellung aller gegenwärtigen Ereignisse um mich her, tilge die ganze Weltgeschichte in meinem Gedächtnisse; ich sehe keine Nothwendigkeit, warum alles so erfolgen

mußte, wie es geschah; aber die sittliche Ordnung kann ich nimmermehr weg, nimmermehr anders denken, als sie ist. Während das wandelbare tyrannische Glück unter ihr seine wogenden Fluten treibt, schwebt sie, wie eine Sonne, über dieser niedern Sphäre, und spiegelt sich mit immer gleicher Majestät in den spielenden Wellen. Meine Phantasie überfliegt die Gegenwart, und schwärmt unter Bildern der Zukunft; sie wechselt unter tausend Formen der Schicksale der Welt und der Menschheit, die sie nach ihrem Belieben dichten kann; an die sittliche Ordnung darf sie sich nicht wagen, sie bleibt alle Aeonen durch dieselbe, und wenn auch tiefe Finsterniß das gränzenlose Gebiet der Ewigkeit verbirgt, so strahlt uns dennoch aus seinem Innern mit flammender Schrift entgegen: **sittliche Ordnung.** Sollte je im allgemeinen Aufruhr der Elemente diese Welt zusammenstürzen; so wird die Wahrheit dieser Ordnung ihre Vernichtung überleben, und der neuen Welt, die vielleicht aus den Trümmern der vorigen hervorgeht, ewige Gesetze geben. So wie sie nie einen Anfang hatte, kann sie auch nicht untergehen. —

4.

Ueber das gegenseitige Verhältniß der geistigen und sinnlichen Anlagen des Menschen,

von Fr. v. Schiller.

(Schiller verarbeitete in seinen moralischen und ästhetischen Abhandlungen die Resultate des Kantischen Systems; aber er gab denselben das Gepräge seiner Individualität. So ist ihm auch in dem nachstehenden Fragmente die Ansicht eigenthümlich, nach welcher er das gegenseitige Verhältniß zwischen den geistigen und sinnlichen Anlagen des Menschen festsetzt. Es ist entlehnt aus der Abhandlung **über Anmuth und Würde** im zweiten Theile seiner **kleinern prosaischen Schriften**, S. 280 ff.)

Es lassen sich in allem dreierlei Verhältnisse denken, in welchen der Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher

Theil zu seinem vernünftigen stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am besten kleidet, und dessen Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückt entweder die Forderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Forderungen seiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um, und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also blos dem Stoße, womit ihn die Naturnothwendigkeit, gleich den andern Erscheinungen forttreibt; oder die Triebe des letztern setzen sich mit den Gesetzen des erstern in Harmonie, und der Mensch ist einig mit sich selbst [1].

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewußt wird; so stößt er alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl seiner rationalen Freiheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfodert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten, und den nachdrücklich sprechenden Instinkt zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist läßt die von ihm abhängende Natur, sowohl da, wo sie im Dienste seines Willens handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von außen durch Zwang verrathen. Eine solche Verfassung des Gemüths kann aber der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freiheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie seyn können, wodurch die

1 Wenn im Moralsysteme der kritischen Philosophie dem Zwecke der Sittlichkeit alle andere Zwecke des Menschen, und also auch die Glückseligkeit, untergeordnet werden; so sucht Schiller in dieser Abhandlung eine Ausgleichung, eine Harmonie zwischen beiden Zwecken zu vermitteln.

mit dem Stoffe kämpfende moralische Freiheit sich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfniß, den Naturtrieb ungebunden über sich herrschen läßt; so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden ersterbenden Auge, aus dem lüstern geöffneten Munde, aus der erstickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geschwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlaffenden Bau. Nachgelassen hat aller Widerstand der moralischen Kraft, und die Natur in ihm ist in volle Freiheit gesetzt. Aber eben dieser gänzliche Nachlaß der Selbstthätigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens und noch mehr im Genusse zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich auch die rohe Materie in Freiheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das seelenstralende Auge wird matt, oder quillt auch gläsern und stier aus seiner Höhlung hervor; der feine Inkarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur bloßen Oeffnung; denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden, sondern der nachlassenden Kräfte, die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die erschwerte Brust sich erleichtern will, und die nun blos ein mechanisches Bedürfniß, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bei der Freiheit, welche die Sinnlichkeit sich selbst nimmt, ist an keine Schönheit zu denken. Die Freiheit der Formen, die der sittliche Wille blos eingeschränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher stets so viel Feld gewinnt, als dem Willen entrissen wird.

Ein Mensch in diesem Zustande empört nicht blos

den moralischen Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachlaßlich fodert; auch der ästhetische Sinn, der sich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt, sondern in der Form ein freies Vergnügen sucht, wird sich mit Ekel von einem solchen Anblick abwenden, bei welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Wenn also weder die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft, noch die über die Vernunft herrschende Sinnlichkeit sich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen; so wird (denn es gibt keinen vierten Fall) derjenige Zustand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zusammenstimmen, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels [2] erfolgt.

Um ein Object der Neigung werden zu können, muß der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben; denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. Die wahre Tugend ist nichts anders, als eine Neigung zu der Pflicht. Wie sehr auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht in objectivem Sinne einander entgegen stehen; so ist dies doch in subjectivem Sinne nicht also, und der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen; nein, um sie aufs innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beigesellt. Dadurch schon, daß sie ihn zum vernünftigsinnlichen Wesen, d. i., zum Menschen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Aeußerungen seines göttlichen Theiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann,

2 Unter Spiel versteht hier Schiller: das freie, harmonische und lebendige Zusammentreffen zu einem und demselben Zwecke.

wenn sie aus seiner gesammten Menschheit, als die vereinigte Wirkung beider Principien, hervorquillt; wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geborgen; denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, so muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu setzen haben. Der blos niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden.

Die menschliche Natur ist ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist, sie erscheinen zu lassen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre, nicht wohl in seiner eignen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Parthei, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumphe hergeben, der über sie selbst gefeiert wird? Wie könnte sie eine so lebhafte Theilnehmerin an dem Selbstbewußtseyn des reinen Geistes seyn, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschließen könnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zusammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als dem der Erkenntniß [3], und es wäre in manchen Fällen schlimm, wenn er sich bei der reinen Vernunft erst orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatze der Moral abzuhören [4]; viel-

3 d. h. das Begehrungsvermögen steht mit dem Gefühlsvermögen in einer genauern Verbindung, als mit dem Vorstellungsvermögen.

4 Der Trieb des Begehrungsvermögens soll schon an sich so geläutert seyn, daß er in seiner Richtung den Urtheilsspruch der Vernunft nicht zu scheuen hat.

mehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweiset, daß beide Principien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit, und dasjenige ist, was man unter einer **schönen Seele** versteht.

Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affect die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der **Charakter** ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß **sie ist.** Mit einer Leichtigkeit, als wenn blos der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt, wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes, in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen [5]. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Titianischen

5 Schiller verlangt, daß die Tugend in dem Grade die Fertigkeit des gereiften Menschen werde, daß er bei ihrer Ausübung gar nicht mehr daran denkt, daß er tugendhaft handelt.

Gemälde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen, und ihre Form bewahren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit [6] mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus; und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frei wird das Auge strahlen und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme seyn, und mit dem reinen Strome ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen, aber nur die Anmuth wird hinreissen.

5.

Platonische Betrachtungen über den Menschen,

von Wieland.

(Das nachfolgende Fragment ist ein freier Erguß im platonischen Geiste. Die Wahrheiten, die es enthält, sind zwar nicht neu; aber Wieland, dessen schriftstellerische Verdienste

6 Selbst eine minder regelmäßige körperliche Form kann durch die ihr einwohnende schöne Seele gehoben und liebenswürdig werden.

bereits in der Einleitung zum neunten Fragmente des zweiten Theiles dieses Handbuchs gewürdigt worden sind, hat denselben das Gepräge seiner Individualität aufgedrückt, und sie in einer interessanten stylistischen Form dargestellt. Das Fragment ist entlehnt aus dem vierten Theile der Supplementbände zu seinen sämmtlichen Werken, S. 67 ff.)

In der unendlichen Leiter der lebenden und beseelten Geschöpfe steht der Mensch, wie es scheint, in der Mitte, und verbindet die Welt der Geister mit dem unabsehbaren Reiche der Thiere. Seiner Gestalt nach scheinet er weiter nichts, als das schönste und vornehmste[1] unter den Thieren; aber seine Werke zeigen, daß englische[2] Fähigkeiten in diesen Leib eingeschränkt sind. Die Vernunft gibt auch seinem sinnlichen Vermögen eine unendlich weitere Ausdehnung als den andern Thieren.

Aber wie vortrefflich ist diese Vernunft an sich selbst betrachtet, und wie groß macht sie den Menschen, da sie das Reich der Wahrheit vor ihm aufschließt und ihn in den ewigen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterweiset! Sie führt ihn von Stufe zu Stufe bis zum unendlich vollkommnen Wesen. — Doch sie braucht dazu keinen so langen Weg; sie zeigt es ihm in einem jeden Object, in jeder Blume des Feldes, in einem Insect, das seinen Flügel in den Sonnenstrahlen entfaltet. Sie zeigt ihm mehr in der Natur, als die bloßen Augen dem Thiere zeigen; sie lieset darin die Gedanken Gottes, den Entwurf und die Absichten des Schöpfers, die Tugenden der vollkommnen Güte. Dieses innere Auge übertrifft Myriaden von leiblichen Augen, sagt Plato; denn durch dieses entdecken wir die Dinge, wie sie sind. Es siehet, wie aus Gott, dem ewigen Ursprung dessen, was möglich und wirklich ist, das ganze System der Wahrheiten fließt, und in ihm wieder zusammenläuft. Es lehrt uns die Gesetze der Glückseligkeit, die Richt-

1 Besser: vorzüglichste, edelste.
2 Besser: höhere, oder: aus einer höhern Welt stammende.

schnur aller Bewegungen unserer Seelen, aller Handlungen des ganzen Menschen, und zeigt, daß die Grundgesetze [3], von denen das Wohl der Menschen abhängt, eben dieselben sind, welchen jeder Erzengel gehorcht; eben dieselben, nach welchen Gott selbst handelt.

Durch den Einfluß der Vernunft in das Herz wird die **Tugend** hervorgebracht, die allein das ist, was den Menschen seines Urhebers würdig machen kann; diese Güte, die ihre höchste Freude im Glück aller Geschöpfe findet; diese liebreichen Neigungen, welche immer beschäftigt sind, wohl zu thun; diese Liebe zu allem, was uns durch Schönheit und Vollkommenheit an unsern Schöpfer erinnert; diese richtige Stimmung der Affecten und Empfindungen, welche mit der Vernunft, oder den ewigen Gesetzen der Ordnung die angenehmste Symphonie machen. Was ist schöner als der tugendhafte Mensch? Und daß er es seyn könne, beweisen eben diese Jahrbücher aller Zeiten, die durch die edeln, großmüthigen und wohlthätigen Beispiele rechtschaffener Menschen den Abscheu mildern, den die Beispiele der Laster und Ausschweifungen der größern Anzahl uns gegen unsere eigene Natur einhauchen, und uns Muth machen, zu glauben, daß weder die Macht einer zwingenden Fatalität [4], noch eine innerliche Bosheit unsrer Natur auch uns verhindern könne, so gut zu werden, als Menschen bereits gewesen sind.

Sollte nun der Mensch, mit solchen Fähigkeiten, nur für diesen engen Kreis, für diese kurze Zeit, für ein Leben, welches eher einem Mittelstande zwischen Seyn und Nichtseyn, als einem wahren Leben gleicht, geschaffen seyn? — Wir wollen nicht lange muthmaßen. Ein göttliches Licht leuchtet hier, wo sich die letzten Strahlen der Vernunft in Ungewißheit verlieren. Gott redet, und entdeckt uns die Zukunft und seine Absichten. Erhabene Absichten! Glänzende Zukunft!

3 Die Gesetze der Sittlichkeit.
4 Nothwendigkeit.

Der Mensch ist einer unendlichen Veredlung fähig; der Mensch ist für die Ewigkeit erschaffen! Nur diese Wahrheit löset das sonst unbegreifliche Räthsel der menschlichen Begierden [5] auf, die unter den endlichen Dingen keinen Gegenstand finden, der sie erschöpfen könnte. Dieses dunkle Gefühl unsrer Bestimmung, dieser Hang zum Unendlichen, arbeitet ins geheim in jeder menschlichen Brust.

Die ganze Vollkommenheit des Menschen besteht in Fähigkeiten, die gleichsam in einander gewickelt im Schooße der Seele liegen, und Zeit, glückliche Einflüsse und die treibende Wärme gemäßigter Gemüthsbewegung nöthig haben, um zur Wirklichkeit hervorzubrechen. Wird der Ausbruch dieser Fähigkeit gehemmt; wird entweder der Anbau der Seele ganz und gar, oder doch darin die gehörige Ordnung und Aufmerksamkeit auf den Fingerzeig der Natur versäumt; so muß nothwendig eine Mißgestalt herauskommen [6], welche durch ihre Ungleichheiten und den Mangel an Ebenmaas den Weisen selbst im Zweifel läßt, wie er ihr Daseyn in einem so vollkommnen und regelmäßigen Systeme, als die Welt Gottes ist, rechtfertigen soll.

Die Natur des Menschen ist eine sehr hinfällige Schönheit. Gewiß ist, daß die Verhältnisse der Seelenkräfte unter einander so fein sind, daß es sehr leicht ist, die Harmonie derselben zu verletzen. Eine einzige kleine Unrichtigkeit zieht eine ganze Reihe kleiner Unrichtigkeiten nach sich, aus welchen zuletzt sehr große Uebel entstehen. Und weil zur Tugend, oder zur Richtigkeit und Gesundheit der Seele, eine wohlabgemessene Wirksamkeit aller Seelenkräfte, zum Laster hingegen nur eine übermäßige Bewegung der Sinnlichkeit nöthig ist; so ist unläugbar das Laster leichter als die Tugend, und gewinnt gar bald die Oberhand, da es durch so unzählig viele Wege sich in die Seele einschleicht.

5 Besser: Bestrebungen.
6 herauskommen ist zu gemein; besser: entstehen.

Die goldenen Zeiten, wenn sie jemals außer den Ideen der Dichter existirt haben, sind längst dahin; die Menschen sind nicht, was sie seyn könnten und sollten; obgleich dies die göttlichen Absichten mit dem Menschen gar nicht umkehrt. Wir haben Recht, nach der obigen Abschilderung, eins der schönsten und liebenswürdigsten Geschöpfe auf diesem Planeten zu suchen; aber wir finden nur Ruinen, oder verschüttete Ueberbleibsel, die, entweder verstümmelt, oder nur halb und beschmutzt aus dem Moder hervorragen.

Es ist ganz natürlich, daß bei solcher Bewandtniß die **Verschiedenheit**, welche nach der Einrichtung des Schöpfers zu desto größerer Schönheit des ganzen menschlichen Systems dienen sollte, in eine so seltsame **Ungleichheit** ausgeartet ist, daß man oft Mühe hat, Geschöpfe, die so sehr disharmoniren, für Kinder eines Stammvaters zu erkennen. Demungeachtet lassen sich die menschlichen Geschöpfe, bei aller ihrer Verschiedenheit der äußerlichen Figur, Farbe, Lebensart, Kleidung, Regierungsform, Religion und Sitten, unter **fünf Klassen** bringen, welche sehr genaue Verhältnisse unter einander haben, und zusammen kein so gar übel eingerichtetes System mit einander ausmachen.

Die erste ist die niedrigste, und dem Thierreiche die nächste. Ich rechne zu ihr den großen Haufen von Menschen, deren bester Theil [7] nicht nur in seiner natürlichen Rohheit bleibt, sondern überdies nach und nach so sehr verunstaltet wird, daß er auch die darunter hervorglimmende natürliche Schönheit fast gänzlich verliert; deren zarte Fähigkeiten theils unentwickelt bleiben, theils im Bearbeiten verdorben werden; die nie zu wahren Menschen reif werden. Ihre Unwissenheit wird mit den Jahren zur Dummheit, und die sinnlichen Triebe, die mit ihnen aufwachsen und keiner gesetzmäßigen Gewalt gehorchen lernen, dünsten eine Menge Vorurtheile aus, welche den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen, das

7 Der Geist.

Vorrecht der menschlichen Natur, dicht überziehen; sie arten mit der Zeit in herrschende Neigungen aus, welche nur nach Beschaffenheit des Temperaments und der äußerlichen Umstände abgeändert sind. Diese Menschen sind also sehr sinnliche Geschöpfe, ungestüm in ihren Leidenschaften, wankelmüthig, kurzsichtig, eigensinnig und doch leichtgläubig, und also leicht zu betrügen. Die Einbildung ist ihre Vernunft, der äußere Schein der Grund ihrer Entscheidung, ihres Wollens und Nichtwollens. Sie sind größtentheils dazu verurtheilt, nur für den Leib zu sorgen. Daher ziehen sie sich eine so niedrige und thierische Denkart zu, daß sie sich niemals über die Erde, wo ihr Futter wächset, erheben können.

In die andere Klasse setze ich die große Menge der Leute von bessern Glücksumständen, welche Vergnügen und Zeitvertreib zum Zwecke ihres Lebens machen. Diese werden beinahe den größten Theil jener beiden Welten ausmachen, die man die große und die schöne Welt zu nennen pflegt. Diese Leute scheinen unsere Erde für einen großen Maskeradeplatz anzusehen, wo es jedem erlaubt ist, zu seyn, was er will, wenn nur die große Absicht erreicht wird, die Zeit zu tödten. Sie rennen nach Vergnügen, und alle ihre übrigen Leidenschaften sind nur Aufwärterinnen des Hanges zum Vergnügen. Sie befinden sich so wohl in dieser Welt, daß sie keine Zeit haben, an eine bessere zu denken, und wenn es geschehen würde, so müßten es Mahomeds Paradiese seyn.

Diese Klasse ist allerdings von der ersten unterschieden. Eine feinere Anlage, zartere Empfindungen, mehr Lebhaftigkeit des Geistes, Geschmack, Witz und Artigkeit machen diesen Unterschied. Diese Leute sind es, denen wir den angenehmen Mißbrauch der schönen Künste, der den Gebrauch fast ganz verdrängt hat, die Erfindung unzählig vieler Instrumente der Wollust, Zierrathen und Artigkeiten, Moden und Spiele — zu danken haben. Sie haben ganz gewiß einen Theil der Erde verschönert, aber immer auf Unkosten eines andern.

Die dritte Klasse wird von den speculativen Köpfen eingenommen; von jenem Grammatiker an, welcher ausrechnete, wie oft ein jeder Buchstabe im Homer vorkommt, bis zu dem Fakir, der sich bemühte, über den tiefsinnigsten Betrachtungen des Nichts, als des Ursprungs aller Dinge, selbst zu nichts zu werden. Diese Leute scheinen nur Zuschauer in dieser Welt zu seyn; sie gaffen sie an, als ob sie weiter keine Verbindungen mit ihr hätten, und zu allem Unglücke verschwenden die meisten ihre Aufmerksamkeit nur auf das, was ein weiser Mann kaum eines flüchtigen Anblicks werth hält.

Diese Klasse theilt sich, gleich der vorigen, in viele besondere Gattungen ein. Einige, denen die Erde zu klein vorkommt, haben sich persönlich dem Himmel gewidmet, ob sie gleich an demselben fast nichts als Unordnungen und Abweichungen von ihren Regeln sehen, welche sie sich bestmöglichst aufzulösen bestreben. Andere nicht so hoch fliegende Geister begnügen sich demüthig an der Kontemplation der Sommervögel, auch aller Arten von Ungeziefer; sie wissen ihre Zahl und nennen sie mit Namen. Andere kriechen unter dem Schutte alter Ruinen herum; sie verstehen sich auf Sprachen, die verloren gegangen sind, und erklären die geheimnißvollen Figuren auf dem Tische der Isis. Einige erfinden neue Lehrgebäude, um Andern die Mühe zu machen, sie wieder umzuwerfen; andere beweisen durch eine lange Reihe von Schlüssen, daß es Mittag ist, wenn uns die Sonne auf den Wirbel brennt. Der größte Theil dieser wunderlichen Leute ermüdet sich in Kleinigkeiten, und die wenigen, die sich mit wichtigern Dingen beschäftigen, haben das Unglück, die Wahrheit für einen bloßen Gegenstand der Betrachtung zu halten; für ein Ding, das, wie der Baum des Erkenntnisses, lieblich zum Anschauen ist. Sie gleichen den bezauberten Drachen in den alten Romanen, die in unterirdischen Hölen große Schätze bewachen, deren Werth oder Gebrauch ihnen unbekannt ist.

Die vierte Klasse ist viel weniger zahlreich, als die vorigen; und nun werden wir gleich errathen, daß sie die beste ist. Sie ist in der That die wahre Zierde der Erde, und wenn noch etwas auf derselben ist, das englische Blicke herabholen [8] kann, so ist es das Leben dieser liebenswürdigen Menschen, welchen die Natur eine glückliche Anlage zu einer harmonischen Gemüthsart, eine feine Empfindung des Schönen, und edle Neigungen zum Guten verliehen hat. Die Tugend scheint ein vorzügliches Recht an ihre Herzen zu haben. Ihre Freude ist Gutesthun. Die Neigung zum Vergnügen mag wohl hauptsächlich ihre Jugend beleben; sie wird aber von einer gleich starken Liebe zur Ehre bewahrt, und beide leiten sie nach und nach zu den reinern Quellen der Tugend. Sie können irren, sie können durch eine unvorsichtige Neigung geblendet, oder auf Seitenwege gelockt werden. Aber ihr Herz ist keiner Bosheit, keiner Tücke, keines Neides, keiner Niederträchtigkeit fähig; ihr offener Verstand, die Güte ihres Gemüths, ihre Redlichkeit gegen sich selbst, lassen sie nie weit verirren, bringen sie bald wieder zurück, und befördern [9] sie immer weiter. Diese allein sind zur Freundschaft und wahren Zärtlichkeit recht aufgelegt. Für sie ist die Natur schön; für sie sind so viel feine und beglückende Freuden in den Verbindungen der Gesellschaft. Sie genießen die Welt mit Vernunft, aber sie sind nicht an sie gefesselt.

Mich dünkt, ich habe nun allen Sterblichen, so verschieden als sie immer scheinen mögen, ihre Klassen angewiesen, bis auf die sonderbaren und seltenen Geister, die man über die übrigen Menschen so erhaben gefunden hat, daß man sie mit dem Namen Genien zu unterscheiden pflegt, welcher sonst Wesen von höherer Ordnung andeutet. Ihre Anzahl ist so groß, als es Gott zur Erhaltung der moralischen Ordnung, oder zur Züchtigung der Menschen nöthig findet. Denn es gibt gut-

8 Besser: das die Blicke höherer Wesen herabziehen.
9 Besser: führen.

thätige und böse Genien. Beide kommen darin überein, daß sie ungewöhnliche Fähigkeiten, und wenn ich so sagen darf, etwas Kolossalisches in der Gestalt ihres Geistes haben. Von Jugend auf unterscheidet sie eine brennende Begierde zum Wissen; ein Fleiß, den Hindernisse nur muthiger machen; eine Freiheit der Seele, die so ungelehrig ist, das Joch zu tragen, daß sie manchmal auch die nothwendigen Schranken überspringt; eine gewisse Begeisterung der Imagination, die ihnen tausend unbekannte Ideen aufdeckt, und etwas Heldenmäßiges im Herzen, das sie zu großen Thaten fähig macht. Durch die Entwickelung und Ausbildung dieser großen Fähigkeiten vermittelst der Wissenschaften, des Nachsinnes, der Kenntniß der Welt und der Erfahrung, gelangen sie zuletzt zu dieser durchdringenden Schärfe des Geistes und männlichen Stärke des Gemüths, welche sie so sehr über die gemeinen Menschen hinwegsetzt. Der Kreis, worin solche Kräfte wirken sollen, muß nothwendig groß seyn. Sie sind zu Gesetzgebern, zu Lehrern, zu Führern des menschlichen Geschlechts bestimmt. Sie sollen das Ganze übersehen, für das Ganze sorgen. Von ihnen sollen die Entwürfe herkommen, wie die Beschwerden der Menschen zu verringern sind, und wie ihre Vortheile vermehret werden können. Und eben weil die Hindernisse, die der Ausführung im Wege liegen, an Zahl und Gewicht so groß sind, wurden sie mit so vieler Stärke, mit so weitsehenden hellen Einsichten, mit einem so mächtigen Enthusiasmus versehen, damit sie den Menschen das Gute wirklich thun, was schwächere, obgleich gutwillige Geister ihnen nur wünschen können. Sie bringen Licht, Wahrheit und Ordnung ins menschliche Leben. Sie lehren oder bewachen die heiligen Gesetze der Natur, welche die Quellen aller übrigen Gesetze sind. Sie bezähmen und mildern die Wildheit und Härte der Menschen, verbessern und bilden ihre Sitten, und lehren sie das Anständige, das Edle, das Schöne.

6.

Die Bestimmung des Menschen,

von Fichte.

(Der Verfasser dieses Fragments ward Urheber eines neuen Systems, des transcendentalen Idealismus, als er die kritische Philosophie zu einer höhern Potenz steigerte. Den wissenschaftlichen Werth dieses Systems zu würdigen, gehört nicht hieher. Die ungewöhnliche Terminologie des neuen Systems u. die harte Polemik ihres Urhebers zogen dem Verfasser viele Anfechtungen zu. Er mußte seinen akademischen Wirkungskreis in Jena verlassen, worauf er in Berlin privatisirte, und neuerlich als Professor der Philosophie in Erlangen angestellt wurde. — Sein Werk: Die Bestimmung des Menschen (Berlin 1800), woraus S. 254 ff. das nachstehende Fragment, in einer zusammengedrängten Form, entlehnt ist, trägt zwar auch das Kolorit seines Systems; aber es verbreitet sich über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, über die Freiheit des Willens, über das Verhältniß der Freiheit zur Naturnothwendigkeit, über Unsterblichkeit und Gottheit, in einer größtentheils verständlichen, warmen und herzerhebenden Diction.)

Wäre es die ganze Absicht unsers Daseyns, einen irdischen Zustand unsers Geschlechts hervorzubringen; so bedürfte es lediglich eines unfehlbaren Mechanismus, der unser äußeres Handeln bestimmte, und wir brauchten nichts mehr zu seyn, als der ganzen Maschine wohleingepaßte Räder. Die Freiheit wäre dann nicht blos vergebens, sondern sogar zweckwidrig; der gute Wille vollkommen überflüßig. Die Welt wäre höchst ungeschickt eingerichtet, und ginge mit Verschwendung und durch Umwege zu ihrem Ziele.

Aber ich bin frei; und darum kann ein solcher Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, in welchem die Freiheit überflüßig und zwecklos ist, meine ganze Bestimmung nicht erschöpfen. Ich soll frei seyn; denn nicht die mechanisch hervorgebrachte That, sondern die freie Bestimmung der Freiheit lediglich um des Gebotes, und schlechthin um keines andern Zweckes willen, — so sagt uns die Stimme des Gewissens — diese allein macht

unsern wahren Werth aus. Das Band, mit welchem das Gesetz mich bindet, ist ein Band für lebendige Geister; es verschmäht, über den todten Mechanismus zu herrschen, und wendet sich allein an das Lebendige und Selbstthätige. Diesen Gehorsam verlangt es; dieser Gehorsam kann nicht überflüßig seyn.

Und hiermit geht die ewige Welt heller vor mir auf, und das Grundgesetz ihrer Ordnung steht klar vor dem Auge meines Geistes. In ihr ist rein und blos der Wille, wie er im geheimen Dunkel meines Gemüths vor allen sterblichen Augen verschlossen liegt, erstes Glied einer Kette von Folgen, die durch das ganze unsichtbare Reich der Geister hindurchläuft; so wie in der irdischen Welt die That, eine gewisse Bewegung der Materie, erstes Glied einer materiellen Kette wird, die das ganze System der Materie durchfließt. Der Wille ist das Wirkende und Lebendige der Vernunftwelt, so wie die Bewegung das Wirkende und Lebendige der Sinnenwelt ist. Ich stehe im Mittelpuncte zweier gerade entgegengesetzter Welten, einer sichtbaren, in der die That, einer unsichtbaren und schlechthin unbegreiflichen, in der der Wille entscheidet; ich bin eine der Urkräfte[1] für beide Welten. Mein Wille ist es, der beide umfaßt. Dieser Wille ist schon an und für sich selbst Bestandtheil der übersinnlichen Welt. So wie ich ihn durch irgend einen Entschluß bewege, bewege und verändere ich etwas in dieser Welt, und meine Wirksamkeit fließt fort über das Ganze, und bringt Neues, ewig Dauerndes hervor. Dieser Wille bricht aus in eine materielle That, und diese That gehört der Sinnenwelt an, und wirkt in derselben, was sie wirken kann.

Nicht erst, nachdem ich aus dem Zusammenhange der irdischen Welt gerissen seyn werde, werde ich den

1 Urkräfte — ist zu viel gesagt, sobald man unter Urkraft eine ursprüngliche versteht, von welcher andere Kräfte ihr Daseyn erhalten. — Besser: eine der vorzüglichsten Kräfte.

Eintritt in die überirdische erhalten. Ich bin und lebe schon itzt in ihr weit wahrer, als in der irdischen; schon itzt ist sie mein einziger fester Standpunct. Das, was sie Himmel nennen, liegt nicht jenseits des Grabes; es ist von hier um unsre Natur verbreitet, und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf. Mein Wille ist mein, und er ist das einige[2], das ganz mein ist und vollkommen von mir selbst abhängt, und durch ihn bin ich schon itzt ein Mitbürger des Reichs der Freiheit, und der Vernunftthätigkeit durch sich selbst. Welche Bestimmung meines Willens — des einzigen, wodurch ich vom Staube herauf in dieses Reich eingreife, — in die Ordnung desselben passe, sagt mir in jedem Augenblicke mein Gewissen das Band, an welchem jene Welt unabläßig mich hält und mich mit sich verknüpft; und es hängt ganz von mir selbst ab, mir die gebotene Bestimmung zu geben. Daß in der Sinnenwelt mein Wille, sofern er nur wirklich Wille ist, wie er soll, auch noch zur That wird, ist lediglich das Gesetz dieser sinnlichen Welt. Ich wollte nicht so die That, wie den Willen; nur der letztere war ganz und rein mein Werk, und er war auch alles, was rein aus mir selbst hervorging.

Das gegenwärtige Leben läßt sich vernünftiger Weise nicht als die ganze Absicht meines Daseyns und des Daseyns eines Menschengeschlechts überhaupt denken; es ist in mir Etwas, und es wird von mir Etwas gefodert, das in diesem ganzen Leben keine Anwendung findet, und für das höchste, was auf der Erde hervorgebracht werden kann, völlig zwecklos und überflüßig ist. Der Mensch muß sonach einen über dieses Leben hinausgehenden Zweck haben. Soll aber das gegenwärtige Leben, welches ihm dennoch aufgelegt wird, und das nicht lediglich zur Entwickelung der Vernunft bestimmt seyn kann, indem ja die schon erwachte Vernunft uns gebietet, dasselbe zu erhalten, und den höchsten Zweck desselben aus allen Kräften zu befördern, — soll dieses Leben nicht völ-

2 muß heißen: einzige.

lig vergebens und unnütz seyn in der Reihe unsers Daseyns; so muß es sich zu einem künftigen Leben wenigstens verhalten, wie Mittel zum Zwecke. Nun giebt es in diesem gegenwärtigen Leben nichts, dessen letzte Folge nicht auf der Erde bleiben, nichts, wodurch es mit einem künftigen Leben zusammenhängen könnte, außer dem guten Willen. Der gute Wille nur kann es seyn, er muß es seyn, durch den wir für ein anderes Leben und für das erst dort uns aufzustellende nächste Ziel desselben, arbeiten; die uns unsichtbaren Folgen dieses guten Willens sind es, durch die wir in jenem Leben erst einen festen Standpunct, von welchem aus wir dann weiter fortrükken können, uns erwerben.

Dies sonach ist meine ganze erhabene Bestimmung, mein wahres Wesen. Ich bin Glied zweier Ordnungen; einer rein geistigen, in der ich durch den bloß reinen Willen herrsche, und einer sinnlichen, in der ich durch meine That wirke. Der ganze Endzweck der Vernunft ist reine Thätigkeit derselben, schlechthin durch sich selbst und ohne eines Werkzeugs außer sich zu bedürfen, — Unabhängigkeit von allem, das nicht selbst Vernunft ist. Der Wille ist das lebendige Princip der Vernunft, ist selbst die Vernunft, wenn sie rein und unabhängig aufgefaßt wird; Die Vernunft ist durch sich selbst thätig, heißt: der reine Wille, blos als solcher, wirkt und herrscht. Unmittelbar und lediglich in dieser rein geistigen Ordnung lebt nur die unendliche Vernunft. Der Endliche, der nicht die Vernunftwelt selbst, sondern nur ein Einzelnes unter mehrern Gliedern derselben ist, lebt nothwendig zugleich in einer sinnlichen Ordnung, d. h. in einer solchen, die ihm noch ein anderes Ziel außer der reinen Vernunftthätigkeit darstellt; einen materiellen Zweck — zu befördern durch Werkzeuge und Kräfte, die zwar unter der unmittbaren Bothmäßigkeit des Willens stehen, deren Wirksamkeit aber auch noch durch ihre eigenen Naturgesetze bedingt ist.

Nur die Vernunft ist; die unendliche an sich, die endliche in ihr und durch sie. Nur in unsern Gemüthern

erschafft der ewige Wille [3] eine Welt; wenigstens das, woraus wir sie entwickeln, und das, wodurch wir sie entwickeln, den Ruf zur Pflicht und übereinstimmende Gefühle und Denkgesetze. Es ist sein Licht, durch welches wir das Licht und alles, was in diesem Lichte uns erscheint, erblicken. In unsern Gemüthern, bildet er fort diese Welt, und greift ein in dieselbe, indem er in unsre Gemüther durch den Ruf der Pflicht ergreift. In unsern Gemüthern erhält er diese Welt, und dadurch unsere endliche Existenz, deren allein wir fähig sind. Nachdem er seinem höhern Zwecke gemäß uns sattsam für unsere nächste Bestimmung geprüft, und wir für dieselbe uns gebildet haben werden, wird er durch das, was wir Tod nennen, dieselbe für uns vernichten, und uns in eine neue, das Product unsers pflichtmäßigen Handelns in dieser, einführen. Wir sind in seiner Hand, und bleiben in derselben. Wir sind ewig, weil er es ist.

Erhabner lebendiger Wille, den kein Name nennt und kein Begriff umfaßt, wohl darf ich mein Gemüth zu dir erheben; denn du und ich sind nicht getrennt. Deine Stimme ertönt in mir. In Dir, dem Unbegreiflichen, werde ich mir selbst, und wird mir die Welt vollkommen begreiflich; alle Räthsel meines Daseyns werden gelöset, und die vollendetste Harmonie entsteht in meinem Geiste. — Ich verhülle vor Dir mein Angesicht, und lege die Hand auf den Mund. Wie du für dich selbst bist und dir selbst erscheinst, kann ich nie einsehen, so gewiß ich nie du selbst werden kann. Nach tausendmal tausend durchlebten Geisterleben werde ich Dich noch eben so wenig begreifen, als itzt, in dieser Hütte von Erde. — Was ich begreife, wird durch mein bloßen Begreifen zum Endlichen; und dieses läßt auch durch unendliche Steigerung und Erhöhung sich nie in's Unendliche verwandeln. Du bist vom Endlichen, nicht dem Grade, sondern der Art nach verschieden. Ich will nicht versuchen, was mir durch das Wesen der Endlichkeit versagt ist, wie du

3 Der ewige Wille Gottes.

an dir selbst bist, will ich nicht wissen Aber deine Beziehungen und Verhältnisse zu mir, dem Endlichen, und zu allen Endlichen, liegen offen vor meinem Auge. Du wirkest in mir die Erkenntniß von meiner Pflicht, von meiner Bestimmung in der Reihe der vernünftigen Wesen; wie, das weiß ich nicht, noch bedarf ich es zu wissen. Du weißt und erkennst, was ich denke und will; du willst, denn du wilst, das mein freier Gehorsam Folgen habe in alle Ewigkeit; den Act deines Willens begreife ich nicht, und weiß nur so viel, daß er nicht ähnlich ist dem meinigen. Du lebst und bist; den du weißt, willst und wirkest allgegenwärtig der endlichen Vernunft. — In der Anschauung dieser deiner Beziehungen zu mir dem Endlichen will ich ruhig und selig seyn. Ich weiß unmittelbar nicht, was ich soll. Dieses will ich unbefangen, freudig und ohne Klügelei thun; denn es ist deine Stimme, die es mir befiehlt, und die Kraft, mit der ich es ausrichte, ist deine Kraft. Ich bin ruhig bei allen Ereignissen in der Welt, denn sie sind in deiner Welt. — Alles, was geschieht, gehört in den Plan der ewigen Welt, und ist gut in dir, so viel weiß ich; was in diesem Plane reiner Gewinn, oder was nur Mittel sey, um ein vorhandenes Uebel hinwegzuschaffen, was daher mich mehr oder weniger erfreuen solle, weiß ich nicht. In deiner Welt gedeiht Alles; dieses genügt mir, und in diesem Glauben stehe ich fest, wie ein Fels; was aber in deiner Welt nur Keim, was Blüthe, was die Frucht selbst ist, weiß ich nicht. Das Einige, [4] woran mir gelegen seyn kann, ist der Fortgang der Vernunft und Sittlichkeit im Reiche der vernünftigen Wesen.

Nachdem so mein Herz aller Begier nach dem Irdischen verschlossen ist, erscheint meinem Auge das Universum in einer verklärten Gestalt. Die todte lastende Masse, die nur den Raum ausstopfte [5], ist verschwunden,

4 Das Einzige.
5 besser: ausfüllte.

und an ihrer Stelle fließt und woget und rauscht der ewige Strom von Leben und Kraft und That — vom ursprünglichen Leben; von deinem Leben, Unendlicher: denn alles Leben ist dein Leben, und nur das religiöse Auge dringt in das Reich der wahren Schönheit.

Ich bin dir verwandt, und was ich rund um mich herum erblicke, ist mir verwandt; es ist alles belebt und beseelt, und blickt aus hellen Geisteraugen mich an, und redet mit Geistertönen an mein Herz. Auf das mannigfaltigste zertheilt und getrennt, schaue in allen Gestalten außer mir ich selbst mich wieder, [6] und strahle mir aus ihnen entgegen, wie die Morgensonne in tausend Thautropfen mannigfaltig gebrochen sich selbst entgegen glänzt.

Dein Leben, wie es der Endliche zu fassen vermag, ist sich selbst schlechthin durch sich selbst bildendes, und darstellendes Wollen; dieses Leben fließt — im Auge des Sterblichen mannigfach versinnlicht, — durch mich hindurch herab in die ganze unermeßliche Natur! Hier strömt es, als sich selbst schaffende und bildende Materie, durch meine Adern und Muskeln hindurch, und setzt außer mir seine Fülle ab im Baume, in der Pflanze, im Grase. Ein zusammenhängender Strom, Tropfe an Tropfe, fließt das bildende Leben in allen Gestalten, und allenthalben, wohin ihm mein Auge zu folgen vermag; und blickt mich an, — aus jedem Punkte des Universum anders, — als dieselbe Kraft, durch die es im geheimen Dunkel meinen eignen Körper bildet. Dort woget es frei, und hüpft, und tanzt als sich selbst bildende Bewegung im Thiere, und stellt in jedem neuen Körper sich dar, als eine andere eigne für sich bestehende Welt: dieselbe Kraft, welche mir unsichtbar, in meinen eignen Gliedmaßen sich reget, und bewegt. Alles was sich regt, folgt diesem allgemeinen Zuge, diesem einigen Princip aller Bewegung, das von einem Ende des Universum zum andern die harmonische Erschütterung fortleitet: das Thier ohne Freiheit; ich, von welchem in der sicht-

6 ist schwere Construction wegen der Versetzung der Pronominum.

baren Welt die Bewegung ausgeht, ohne daß sie darum in mir gegründet sey, mit Freiheit.

Aber rein und heilig, und deinem eignen Wesen so nahe, als im Auge des Sterblichen etwas ihm seyn kann, fließet dieses dein Leben hin als Band, das Geister mit Geistern in Eins verschlingt, als Luft und Aether der Einen Vernunftwelt; undenkbar und unbegreiflich, und doch offenbar da liegend vor dem geistigen Auge. In diesem Lichtstrom fortgeleitet schwebt der Gedanke, unaufgehalten und derselbe bleibend, von Seele zu Seele, und kommt reiner und verklärt zurück aus der verwandten Brust. Durch dieses Geheimniß findet der Einzelne sich selbst, und versteht und liebt sich selbst nur in einem andern; und jeder Geist wickelt sich los nur von andern Geistern, und es gibt keinen Menschen sondern nur eine Menschheit, kein einzelnes Denken und Lieben und Hassen, sondern nur ein Denken, Lieben und Hassen in und durch einander. Durch dieses Geheimniß strömt die Verwandtschaft der Geister in der unsichtbaren Welt fort bis in ihre körperliche Natur, und stellt sich dar in zwei Geschlechtern, die, wenn auch jedes geistige Band zerreißen könnte, schon als Naturwesen genöthigt sind, sich zu lieben; fließt aus in die Zärtlichkeit der Aeltern und Kinder, und Geschwister, gleich als ob die Seelen eben so aus Einem Blute entsprossen wären, wie die Leiber, und die Gemüther Zweige und Blüthen desselben Stammes wären; und umfasset von da aus in engern oder weitern Kreisen die ganze empfindende Welt. Selbst ihrem Hasse liegt der Durst nach Liebe zum Grunde, und es entsteht keine Feindschaft, außer aus versagter Freundschaft.

Dieses ewige Leben und Regen in allen Adern der sinnlichen, und geistigen Natur erblickt mein Auge durch das, was andern todte Masse scheint, hindurch, und siehet dieses Leben stets steigen und wachsen, und zum geistigen Ausdrucke seiner selbst sich verklären. Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst zurücklaufende Cir-

kel, jenes unaufhörlich sich wiederhohlende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebähren, wie es schon war; es ist vor meinem Blicke vergeistiget, und trägt das eigne Gepräge des Geistes; stetes Fortschreiten zum Vollkommenen in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht.

Die Sonne gehet auf, und gehet unter, und die Sterne versinken, und kommen wieder, und alle Sphären halten ihren Cirkeltanz; aber sie kommen nie so wieder, wie sie verschwanden, und in den leuchtenden Quellen des Lebens ist selbst Leben und Fortbilden. Jede Stunde von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben und neue Liebe entträufelt den Sphären, wie die Thautropfen den Wolken, und umfängt die Natur, wie die kühle Nacht die Erde.

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tödtendes Princip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben; nicht der Tod tödtet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt und sich entwickelt. Tod und Geburt ist blos das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen. Und mein Tod könnte etwas anders seyn — meiner, der ich überhaupt nicht eine bloße Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre, und wesentliche Leben in mir selbst trage? — Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten sollte, das aus ihr nicht stammt; die Natur, um deren willen nicht ich, sondern die selbst nur um meinet willen lebt.

Aber selbst mein natürliches Leben, selbst diese bloße Darstellung des innern unsichtbaren Lebens vor dem Blicke des Endlichen, kann sie nicht vernichten, weil sie sonst sich selbst müßte vernichten können; — sie, die blos für mich, und um meinetwillen da ist, und nicht ist, wenn

ich nicht bin. Gerade darum, weil sie mich tödtet, muß sie mich neu beleben; es kann nur mein in ihr sich entwickelndes höheres Leben seyn, vor welchem mein gegenwärtiges verschwindet; und das, was der Sterbliche Tod nennt, ist die sichtbare Erscheinung einer zweiten Belebung. Stürbe kein vernünftiges Wesen auf der Erde, das da nur einmal ihr Licht erblickt hätte; so wäre kein Grund da, eines neuen Himmels und einer neuen Erde zu harren; die einzige mögliche Absicht dieser Natur, Vernunft darzustellen und zu erhalten, wäre schon hienieden erfüllt, und ihr Umkreis wäre geschlossen. Aber der Akt, durch den sie ein freies selbstständiges Wesen tödtet, ist ihr feierliches, aller Vernunft kundbares Hinüberschreiten über diesen Akt, und über die ganze Sphäre, die sie dadurch beschließt; die Erscheinung des Todes ist der Leiter, an welchem mein geistiges Auge zu dem neuen Leben meiner selbst, und einer Natur für mich hinübergeleitet.

Jeder meines gleichen, der aus der irdischen Verbindung heraustritt, und der meinem Geiste nicht für vernichtet gelten kann — denn er ist meines gleichen — sieht meinen Gedanken mit sich hinüber; er ist noch, und ihm gebühret eine Stätte. Indeß wir hienieden um ihn trauern, ist drüben Freude, daß der Mensch zu ihrer Welt geboren wurde, so wie wir Erdenbürger die unsrigen mit Freude empfangen. Wenn ich einst ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude seyn; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlasse.

Es verschwindet vor meinem Blicke, und versinkt die Welt, die ich noch so eben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung, und des Gedeihens, welche ich in ihr schaue, ist sie doch nur der Vorhang, durch die eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem diese sich entwickeln soll. Mein Glaube tritt hinter diesen Vorhang, und erwärmt, und belebt diesen Keim. Er sieht nichts Bestimmtes, aber

er erwartet mehr, als er hienieden fassen kann, und je in der Zeit wird fassen können.

So lebe, und so bin ich, und so bin ich unveränlich, fest, und vollendet für alle Ewigkeit; denn dieses Seyn ist kein von außen angenommenes, es ist mein eignes, einiges wahres Seyn und Wesen.

7.

Ueber Liebe und Freundschaft,

von Herder.

(Des verewigten Verfassers dieses Fragments ist schon oft in diesem Handbuche gedacht worden. Es steht in der ersten Sammlung seiner zerstreuten Blätter, S. 311. und ist hier sehr zusammengezogen.)

Es ist eine schöne Sage der ältesten Dichtung, daß Liebe die Welt aus dem Chaos gezogen, und die Geschöpfe mit Banden des Verlangens und der Sehnsucht wechselseitig in einander geknüpft hat; daß mit diesen zarten Banden sie alles in Ordnung erhalte und zu dem Einen leite, der Quell alles Lichts ist, wie aller Liebe. Unter wie mancherlei Namen und Einkleidungen dies dichterische System vorgetragen ward; so ist an ihm überall dies Allgemeine kenntlich: daß Liebe die Wesen vereinige, wie Haß sie scheide; in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter und Menschen; Sehnsucht und Verlangen endlich seyen gleichsam die Brautführerinnen der Liebe, die starken und doch zarten Arme, die allen Genuß herbeiziehen, vorbereiten, ja die selbst das größte Vergnügen vorahnend gewähren.

Je geistiger der Genuß ist; desto dauernder wird er, desto mehr ist auch sein Gegenstand außer uns dauernd. — Das Bild der Alten von der Freundschaft, die beiden in einander geschlungenen Hände, scheinen das beste Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genusses zu seyn; bedeutender, als die zwei gleich-

gestimmten Saitenspiele. Diese drücken nichts aus als Geselligkeit, die lange noch nicht Freundschaft ist. Ein geselliger Mensch ist leicht- und wohlgestimmt; er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt Niemand mit seinem Daseyn, er verengt keinen, und so ist jederman gern um ihn; man ist auch auf einen gewissen Grad mit ihm vertraut, wiel man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgange gut; aber Freundschaft — welch ein anderes heiliges Band ist diese! Herzen und Hände knüpft sie zu Einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammen, und wo dieser Zweck augenscheinlich, wo er fortwährend, anstrengend, selbst unter oder hinter Gefahren, vorliegt; da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trenenn vermochte. Der Phalanx griechischer Freunde im Kriege, die alle wie Einer siegten oder starben; jene hellen Zwillingsgestirne der Freundschaft, die unter allen Nationen, Hebräern und Griechen und Wilden, aus der Nacht der Zeiten hervorglänzen und dem menschlichen Herzen so wohl thun, wodurch waren sie Freunde? Gemeinschaftlicher Zweck verband sie; Gefahr zog den Knoten zusammen; erprobte Treue, fortgehender wachsender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinschaftlicher Genuß der Mühe, Noth und Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ists, was jener Freund von seinem Freunde singt: deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe! Die Schöpfung kennt nichts Edlers, als zwei freiwillig und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwei freiwillig Eins gewordene Herzen und Leben.

Auch Ehe soll Freundschaft seyn, und wehe wo sie's nicht ist, wo sie nur Liebe seyn sollte! Es ist einem edeln Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige[1] sich mit ihm zu freuen, und Er sich in Ihr,

1) geschweige scheint nicht richtig zu bezeichnen, da es so viel als: wie viel mehr ausdrücken soll.

Sie sich in Ihm wirksam, fröhlich, geschätzt und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter beide süß belohnt. Als zwei verschlungene Bäume stehen sie da, und werden dastehen, umringt vom Kranze jugendlich grünender Bäume. — Ueberhaupt ist gemeinschaftliches Leben das Mark der wahren Freundschaft; Aufschluß und Theilung der Herzen, innige Freude an einander, gemeinschaftliches Leid mit einander, Rath, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten, und Belohnung. — Es gibt Augenblicke der Sympathie ohne die mindeste äußere Veranlassung, die zwar die Psychologie nicht erklärt, aber die Erfahrung lehrt und bekräftigt. Es gibt Erinnerungen abwesender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten, mächtigsten Art sind. Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andere Seele zu wirken; wo könnte es natürlicher seyn, als bei der Freundschaft. Diese ist reiner und also gewiß auch mächtiger, als die Liebe; wenn diese sich zur Stärke und Dauer der Ewigkeit erheben will, muß sie erst, von der groben Sinnlichkeit geläutert, echte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! Sie zerstört sich selbst, oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden, fressenden Flammen. Aber die Glut der Freundschaft ist reine erquickende Menschenwärme. Die beiden Flammen auf Einem Altare spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigsten Scheidung schweben sie fröhlich und innig ins Land der reinsten Vereinigung, der treuesten, untrennbaren Freundschaft

Am nächsten steht der Freundschaft die Aelternzärtlichkeit, die väterliche und mütterliche Liebe. Sie ist göttlich; denn sie ist uneigennützig und sehr oft ohne Dank. Sie ist himmlisch; denn sie kann sich auch in Viele zertheilen, und bleibt immer ganz, immer ungetheilt

und neidlos. Endlich ist sie auch ewig und unendlich; denn sie überwindet Liebe und Tod.

Zu wem kann ich von der zärtlichen, göttlichen, ewigen Aelternzärtlichkeit hinaufsteigen, als zu Dir, zärtlichster, höchster Vater. Meine Sprache hat kein Wort, die Empfindung zu nennen, mit der du dich in jedes Geschöpf, in jede Nerve und Winkel eines schlagenden Herzen setzest, und jedem derselben seinen für Andre unübersehbaren, unerklärbaren Genuß gabst. Deine ganze Schöpfung ist ein Gewebe, das die Macht aus dem Nichts hervorzog, die Weisheit einschlug, und dem die Liebe ihre tausendgestaltigen, sinn- und liebreichen Figuren einwebte. Wer sollte dich also nicht lieben, da jedes Geschöpf nur zu dir ziehet, zu dir weiset? und wer kann es, wie er sollte, da er im Meere deiner Gedanken und vorgefühlten Empfindungen untergehet? Du hast das Schicksal aller Aeltern, daß sie mehr lieben, als geliebt werden; aber du hast vor allen das voraus, daß du die Sehnsucht nach dir in mir selbst erschaffen hast, und mich an Banden des Erkenntnisses und der Liebe dir immer näher zuführen kannst. Mein ganzes Herz sagt es mir, du werdest und müssest es thun; denn das kleine Fünkchen Erkenntniß und Liebe in mir ist ja nur ein Abglanz der unendlichen Flamme deines Herzens. Du mußt mich also tausenfach inniger erkennen, nennen, suchen und lieben, als ich dich nennen und suchen kann; und dieser ewige Zug deines Herzens zu dem meinen ist mir ein eingepflanzter Bürge meiner unsterblichen Neigung zu dir, und des immer wachsenden Genusses deiner. —

8.

Ueber die menschliche Unsterblichkeit,

eine Vorlesung

von Herder.

(entlehnt aus seinen zerstreuten Blättern, Th. 4, S. 147 ff.)

Es gibt eine Unsterblichkeit des Namens und Nachruhms, die ich die historische und dichterische, oder die Kunstunsterblichkeit nennen möchte. Sie scheint von großem Reize. Edle, jugendliche Seelen, opfern gern vor ihrem Altare; manche leidenschaftliche Menschen haben sie gar zum einzigen Ziele ihrer Gedanken gewählt und, so zu sagen, in ihr gelebt. In den Jugendzeiten der Welt nämlich, war allerdings auch der süße Traum erlaubt, mit seinem Namen, in seiner Person und Gestalt auf die Nachwelt überzugehen. Der enge Kreis der Empfindungen und Begriffe, in welchem damals die Menschen lebten; das Band einer blühenden und ewigen Sprache, das die verschiednen Stämme Einer gemeinschaftlichen Abkunft mit einander verknüpfte; der Name Vaterland, der in Hellas und Rom die Gemüther an einander band, und dort die öffentlichen Spiele, ja alle Plätze des heiligen Landes, hier die Hauptstadt der Welt und was zu ihr gehörte, gleichsam zum ewigen Schauplatze und Tempel der Unsterblichkeit weihte; vor allem aber die Gaben der Musen, die damals noch unter den Menschen wandelten, und das Gefühl eines ganzen Volkes zu Einer Theilnehmung am Ruhm und der Unsterblichkeit ihrer Mitgenossen stimmten; dies alles konnte die Seelen der Mächtigsten, Würdigsten, Weisesten, Schönsten, gleichsam in ein höheres Element erheben, daß sie, mit Göttern und Heroen umgeben, die Schale der Unsterblichkeit schon bei Leibesleben tranken. Ohne dieses Gefühl hätte kein Homer und Pindar, kein Flaccus und

Maro gedichtet, kein Apelles gemahlt, kein Phidias und Polyklet gebildet. Auch haben die Götter dem, was in diesem Streben nach Unsterblichkeit wirklich Ewiges war, ihren Beistand nicht versagen können; die Helden Pindars und Homers, die Mächtigen und Weisen Griechenlands und Roms leben eines Theils noch in Bildsäulen, Brustbildern, Abschriften und Gedichten; Kunst und Geschichte halten vereinigt den unverwelklichen Kranz des Andenkens über ihren Häuptern; Horaz hat sein Kapitolium überlebt; der venusinische Schwan[1] durchfliegt alle gebildete Völker.

Sollte es nicht also eine Unsterblichkeit geben, die uns nicht geraubt werden kann, ja auf die uns eben jene der Kunst, Geschichte und Dichtkunst als ein jugendlicher Traum selbst hinweiset?

Unsterblich nämlich, und allein unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziele, der möglichst besten Ausarbeitung seiner Form wesentlich liegt; was also seiner Natur nach fortdauern, auch unterdrückt immer wiederkommen, und durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muß: das rein Wahre, Gute und Schöne. Aus diesem Samen sind Göttergestalten hervorgegangen, Heroen und Wohlthäter der Menschheit entsprossen und entsprießen noch; sie haben auch auf uns gewirkt; wir haben Beruf und Macht, in ihrem Werke fortzuwirken und dadurch den schönsten und edelsten Theil unsrer selbst in unserm Geschlecht zu verewigen. Es sey mir vergönnt, diesen Gedanken, der keine Poesie, sondern die schlichteste Wahrheit ist, mit Wenigem zu entwickeln. Ich bin gewiß, daß in jedem edeln Gemüth, das mich höret, sich auch ein Land der Unsterblichkeit aufthun werde, indem jedem sein Herz saget: hier wohnt wahre menschliche Unsterb-

1) Horaz nach seinem Landgute Venusium so genannt.

lichkeit, hier oder nirgends. Außer ihr ist Schatten oder Orkus.

Das Edelste, was wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form in welcher wir denken, handeln und sind, ist auf uns gleichsam herabgeerbet. Wir denken in einer **Sprache**, die unsre Vorfahren erfanden, in einer Gedankenweise, an der so viele Geister bildeten und formten, zu der auch in anderen Sprachen die schönsten Genien des Menschengeschlechts beitrugen, und uns damit den edelsten Theil ihres Daseyns, ihr innerstes Gemüth, ihre erworbenen Gedankenschätze huldreich vermachten. Täglich genießen und gebrauchen wir tausend **Erfindungen**, die aus alten Zeiten, ja zum Theil von den fernsten Gegenden der Erde zu uns gekommen sind, und ohne die wir ein freudenloses, dürftiges Leben führen müßten. **Maximen** und **Sitten** sind auf uns geerbt, die nicht nur das Gesetz der Natur, das dunkel in uns liegt, erhellen, sondern uns auch erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrückniß und Gewohnheit hinaufzuschwingen, Vorurtheile abzuschütteln, und indem wir andere Gemüther von demselben Lichte des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundschaft und Thätigkeit weit inniger zu vereinigen, als Geist und sinnlose Körper sich je vereinigen könnten. Diese Kette von Wirkungen ist zu uns gelangt; sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen müßen wir an ihr halten, und im Guten oder Bösen, thätig oder hindernd, auf Welt und Nachwelt fortwirken. Dies ist das unsichtbare, verborgne Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Geschlechter durch Beispiele, Lebensweise und Erziehung, Liebende durch Liebe, Freunde durch harmonische Freundschaft knüpft, also daß wir in diesem bindenden Medium auf die Unsern, auf Andere, auf die Nachkommenschaft wirken müssen und fortwirken werden.

Dies ist das Innere der wahren menschlichen Unsterblichkeit; jedes äußere Bild von ihr ist nur ihr Name, ihre Bezeichnung.

Lassen Sie uns, um dies inne zu werden, nur an die lebendigsten Augenblicke unsers Lebens, insonderheit unsrer Kindheit und Jugend gedenken; giengen wir nicht, da wir sie genossen, stets aus uns heraus, und theilten uns mit? oder wir empfingen von andern, fühlten sie in uns, uns in ihnen. Da vergaßen wir unsre eingeschränkte sterbliche Form; wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte, eines unsterblichen Genusses und Daseyns. So giengen in uns als Jünglinge die Gedanken derer über, die am meisten auf uns gewirkt haben; ihre Töne flossen in uns, wir sahen ihre Gestalten, verehrten ihre Schatten, und die Wirkung, die auf uns durch ihr inneres Wort gemacht ward, gedieh zur Form unsrer Seele. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind; nicht blos **was**, sondern **wie** sie es dachten, hat sich uns mitgetheilt; wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf andere. Schien gleich manches im dunkeln Grunde unsres Gedankenmeeres todt und begraben zu liegen; zu rechter Zeit steiget es doch hervor, und organisirt sich zu und mit andern Gedanken: denn in der menschlichen Seele ist nichts todt; alles lebt, oder ist da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menschlicher Seelen im innigsten Zusammenhange ist, so belebt, so erweckt Eine die andere. Noch in einem höhern Grade wirken so auf uns die Leidenschaften, Lebensweisen und Sitten der Menschen, insonderheit derer, mit denen wir täglich umgehen, die wir hassen oder lieben, verabscheuen oder verehren. Gegen jene empört sich unser Gemüth, die Eindrücke dieser gehen sanft in unsre Natur über. Wir gewöhnen uns an des Andern Wort, Miene, Blick, Ausdruck, so daß wir solche unvermerkt an uns nehmen und auf Andre fortpflanzen. Dies ist das unsichtbare, magische Band, das sogar Geberden

der Menschen verknüpft; eine ewige Mittheilung der Eigenschaften, eine Palingenesie und Metempsychose ehemals eigner, itzt fremder, ehemals fremder, itzt eigner Gedanken, Gemüthsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu seyn und sinds nie: wir sind mit uns selbst nicht allein; die Geister Andrer, abgelebter Schatten, alter Dämonen, oder unsere Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner und Mißbildner, und tausend zudringender Gesellen wirken in uns. Wir können nicht umhin[2], ihre Gesichte zu sehen, ihre Stimmen zu hören; selbst die Krämpfe ihrer Mißgestalten gehen in uns über. Wohl ihm, dem das Schicksal ein Elysium und keinen Tartarus zum Himmel seiner Gedanken, zur Region seiner Empfindungen, Grundsätze und Handlungsweisen anwies; sein Gemüth ist in einer fröhlichen Unsterblichkeit gegründet.

Um hierüber mit mir Eins zu werden, bemerke man folgendes:

1) **Je reiner und edler etwas in unsrer Natur ist; desto mehr gehet es aus sich heraus, entsaget seinen engen Schranken, wird mittheilend, unendlich, ewig.** Eine Form, die uns zusammendrückt, drückt, wenn wir sie Andern auflegen, diese um so mehr zusammen, eben weil es nicht ihre Form ist; dahingegen was Andern Luft und Lust macht, was ihnen freien Athem und ein Elysium gibt, in welchem freiwillige Blumen blühen, dies ist reiner unsterblicher Aether. Dahin gehören z. B. helle, wahre Gedanken, jede Erweiterung der Wissenschaft, bei welcher wir uns selbst vergessen, und nur in den Gesetzen des Gegenstandes denken; Regeln der Vernunft, Sitten und Rechte, in denen Jeder, auch wider Willen, das Allgemeingeltende, Würdige anerkennt, und in ihnen gleichsam Formeln der Ewigkeit liefet. Wo Saiten dieser Art erklingen, tönen alle reine menschliche Gemüther mit; wir freuen uns ihrer, bis sie un-

2) nicht umhin können, ist zu gemein, besser: wir können es nicht vermeiden.

vermerkt das Saitenspiel unsers innern Sinnecks werden. So haben alle Wohlthäter des Menschengeschlechts herabgewirket; so wirken Aeltern, Lehrer, Gesetzgeber, Freunde auf uns, und wer sonst den Gang unserer Gedanken, den Plan unsers Lebens zur reinsten edelsten Humanität fördert. Und o wie glücklich sind vor allen andern die Heroen und Genien der Menschheit, wenn ihnen bei ihrer Macht auch Weisheit, und bei ihrer Weisheit und Macht auch Güte zu Theil ward; welche tausend Mittel haben sie in ihrer Hand, auf die schönste und gewisseste Art unsterblich zu werden. Möge der Unterdrückte, der Hülflose, der Verwaisete ihre Namen kennen oder nicht; so lange er durch ihre Veranstaltung Schutz, Hülfe, Aufmunterung, Unterhalt, Freude genießet, so lange leben sie in ihren Anstalten selbst unsterblich. Die bessere Bildung, die der Verwahrlosete empfing; die gute Aufnahme, die der Verlassene findet; jede Brauchbarkeit, zu der er gebildet wird; jeder Dank, jede Freude in ihm, sammt allen guten Wirkungen, die Er aufs neue fortsendet; alles ist ihr Werk, ihre Veranlassung und Stiftung. Die Früchte, die sie zum reinen Ertrage der Menschheit säeten, sind von unsterblicher Art, von immer wuchernden Zweigen. Dagegen das, was sich in und mit unsrer sterblichen Gestalt verzehrt, das geht hinab in den Orkus.

2) Zum Uebergange dieses Beitrages in den gesammten ewigen Schatz der Menschheit gehört nothwendig eine **Ablegung unsers Ich**, das ist eine Entäußerung seiner selbst und der Vorurtheile, die an diesem Selbst haften. Wollten wir, wenn wir's auch könnten, Welt und Nachwelt mit unsern Schwächen beschenken? Nein! Der Nektar der Unsterblichkeit, der Lebenssaft, durch welchen das Wahre und Gute keimet, ist ein reiner Saft; alles mit Persönlichkeit Vermischte muß in den Abgrund; in den Gefäßen und Triebwerken der großen Weltmaschine muß es so lange geläutert werden, bis der Bodensatz sinket. Die Wahrheit ruhet auf sich selbst; wenn ihr Würfel auch sechsmal umgewälzet würde, er ist und bleibt

ein Würfel. Dagegen die Pyramide, die auf ihre Spitze gestellt würde, entweder zertrümmern oder mit ungeheurer Mühe umhergewälzt werden müßte, bis sie ihre ruhige Grundlage fände. Leicht wird diese Selbstverleugnung, sobald man einmal die Luft der hohen Region genossen, und in das Gebiet des Beharrlichen, des Wahren versetzt ward. Gern leget man die sterbliche Hülle der Persönlichkeit ab, wo sie Welt und Nachwelt nur an unsre Unvollkommenheit erinnern würde. Der erste Begriff eines allgemeinen Gesetzes sagt schon, daß es von Privatleidenschaft entfernt seyn müsse; so will auch jede reine Form des Guten und Schönen kein Portrait, sondern ein Ideal seyn. Wer über sich selbst der strengste Richter zu seyn vermag; nur der ist ein Sohn der Götter, seiner Natur nach und in seinen Werken unsterblich.

3) Da aber jedes Ding nur auf Eine Weise das Beste seiner Art seyn kann; mithin nach ewigen Gesetzen die Formen der Dinge wiederkommen müssen, und kein Inneres ohne ein Aeußeres, kein Gedanke und Wille ohne Bezeichnung seyn kann; so sieht man, daß im Garten der Unsterblichkeit auch die Kunst des Ewigwahren, Guten und Schönen unentbehrlich ihre Stelle finde. Zwischen allen Abwegen ist nur Eine Straße, die gerade und wahre; und wenn nach vielen Jugendübungen das Meisterstück erscheint, so dürfen wir nicht zweifeln, daß es den Charakter des Beharrlichen und Dauernden an sich trage. Geweihte Augen erkennen ihn darin, und wenn der Neid eine Wolke, die Barbarei einen dichten Nebel darüber würfe; die Wolke fällt, der Nebel schwindet, und das Licht des ewigen Werks strahlet Jahrhunderte weiter. Unglaublich ists, wie wenig eigenthümliche Formen im Reiche der Gedanken und Menschenwirkungen erscheinen, wenn man die Geschichte prüfend hinab verfolgt. Weit weniger Regenten beherrschen die Welt der Wissenschaften, der Künste, der Erfindungen, Gesetze, Maximen, als Monarchen Länder beherrschen;

mancher derselben regierte Jahrhunderte lang in einem süßen Irrthume fort. Zuletzt aber fand sich doch das verscharrte Gold wieder auf; nach dem langen Winter begann die ewige Kraft der Natur einen neuen schönen Frühling. In der Geschichte aller Zeiten und Völker ist das Schönste und Beste jeder Art mit einem Siegel der Unvergänglichkeit, mit dem Gepräge und Charakter des Immerwiederkehrenden bezeichnet; ein glücklich getroffenes Maximum oder Minimum seiner Art, eine aufgelösete Formel, die einzig so aufzulösen war.

Irre ich nicht, so muß, wenn wir gesund sind, diese Betrachtung uns einen neuen Geschmack am Leben, eine neue Hochschätzung des Ranges, auf welchem wir stehen und den Wunsch einflößen, in ihm sowohl Ewigkeit zu genießen, als für das Fortdauernde in der Menschheit in der besten Art zu wirken. Theilnehmen müßen wir; wir stehen im Strome der Zeit, wo eine Welle die andere treibet; nützlich oder schädlich müssen wir also auf die Zukunft wirken, wie die Vergangenheit auf uns wirkte; der Kampfpreis des Lebens ist, daß wir auch in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der Kranz hängt, daß wir die Saiten treffen, wo wohlklingende Konsonanzen ins Unendliche hinauf- und hinuntertönen. Wären diese gleich dem gemeinen Ohre unhörbar; sie sind dennoch da, sie tönen weiter und erwecken neue harmonische Mitlaute. Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft; vielmehr können wir's durch Anstalten, Reden, Thaten, durch Beispiel und Lebensweise. Dadurch drücken wir unser Bild lebendig in andre ab; diese nehmen es an und pflanzen es weiter. So erhob sich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bei: wir genießen seine Früchte und müßen zu seiner weitern Kultur mithelfen. Wie weit diese reiche, umfaßt unser Blick nicht; aber unsre Hand sey emsig, unser kurzes Leben werde durch Theilnehmung und Theilgebung verlängert und ewig. Mich dünkt, in diesem hohen und richtigen Gefühle werde man

leicht des Namens vergessen, mit dem unsre Person bei Leibesleben genannt ward; nicht unser Bild wollen wir unsern Mitgenossen und der Nachwelt vermachen, sondern unsern Geist, unser Herz, die besten Bestrebungen unsers Daseyns, die edelste Form, die wir von Andern in uns, auf Andere aus uns brachten.

4) Der Briefstyl.

1.

Es ist die Bestimmung des Briefes, zwischen uns und abwesenden Personen an die Stelle der mündlichen Unterhaltung zu treten, und entweder mit abwesenden Personen eine Verbindung anzuknüpfen, oder die angeknüpfte Verbindung fortzusetzen. Der Brief ist daher, als stylistisches Product: **die Anrede an eine abwesende Person, welche, nach den Gesetzen der Korrectheit und Schönheit, zur Einheit einer stylistischen Form verbunden ist.**

2.

Die allgemeinen Regeln für den Briefstyl sind: daß man, mit steter Hinsicht auf eine den Gesetzen der Korrectheit und Schönheit völlig angemessene Darstellung, ganz den **Verhältnissen gemäß** schreibe, in welchen man zu der abwesenden Person stehet, und denselben Ton festhalte, der zwischen uns und ihr bei der **mündlichen Unterhaltung** statt finden würde; daß man so **einfach** und **natürlich** als möglich schreibe, und den Brief in einem **Flusse** vollende, damit er als eine objective Form erscheine, und die subjective Stimmung, in der wir uns beim Niederschreiben befinden, treu wiedergebe; daß man deshalb den Gegenstand, über den man schreibt, genau vorher durchdenke, bis der Brief, gleichsam als ein vollendetes Ganze, vor der Seele als fertig steht, ehe

man ihn niederschreibt; daß man sich ferner die Stimmung, so viel als möglich, vergegenwärtige, welche entweder durch unsern Brief in der abwesenden Person hervorgebracht werden, oder in welcher sie sich befinden kann, wenn sie unsern Brief erhält; daß man seine Individualität so wenig als möglich hervorschimmern und durchgehends Anrede, Beziehung auf die abwesende Person im Briefe herrschen lasse; daß man sich endlich, bei beantwortenden Briefen, genau an den empfangenen Brief halte, bald, bestimmt auf alles, was die abwesende Person wissen will, und mit möglichster Ordnung und Verbindung der in den Brief gehörenden Gegenstände, antworte, bittere und heftige Briefe aber nicht eher beantworte, als bis man den empfangenen Brief ohne Wallung wieder lesen kann, weil selbst Stillschweigen oft die beste Antwort ist.

3.

Der Briefstyl wird am bequemsten eingetheilt in den Brief der Konvenienz, in den vertraulichen Brief, in den Brief des Witzes und der Laune, und in den belehrenden (didactischen) Brief. (Der Geschäftsbrief gehört zum Geschäftsstyle.)

4.

a.) Der Brief der Konvenienz.

Wenn die Konvenienz (Wohlanständigkeit) in demjenigen Betragen besteht, welches aus unsrer Bekanntschaft mit dem guten gesellschaftlichen Tone, mit den im bürgerlichen und häuslichen Leben recipirten Formen der Höflichkeit, und mit allen den Nüancen, wodurch die Sitten in den gebildeten Volksklassen bezeichnet werden, hervorgehet; so enthält der Brief der Konvenienz (unschicklich: Wohlstandsbrief genannt) den Ausdruck dieser Bekanntschaft mit Beziehung auf einen gegebenen Fall, in der Einheit einer stylistischen epistolischen Form. Der Brief der Konvenienz unterscheidet sich daher dadurch von dem Geschäftsbriefe, daß er in solchen Fällen geschrieben wird, wo unser per-

sönliches Verhältniß gegen die Personen, zu denen wir übrigens in gewissen bürgerlichen und häuslichen Beziehungen stehen, geltend gemacht werden darf, und wo wir uns also außerhalb der Sphäre unsrer Geschäfte und der daraus hervorgehenden Verhältnisse an diese Personen wenden. Daraus folgt, daß man den Brief der Konvenienz zwar wohl von unsrer Bekanntschaft mit dem guten gesellschaftlichen Tone und den recipirten Sitten erwarten, aber denselben, nach unsern bürgerlichen Verhältnissen, nicht verlangen und veranlassen kann. Der Brief der Konvenienz soll nämlich einen gewissen Vorgang des Lebens in Beziehung auf jene Verhältnisse als ein Object unsers Gefühls, doch unter der äußern Form der geschmackvoll modificirten Courtoisie behandeln. Der Empfangende erwartet unsre Theilnahme an einem gewissen Vorgange, und rechnet daher darauf, daß in unserm Briefe der Mensch hindurchschimmere; aber diese Theilnahme muß so motivirt werden, daß ihr das äußere Gewand der Courtoisie anpaßt, obgleich diese Courtoisie nicht jene pedantische des Geschäftsstyls, sondern die durch die feinern Nüancen des bessern gesellschaftlichen Tons modificirte Courtoisie seyn soll. — Schon dieser Schwierigkeit der Form, noch mehr aber der Einförmigkeit und Armseligkeit des Stoffes wegen, ist der Brief der Konvenienz eines der undankbarsten stylistischen Producte, und gelingt so selten. Es gehören hieher Dankſagungsbriefe für erzeigte Gefälligkeiten, für Verwendungen in unsern Angelegenheiten, für Theilnahme an unserm Schicksal; Glückwünschungsbriefe an Vorgesetzte und Bekannte, wenn sie in höhere Stellen rücken, oder bei frohen Familienbegebenheiten, (Geburten, Vermählungen, Genesung von Krankheiten u. s. w.); Kondolenzbriefe bei traurigen Familienereignissen. Anwünschungs-(Gratulations-) Briefe (Geburtstags-Neujahrsbriefe) u. s. w. — Man muß sich im Briefe der Konvenienz hauptsächlich vor einer übertriebenen Theilnahme, vor affectirten und erkünstelten

Gefühlen, vor Weitschweifigkeit und widerlicher Ausdehnung hüten. Sicherheit in der Haltung des konventionellen Tons und der Linie des Schicklichen, Mannigfaltigkeit in den einzelnen Schattirungen, Neuheit der Wendungen, Gewandtheit im Ausdrucke, feine Festhaltung des Verhältnisses, in welchem wir zur abwesenden Person stehen, und Kürze der Form bei aller Lebendigkeit derselben, sind wesentliche Bedingnisse des Briefes der Konvenienzen.

5.

b.) Der vertrauliche Brief.

Der vertrauliche Brief soll der **Ausdruck unsrer subjectiven Gefühle in einer vollendeten stylistischen epistolischen Form und mit Beziehung auf ein bestimmtes Object** enthalten. Der vertrauliche Brief (auch der **Empfindungsbrief** genannt) soll nämlich unsre Verhältnisse mit abwesenden **Freunden, Verwandten, Aeltern, Gatten, Geliebten, Geschwistern, Erziehern und Wohlthätern** fortsetzen, und die uns fehlende mündliche Unterhaltung mit derselben kompensiren. Der Unterschied des Alters und der bürgerlichen Verhältnisse wird in demselben wenig bemerkbar, da uns **natürliche und moralische Verwandschaft** mit diesen Personen in ein bestimmtes Verhältniß der Gleichheit stellt. In dieser Hinsicht ist der vertrauliche Brief der natürliche Erguß eines vollen Herzens, und hat unter allen Gattungen des Briefstyls den weitesten Umfang; denn der ganze Kreis des häuslichen Lebens, der ganze Gang unsers Schicksals, mit seinen frohen und widrigen Wendungen und Entwickelungen, alle stille Freuden der Freundschaft und Zärtlichkeit, alle geheime Besorgnisse und Kümmernisse, alle wohlwollende Winke, Rathschläge und Warnungen, alle erquickende Aussichten und Hofnungen — genug alles, was das menschliche Herz mit Offenheit gern an die mittheilt, die ihm theuer und werth sind, gehört in die Sphäre desselben. — Für

Briefe dieser Art kann es gar keine Anweisung geben; denn der Stoff liegt in unsern eigenthümlichsten und speciellsten Verhältnissen, und an die Form ergeht nur im Allgemeinen die Forderung des innern logischen Zusammenhanges, der Deutlichkeit und Wärme in der Darstellung, und der Einheit in der Haltung des Ganzen.

6.

c.) Brief des Witzes und der Laune.

Der Brief des Witzes und der Laune setzt nicht nur eine glückliche natürliche Anlage zum Witze, und eine durch Uebung erlangte Gewandtheit im Ausdrucke, sondern auch eine lange Bekanntschaft und ein Verhältniß der Gleichheit mit der Person voraus, an welche er gerichtet wird. Der Ton in diesem Briefe erhebt sich mit einer gewissen frohen Keckheit über die Formen der Konvenienz; er ergreift von den in die Mitte der Darstellung gezogenen Gegenständen immer die heitere, bisweilen die lächerliche Seite; er gibt die eignen Schwächen preis, und berührt die Schwächen dessen, an den der Brief gerichtet ist, mit gutmüthiger Leichtigkeit; er überschreitet nie die Grenzlinie des Schicklichen, weil selbst vertrauliche Verhältnisse das Festhalten derselben verlangen; er stellt nicht alles witzig dar, weil selbst der echte Witz nur die Würze, nicht die Nahrung im Briefe seyn soll, und artet nie in Bitterkeit aus, weil er aus einer frohen Stimmung hervorgeht, und den Lesenden in eine ähnliche frohe Stimmung versetzen soll. Da er auf Einheit der Form angelegt seyn muß; so hält er sich an ein bestimmt gegebenes Object, und läßt seine Anspielungen und die einzelnen Wendungen, gleichsam wie Radien, von diesem Mittelpuncte ausgehen.

7.

d) Der belehrende (didactische) Brief.

Der didactische Brief hat die Bestimmung, entweder eine wirklich abwesende, mit uns in Verbindung stehende, oder eine fingirte Person über gewisse wissen-

schäftliche Gegenstände und Theile der menschlichen Erkenntniß zu belehren. So bald er blos das Außerwesentliche des Briefstyls, die Anrede, die zufälligen epistolischen Uebergänge und den Schluß mit demselben gemein hat, übrigens aber eine wissenschaftliche Abhandlung ist; so gehört er eben so wenig zum Briefstyle, wie der Geschäftsbrief, sondern zu dem Lehrstyl. Soll er dem Briefstyle angehören; so muß er den wissenschaftlichen Stoff ganz für ein bestimmtes Individuum darstellen, und demselben, durch die Einkleidung des Briefes, eine höhere Deutlichkeit, Lebendigkeit und Beziehung geben, als es im wissenschaftlichen Vortrage möglich ist. Der wissenschaftliche Stoff muß daher zur Einheit einer epistolischen Form erhoben, und in derselben nach allen Gesetzen des Briefstyls, gewöhnlich in der äußern Einkleidung des vertraulichen Briefes (eines Lehrers an seinen ehemaligen Zögling, eines Vaters an seinen Sohn, eines Freundes an den Freund u. s. w.), behandelt werden. Ist er an eine fingirte Person gerichtet; so muß dieselbe ganz individualisirt, d. h. auf einem bestimmten Standpuncte der Kultur, und mit gewissen Vorkenntnissen und wissenschaftlichen Bedürfnissen gedacht werden. Daß übrigens keine wissenschaftliche Terminologie, keine Polemik und dergl. in einen Brief gehöre, versteht sich von selbst, und deshalb wird man auch nicht alle Theile von jeder Wissenschaft im Briefstyle behandeln, sondern immer nur diejenigen darstellen können, welche sich für die Briefform am meisten eignen.

8.

Was die Dedikationen betrifft; so sind sie Briefe, durch welche ein herausgegebenes Buch einer oder mehrern Personen gewidmet wird, denen man öffentlich seine Verehrung und Dankbarkeit oder seine Liebe und Anhänglichkeit bezeugen will. Als Briefe gehören die Dedikationen entweder zu den Briefen der Konvenienz, oder zu den vertraulichen, und müssen ganz indi-

viduell seyn. Da sie nicht Privat-, sondern öffentliche Briefe sind; so dürfen sie nichts von den gegenseitigen Verhältnissen der schreibenden und der empfangenen Person zur Publicität bringen, was nicht dahin gehört; sie müssen vielmehr das Object des dedicirten Buchs in eine gewisse Verbindung mit der Person bringen, an welche die Dedikation gerichtet ist, und ohne Kriecherei und Uebertreibung, gedrängt und kurz, und dabey natürlich geschrieben seyn. Nie darf man sie, in Beziehung auf höhere Personen, als Erwerbsmittel betrachten.

Aus der epistolischen Form sind bereits drei Fragmente in den ersten Theil dieses Handbuchs aufgenommen worden.
Ein Brief, von Lessing, S. 138 ff.
Ueber die Art, wie man studieren muß, von J. G. Müller, S. 231 ff.
(Satyrisches) Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf Schulen, v. Rabener, S. 291 ff.

Da jedoch die besten Briefe, die als Muster zu der aufgestellten Theorie mitgetheilt werden könnten, nicht zur Publicität gelangen, und sich auch während des Lebens der dabei interessirten Personen nicht gut zum Drucke eignen; so sind wir in keiner Gattung stylistischer Formen im Ganzen so arm, als an guten Briefen. — Das Feld der didactischen Briefe ist verhältnißmäßig noch am reichsten angebaut worden; aber nicht mit gleichem Erfolge. —

I.

Brief von Gellert an den Grafen Moritz von Brühl.

(Der junge Graf hatte eben seine Studien in Leipzig vollendet, und war nach Dresden zurückgekehrt. Er war Gellerts specieller Leitung anvertraut gewesen, und unterhielt mit demselben, auch nach seinem Weggange von der Universität, einen ver-

trauten Briefwechsel. Dies belegt der nachfolgende Brief, in welchem sich die Individualität Gellerts rein ausdrückt. Er ist entlehnt aus Gellerts sämmtlichen Schriften, Th. 5, S. 34 ff.

Leipzig, den 20 Dec. 1754.

Mein lieber Graf,

Um sie Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Ungestüme Ihrer Freunde, und doch so schön geschriebenen Brief, so gut ich kann, zu belohnen; so schicke ich Ihnen etliche Bogen von den Cramerischen Psalmen[1], und will Ihnen zugleich eine kleine Geschichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig seyn kann. Ein junger preußischer Officier** hat hier von seiner verstorbnen Tante eine Erbschaft von fünf oder sechs tausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlangte, zweimal bei dem Advocaten T** gesprochen, und einmal mit ihm nebst diesem Manne gespeiset. Am Sonntage treffe ich ihn Abends wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. Ach, fieng er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner; und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Geld in die Hand. — „Sie mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen?“[2] — „Nun ich ruhe nicht, Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert; und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Jetzt kömmt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit seyn.“ — Ich nahm es, und wuß-

1) Der Kanzler Cramer in Kiel, bekanntlich ein vertrauter Freund Gellerts, bearbeitete die Psalmen in einer Uebers. (4 Th.), die noch itzt klassisch ist.

2) Es fehlt hier das Verbum auxiliäre: habe.

te vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erschrack ich zum zweitenmale. Dieses freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld; (nein das Geld konnte es nicht seyn; dies dringt nie in das Innerste der Seele;) bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte[3], ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache[4], daß ich getrost seyn, daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich[5], sagte ich bei mir selber. Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dachte ich zitternd, nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Solltest du nicht glauben, daß er[6] diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O wer wärest du! Wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel. — Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. Sobald man sie ausdrückt, so gibt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein liebster Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen, als Sie und meine Schwester. Er hat sich blos durch das Lesen gu-

3) gedacht ist unrichtig, statt dachte.

4) Einsprache — ist ein veraltetes Wort.

5) empfindlich — steht hier in der unrichtigen Bedeutung, da dieser Begriff mit dem folgenden Begriffe rühren synonym ist.

6) sie — muß es heißen, weil Regierung — nicht Gott — vorhergeht.

ter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angesteckt hatte, herausgerissen. Er ist ein gelaßner, bescheidner und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormaligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet. Er will als Soldat sterben, weil er einmal gelernt hat, was zu diesem Stande gehört. Er schreibt gut, und will dieß der Abhandlung vor meinen Briefen[7] zu danken haben. Aber der gute Mann, sein Herz und nicht meine Abhandlung ist die Mutter seiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgesetzt. — —

Nun das ist ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Brust thut mir weh, so lange habe ich gesessen. Leben sie wohl; so glücklich, als ich mir zu seyn wünsche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dieß wäre also der letzte Brief in dem 1754 Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da seyn? Gut! Nun das gebe Gott!

2.

Brief von Garve an Weiße.

Garve, dessen in diesem Werke schon mehrmals gedacht worden ist, wandte viel Fleiß auf seine Briefe, und die von ihm nach seinem Tode erschienenen Briefe an Weiße (den Kreissteuereinnehmer in Leipzig), an Zollikofer, und an eine Freundin, sind wirklich der Lectüre und selbst des Studiums vollkommen würdig. Die meisten an die ersten beiden Personen enthalten wissenschaftliche Rücksichten. Der nachfolgende, der im ersten Theile der Briefe an Weiße S. 344 ff. steht, ist von unbestimmtem Datum. Er beschäftigt sich mit den Resultaten der vorhergegangenen Lectüre der Schriften Friedrichs 2.

Breslau.

Daß ich, so wie alle Welt, die Werke des verstorbenen Königs lese, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Was ihn zuerst, den königlichen Autor so wie seinen Meister,

7) eine Abhandlung, die damals den Abgang einer Theorie des Briefstyls nothdürftig ersetzte.

Voltaire, unterscheidet, ist die Deutlichkeit. Nichts Gesuchtes oder Gekünsteltes im Styl und doch alles gut gesagt. Doch die Deutlichkeit liegt nicht blos im Style, sondern vornämlich in der Exposition der Sachen. Ich bin kein Militär; aber ich habe doch nicht Wörter ohne Sinn lesen wollen. Ich habe mir[1] also die Charten zu Hülfe genommen, die Petrischen von Sachsen, die Müllerschen von Böhmen, und unsern schlesischen Atlas; und ich muß sagen, daß ich, mit Hülfe derselben, dem Könige in allen seinen Kriegsoperationen habe folgen können. Nur die Namen der Oerter verwirren oft den Leser, da die Herausgeber sie mit einer unverantwortlichen Nachlässigkeit so verstellt und verstümmelt haben stehen lassen, als sie im Manuscripte mögen gestanden haben[2]. Auch ist an andern Druckfehlern kein Mangel. Die Geschichte der beiden ersten[3] Kriege ist am vollständigsten und ausführlichsten geschrieben. Beinahe sollte man es der Geschichte des siebenjährigen Krieges ansehen, daß der erste Aufsatz des Königs dazu verbrannt ist, und daß der zweite flüchtiger, und mehr nach dem Gedächtnisse gearbeitet worden[4]. Unrichtigkeiten sind gewiß in Menge darin. Ich selbst habe in den Begebenheiten, die in und nahe um Breslau vorgegangen sind, deren gefunden. Der, welcher glaubt, daß ein General, der in einer Bataille commandirt, nothwendig der beste Geschichtsschreiber derselben seyn müsse, irrt sich gewiß. Er übersieht so wenig das Ganze, als der geringste Subaltern. Und der lebhafte Antheil, den er daran nimmt, macht ihn zum ruhigen Beobachter dessen, was er nicht selbst thut, noch ungeschickter. Dazu kommt, das er hinterdrein die Sache durch die Nebel seiner Leidenschaften sieht, und

1 dieses **mir** ist überflüssig.

2 Der König schrieb Französisch, und war im Teutschen wenig geübt, weil die teutsche Sprache zur Zeit seiner Jugendbildung noch zu wenig ausgebildet war.

3 von 1741 — 1742, und von 1744 — 1745.

4 warum nicht: **wurde**, da umgeht man das Verb. auxiliare.

die Vorurtheile, welche er einmal darüber gefaßt hat, schwerer bei ihm ausgerottet werden, weil niemand sich wagt, ihn belehren zu wollen. — So höre ich schon, daß Officiere klagen, diesem oder jenen General sey nicht Gerechtigkeit widerfahren; andern schreibe der König zu viel Verdienst zu. Doch da mögen die Herrn von Metier zusehen. Mir ist am wichtigsten, was den Charakter des Königs schildert, und was mich in den Geist unsrer Politik einen Blick werfen läßt. Jener erscheint auch in diesen Schriften wirklich groß. Besonders unterscheiden sich zwei Züge in demselben: daß die allergrößten Verlegenheiten, in die ein Fürst gerathen kann, Friedrichen nicht muthlos und unentschlossen machten, und daß er sich seines größten Glücks mit Mäßigung bediente, und sich durch günstige Erfolge nicht über seine ersten Absichten hinaus führen ließ. Man zittert mehrmals für ihn, als für einen Mann, der am Rande des Verderbens steht. Aber er denkt nie an das Uebel, er denkt nur an die Rettungsmittel; das ist die wahre Herzhaftigkeit. Von dem Egoismus, von welchem er selbst frei zu seyn glaubte, indem er seine Fehler sowohl, als seine wohlgerathenen Entwürfe zu entdecken verspricht, finde ich seine Geschichte bei weitem nicht so frei, als es bei der Offenherzigkeit, mit der er in einigen Stellen Schwachheiten von sich bekennt, das Ansehn hat. Er gesteht Fehler; ja! — aber solche, die ihm keine Schande machen, wozu ihm Andere gerathen haben, die er hinterdrein doppelt wieder gut gemacht hat, oder die an andere große Eigenschaften gränzen; hingegen verschweigt er diejenigen, die er wider den Rath Anderer begangen hat, und die sonst in andern Rücksichten größer sind. Immer ist er doch, nach seinem eignen Gemählde — unter seinen Zeitgenossen der größte, übersieht sie alle, hat allein immer die rechten Absichten, den besten Plan; und wenn er zuweilen das Unrechte gewählt hat, so es gemeiniglich bloß, weil er Andern nachgibt. Seine Neigung, die lächerliche Seite der Menschen zu fassen, gesteht er selbst,

und sie ist auf allen Blättern sichtbar. So viel auch weggelassen seyn mag; so würde doch ein mehr bedenklicher Minister, als unser Herzberg[1] ist, noch mehr abgeschnitten haben. Der Spiegel, der den Großen Europa's hier von einem ihres gleichen vorgehalten wird, zeigt keinen in einer schönen, viele in einer ziemlich verächtlichen Gestalt. — Ein anderer Charakter, der am Könige nicht verkannt werden kann, ist der eines wirklich denkenden Kopfs. Er überlegt alles, er besieht ein Object von allen Seiten; er weiß bald seine Beobachtungen zu Grundsätzen zu erheben, er verbindet die entferntesten Ideen, und schließt aus den Datis mit einer gewissen Sicherheit, die auch oft Wahrheit ist. — Noch muß ich eine Eigenschaft von ihm erwähnen, die ihn sehr glücklich machte, so wie sie viel zu dem Glücke seiner Unternehmungen beitrug. Er sah alles rosenfarben. Er glaubte leicht, reussirt zu haben, und deswegen gelang ihm vieles wirklich; denn er unternahm alles mit der Stärke und Beharrlichkeit, die aus dem Selbstvertrauen u. dem Vertrauen auf sein Glück entsteht. Nirgends ist dieses Talent, die Sache zu sehen, wie man sie wünscht, sichtbarer, als in dem Stükke des fünften Theils, wo er von den, nach dem siebenjährigen Kriege, im Civil und Militär gemachten Verbesserungen redet. Er sah allenthalben den Schaden, fand die Heilmittel, und stellte die Sachen her. An keiner Vollkommenheit arbeitet er, die er nicht erreicht. Wir, die wir im Lande selbst leben, sehen zwar noch viele Dinge in eben der Verfassung, in welcher er sie fand, da er sie tadelt. Aber Auswärtigen muß unser Staat ganz durch ihn umgeschaffen erscheinen. So schien er ihm selbst. Und wie glücklich mußte nicht ein Monarch seyn, dem seine innere Administration, nach seiner Meinung, so vollkommen gelungen war.

Ihr Freund.

[1] Der für Preußens Größe unsterbliche Minister Herzberg leitete die Herausgabe von Friedrichs Schriften.

3.

Aus einem Briefe von Iselin an Schlosser.

(Iselin, ein geistvoller Schweizer, hat sich besonders durch sein Werk über die Geschichte der Menschheit einen Namen in der literarischen Welt erworben. — Als die große Reform des Erziehungswesens in Teutschland von Basedow angeregt, und von Salis in Marschlins ein dem Dessauischen ähnliches Philantropien angelegt wurde, erklärten sich Schlosser und Iselin gegenseitig in ihren Briefen über diese neue Erscheinung. Schlosser war gegen sie, und suchte dem Alterthume den Vorzug vor den neuen Zeiten zu geben; Iselin faßte die Angelegenheit richtiger auf, und milderte im nachfolgenden Fragmente die härtern Ansichten des Freundes. Dieses Fragment steht in Schlossers Kleinen Schriften, Th. 1.

Wir sind zu weit von der Natur entfernt, sagen Sie, als daß eine wahre, eine solche Erziehung wie Salis und Basedow zur Absicht haben, bei uns möglich, daß sie nicht für unsre jungen Leute höchst gefährlich wäre. Aber was ist Natur? Und wenn ist man derselben nahe oder von ihr entfernt? Sollte es so richtig seyn, daß die Griechen und die Römer in dem Zeitpuncte, den wir ihre schönen Zeiten nennen, der Natur näher gewesen wären, als wir es nun sind? Waren es die alten Teutschen zu den Zeiten des Arioviſtus oder Heinrichs des Voglers? Mir deucht, der Mensch sey der Natur am nächsten, wenn er am meisten aufgelegt ist, ihren Absichten, oder besser zu sagen, den Absichten ihres unendlich weisen und gutthätigen Urhebers zu entsprechen. Und was mögen diese wohl seyn? Daß der Mensch thätig sey, das die Kräfte nicht verloren gehen, welche die Natur in ihn gelegt hat; daß sein Geist und sein Leib frei von allem Zwange sich zu der Vollkommenheit erheben könne, die das Ziel seiner Wünsche ist. Nichts ist gewisser; aber diese Thätigkeit hat doch ihr Ziel, diese Vollkommenheit hat ihre Absicht, und wenn diese verfehlt werden, so ist es gleich viel, wie es geschehe. Wenn die Alten bei ihrer Thätigkeit und bei ihrer Freiheit die Ab-

sichten der Natur nicht so gut erfüllet haben, als wir sie erfüllen können, und wirklich erfüllen; so sind wir der Natur näher, einer wahren Erziehung fähiger, als sie.

Mir deucht, die Absicht der Natur sey daß viele glückliche Menschen auf der Erde leben, daß sie ihre Früchte, so viel als möglich ist, vervielfältigen, daß sie durch die Bearbeitung derselben, die Kräfte ihres Geistes und Leibes üben, stärken, genießen, und ihren Mitbrüdern zur Uebung, zur Stärkung, zum Genusse ihrer Kräfte Stoff darbieten; daß die einen durch Fruchtbarmachung und Verschönerung der Erde, andere durch die geschickte Umformung und Auszierung ihrer Producte, andere durch die Handhabung der Ordnung und der Sicherheit, andere durch die Erforschung der Natur und ihrer Kräfte, alle durch gegenseitige Güte und Liebe die allgemeine Glückseligkeit auf dieser Erde erhöhen, und sich zu einem bessern Leben jenseits des Grabes vorbereiten.

Handeln, thätig seyn, ist also freilich die Bestimmung des Menschen, aber auf eine Weise, daß etwas dadurch heraus komme, das für ihn und für andere Stoff zum Vergnügen herschaffe; daß er sagen könne, obwohl sehr in Kleinen sagen könne: Siehe, es war gut, was ich gemacht habe. So ist er ein Ebenbild der Gottheit; so ahmt er ihr nach.

Lasset uns sehen, in wiefern die Römer und die Griechen dieser Absicht besser entsprochen haben, mehr Menschen gewesen seyn, als wir.

Ihre Erziehung war meistens körperlich und kriegerisch, sagen Sie. Aber ist der Krieg der Zweck des menschlichen Daseyns? Ich tadle es nicht, daß diese Alten kriegerisch waren, da sie es seyn mußten. Aber ich sehe dieses auch nicht als eine Sache an, wegen der wir sie beneiden sollten. Ich glaube im Gegentheile, es sey ein großes Uebel für sie gewesen, daß sie aus dem Kriege die Hauptsache ihres Lebens machten, und daß, wenn sie nicht angegriffen waren, sie angriffen, oder unter ei-

sind st. seyn.

nander unnütze und verderbliche Zwistigkeiten unterhielten. Da äußerten sich Stärke der Seele, Muth, Thätigkeit — aber zu welchem Endzwecke — zum Zerstören. Und dieses ist der Zweck der Natur gewiß nicht. Diejenigen, welche diesen Zweck erfüllten, welche die Erde baueten, und ihre Producte verarbeiteten, welche dasjenige thaten, ohne welches die andern nicht hätten daseyn können, waren entweder Sclaven, oder waren für nichts gerechnet. Die größere, weit die größere Anzahl der Menschen lebte in der härtesten Knechtschaft, und die andern waren Tyrannen. An wenigen Orten, in Athen, in Rom selbst war das Volk einer besondern Achtung gewürdiget; aber welch ein Volk war es? ein ungerechtes, rohes, unbändiges, bald unterdrücktes, bald unterdrückendes Gesindel, das von jedem Winde hin und her bewegt wurde, und das meistentheils in der Sclaverei der Großen lebte, denen es feil war.

Sie beneiden auch, deucht es mir, die Alten zu viel wegen den Vortheilen[2], die sie in Betrachtung der Wissenschaften über uns hatten. Sie hatten, sagen Sie, doch eine glänzende Epoche — Teutschland hatte keine Epoche des eignen Denkens. Es war in der Sclaverei bis auf unsre Zeiten, so daß niemand denken durfte, alle nur lernen mußten. Was wir jetzt denken, ist, nach Ihnen, nichts als Wegräumen der Nebel, die uns umringen; was die Griechen in ihrer glänzendsten Epoche dachten, war Blick ins Licht. Die glänzendste Epoche der Griechen war ohne Zweifel, als Pythagoras, Sokrates, Plato, und die andern Schüler des Sokrates blüheten. Aber hatten diese weniger von ihren Vorfahren, von den Aegyptiern und von den Orientalen entlehnt, als unsre großen Männer von den Griechen und von ihren eignen Vorfahren? War, was Leibnitz und seine Verehrer, was die Bernouilli, Thomase, die Wolfe dachten, weniger Blick ins Licht, als die Lehren der Pythagoren,

[2] wegen muß mit dem Genitive stehen.

der Sokraten, der Platonen und ihrer Jünger? Hatten diese weniger Vorurtheile zu bekämpfen? Wurden sie nicht von Sophisten und von Priestern verfolgt und von Freigeistern verspottet? Hatten sie nicht so viel von ihnen zu befürchten, als unsre Zeitgenossen von Concilien, von Consistorien, von Bischöffen und von Superintendenten? Mußten sie nicht auch die Vorurtheile ihrer Zeitgenossen verehren? Nahmen sie nicht auch viele dieser Vorurtheile in ihre Lehrgebäude auf? War alles Wahrheit, was sie lehrten? Und waren nicht viel weniger Menschen in den glänzendsten Epochen Griechenlands und Roms ihrer Weisheit theilhaft, als nun an dem Licht Theil nehmen, welches Leibnitz, Thomasius und Wolf in Teutschland verbreitet haben[3].

Ich mag also die Sache betrachten, wie ich will; so finde ich nicht, daß die Griechen, die Römer oder unsre Vorältern der Absicht der Natur besser entsprochen hätten, als wir, daß sie vorzüglich[4] vor uns einer Erziehung fähig gewesen wären, die dazu vorbereiten konnte. Zerstören und sich wider die Zerstörung vertheidigen; unterdrücken und der Unterdrückung entgegenstreben, war ihre bewundertste Tugend. Aber hervorbringen, vollkommener machen, genießen und den Genuß Anderer erhöhen; die Welt verschönern und dieser Verschönerung in Ruhe froh werden: dieses konnten sie nicht mehr, nicht einmal so viel als wir. —

4.

Aus dem Schreiben an einen jungen Dichter,

von Wieland.

(Die Teutschen haben zwar mehrere gutgeschriebene didactische Briefe; aber die von Wieland zeichnen sich besonders durch eine höhere Lebendigkeit und Gewandtheit in der Dar-

3 Die Periode der Kantischen Philosophie erlebte Iselin nicht; er blieb bei der Wolfischen Schule stehen.

4 richtiger: vorzugsweise.

stellung und durch eine nähere Beziehung des dargestellten Gegenstandes auf ein bestimmt gedachtes Individuum aus, an welches der Brief gerichtet ist. Die Schreiben an einen jungen Dichter sind übrigens zu lang, um ganz mitgetheilt werden zu können. — Das nachfolgende Fragment steht in den Supplementen zu Wielands sämmtlichen Werken, Th. 6, S. 237 ff.)

Ihre Furcht vor den innerlichen Schwierigkeiten der poetischen Kunst, ist eine heilsame Furcht, wovon ich allen angehenden Dichtern ein großes Maas wünschen möchte. Sie gründet sich auf lebendiges Anschauen und Bewußtseyn alles dessen, was ein Dichter von sich selbst fordern muß, wenn es ihm auch unglücklicher Weise an einem Publikum fehlte, das sich mit weniger nicht befriedigen ließe. Ein Jüngling, den die Natur mit zureichenden Kräften begabt hat, die Schwierigkeiten zu überwinden, kann sich dieselben schwerlich zu groß einbilden. Sein Geschmack kann nie zu ekel, sein Ohr nie zu fein, sein Gefühl für Schönheiten und Fehler nie zu zart und scharf, kurz, er kann nie zu streng seyn, sich selbst nichts zu übersehen, was durch hartnäckigen Fleiß gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zusammenstoß von Konsonanten, eine die Eurythmie des Perioden unterbrechende Cäsur, oder ein übel klingender Sylbenfall am Schlusse desselben wäre. Die Gesetze des Schicklichen, die der Dichter zu beobachten hat, sind unzählig; und die kleinste Uebertretung des kleinsten dieser Gesetze, erregt einen Mißlaut, eine unangenehme Unterbrechung der besondern Rührung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Lesern von richtig zartem Gefühle fortdauernd hervorzubringen, sein letzter Zweck ist und seyn soll. Wehe dem Dichter, der seine Kunst nicht mehr liebt als — seine Bequemlichkeit! der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt, und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen sollte! Nur die

Grenzen, die ihm die Natur selbst gesetzt hat, das ist die oft unüberwindliche Unbiegsamkeit seiner Sprache, oder die Unmöglichkeit, eine Schönheit von der geringern Art in gewissen individuellen Fällen mit den höhern und wesentlichern zugleich erzielen[1] zu können, — kurz, nur **physische Unmöglichkeit**, oder das große Gesetz der Kunst selbst, welches uns zuweilen befiehlt, einem höhern **Zwecke** den geringern wissentlich aufzuopfern, dieß allein und nichts anders kann einen Dichter wegen irgend einer Beleidigung rechtfertigen, die er einem Ohr zufügt, das die Musen mit Gefühl für Wohlklang und schöne Modulation der Verse begabt haben. Auch bei der glücklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studierens und einer langen Uebung, bis man es in allem dem, was unter dem **Mechanischen** und **Musikalischen** unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grade der Vollkommenheit bringt, und meine Erfahrenheit in diesen Dingen kann Ihnen vielleicht behülflich seyn, früher dazu zu gelangen.

Indessen ist nicht wohl zu läugnen, daß, was diesen Punkt betrifft, in unsrer **Sprache** selbst Schwierigkeiten liegen, die weder durch die vollständigste Kenntniß derselben, noch durch den angestrengtesten Fleiß, allezeit gehoben werden können. Es ist mehr als zu wahr, daß die teutsche Sprache an Wohlklang und Sanftheit beinahe allen andern europäischen nachsteht, und daß sie insonderheit von der **englischen** (die von allen andern gute Beute gemacht hat,) an Reichthum an Worten, und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der **französischen** an Tauglichkeit — Witz und Empfindung (zwei so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äußersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der **italiänischen** an Geschmeidigkeit und Ueberfluß an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glän-

1 besser: erreichen.

zendsten Farbengebung, zur anmuthigsten Modulation des Verses übertroffen werde.

Die italienische Dichtersprache wimmelt von Wörtern, besonders von Beiwörtern, für die uns die unsrige kein Aequivalent geben kann. Ich habe die Pein, die ein teutscher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern seines Gedächtnisses vergeblich nach einem Worte sucht, welches gerade das, was er sagen will, sage, und dabei nicht durch irgend ein leidiges Schr oder Ch, oder ein dreifaches Uebergewicht harter Konsonanten den schönen Gegenstand, den es bezeichnen, oder die Stelle, wo es Effekt machen soll, verunziere, — zu oft erfahren, als daß ich Ihnen einen kleinen Unmuth über das Rauhe, Wiehernde und Unsingbare unsrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freilich meistens nicht im Mangel an Worten, sondern im Mangel solcher Wörter, wie unser durch griechische, lateinische, wälsche und französische Töne verwöhntes Ohr sie gerne haben möchte. Zärtliche heißt eben das was teneri, und hat den nämlichen Sylbenfall: aber was für einen Unterschied macht das ch und der Zusammenstoß der drei Mitlauter r t l in dem teutschen Worte? Beltà und Schönheit bezeichnen einerlei Begriff; aber wie wohlklingend ist jenes, und wie müssen die Organe arbeiten, um dieses hervorzubringen? Welch ein ewiges Zischen und Hauchen, Knarren und Klirren in unserm mit Z, Ch, S, Sch, Pf und R überladenen Hochteutschen? Alles dieß, lieber Freund, und was Sie mir noch sonst gegen die poetische Euphonie derselben hätten einwenden können, ist zu offenbar, um geläugnet zu werden. Aber Unrecht würden Sie haben, wenn Sie darum, weil unsre Sprache nicht so sanft und sonor wie die italienische ist, die Augen vor ihren wirklichen Schönheiten, und selbst vor dem, was sie gleichwohl auch in diesem Stücke ist, verschließen wollten. Ohne hier zu wiederholen, was von vielen andern, und von mir selbst anderswo hierüber schon gesagt worden[1], —

[1] worden ist;

bedürfen wir eines stärkern Beweises, als die Dichter, die wir schon besitzen, und den ungemeinen Zuwachs an Biegsamkeit, Sanftheit und Wohllaut, den sie unter ihrer Bearbeitung nur seit vierzig Jahren gewonnen hat?

Aber wenn wir auch zugeben müssen, daß unsre Sprache bei weitem nicht so sanft ist, als die größtentheils aus der lateinischen entsprungenen unsrer Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen; — ist denn Sanftheit die einzige poetische Tugend einer Sprache? Ist die ganz vorzügliche Geschicklichkeit der unsrigen, starke und heftige Leidenschaften und große Naturscenen in dem heftigsten Kampf ihrer gewaltigen Kräfte darzustellen, — und besonders, ist ihr ungemeiner Reichthum an ausdrucksvollen und alle Arten von Schall und hörbarer Bewegung nachahmenden Wörtern für etwas geringes zu achten?

Nehmen Sie, was unsre Dichtersprache durch Kleist, Cramer, Utz, Geßner, Rammler, Gerstenberg, Götze, Jachariä, Dusch, J. G Jacobi, Bürger, u. a. vornehmlich aber, was sie durch Klopstock gewonnen hat; machen Sie sich die Verdienste eines jeden dieser Dichter, in seiner Art, und nach dem besondern Charakter seines Geistes und seiner Dichtart, genau bekannt — und gewiß, ich müßte die Gesundheit Ihres Verstandes ganz verkennen, wenn ich zweifeln wollte, daß Sie billiger von dieser Sprache urtheilen, und sichs nicht mehr leid seyn lassen werden, daß das Schicksal Sie an der Donau, und nicht am Tiber oder Arno geboren werden ließ. Wenigstens verspreche ich mir dieß so lange, bis Sie mir in einem wälschen Dichter eine stärkere, ausdrucksvollere, und in diesem Ausdruck an Klang und Modulation, ihrem Inhalt angemeßnere, Stelle werden gewiesen[2] haben, als es die folgende aus der Messiade ist:

— Indem die Ewigen sprachen,
Gieng durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles
— Erbeben;

2 gewiesen ist zu gemein; besser: gezeigt.

Seelen die jetzt wurden, die noch nicht zu denken begonnen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, Ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend,
Wie vorm nahen Gewitter, die Erde, sein furchtsamer Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam sanftes Entzücken,
Und ein süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,
Sinnlos wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die höllischen Geister. Als jeder dahinsank
Stürzt auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

Ich überlasse Ihnen selbst die leichte Mühe, auszufinden, wie die Sprache, an den mit anderer Schrift gedruckten Stellen, dem Willen des Dichters gleichsam auf den Wink dienstbar gewesen ist. Alles Genie eines Homers und Miltons kann, oder darf vielmehr kein solches Wort, wie gewaltiger, wie zitterten, wie süßbetäubend, wie ehrfurchtsvolles, erschaffen, wenn es nicht schon in seiner Sprache ist. Das letztere ist sogar ein sehr hartes Wort; aber welch einen lebendigen Ausdruck hilft es gerade durch seinen ernsten, langsamen und gleichsam im Munde erstarrenden Spondeenton bewirken? Ich müßte die Hälfte der Messiade abschreiben, um Ihnen Stellen auszuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruck sanfter, zarter, liebevoller, trauriger, wehmüthiger — oder erhabner, majestätischer, schauer-

voller, schrecklicher und ungeheurer Gegenstände oder Empfindungen, freiwillig entgegen gekommen ist: und die andre Hälfte, um Ihnen in Beispielen zu zeigen, wie dieser große Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz zur seinigen zu machen gewußt hat. Niemand hat besser als Er die Kunst verstanden, ihre Widerspenstigkeit zu bezähmen, und aus diesem oft so spröden Stoffe seinem Genius, so zu sagen, einen edlen und geschmeidigen Luftkörper zu bilden. Studieren Sie ihn, ohne ihn jemals zu kopieren; lernen Sie von ihm, und auch von den übrigen Dichtern, die ich genannt habe, und die, (wiewohl zum Theil von den Jetztlebenden schon halb vergessen) eine aufgeklärtere und geschmackvollere Nachwelt ganz gewiß in alle ihre Rechte wieder einsetzen wird — lernen Sie aus ihnen, unsre durch eigenthümlichen Reichthum so vorzügliche Sprache in ihrem ganzen Umfange, von allen ihren Seiten, in allen ihren Kräften und Anlagen kennen und gebrauchen; so werden Sie — wenn es gleich an Augenblicken, wo Sie Ihre Geduld auf harte Proben setzen dürfte, nicht fehlen wird — gleichwohl Ursache genug finden, sich immer wieder mit ihr auszusöhnen.

5.

Dedikation,

von Heydenreich.

(Als Muster einer edlen Zueignungsschrift, in denen sich oft so viel Schiefes und Verfehltes, so viele Schmeichelei und Erkünstelung findet, stehe hier die Dedikation der Schrift: Grundsätze zur Bildung für Verstand und Herz, jungen Zöglingen der Kriegswissenschaft aus den höhern Ständen gewidmet (1798). an den itzt regierenden König von Preußen, Friedrich Wilhelm 3, vom verewigten Professor Heydenreich.)

Ew. Majestät genießen des glänzendsten Ruhmes, den ein König erringen kann, unter den Lasten der Regierung und den verführerischen Reizen des Heldengeistes, dem so viele Fürsten ihre Gefühle aufopfern, das heilige Feuer der Menschenliebe nicht erlöschen zu lassen. Thron und

Schlachtfeld konnten Ihnen jenes Herz nicht entreißen, welches die Menschheit in dem niedrigsten Unterthan und selbst in dem wildesten Feinde achtet.

Gegenwärtige Schrift ist bestimmt, junge Krieger jenem Ideale eines Helden und Menschenfreundes frühzeitig näher zu führen, welches Teutschland in Ew. Majestät bewundert, und ich konnte mir, so kühn es auch ist, es nicht versagen, Dero erhabenen Namen derselben vorzusetzen. Grundsätze bedürfen der Beispiele; es ist Pflicht, das beste und glänzendste zu wählen.

Einem Könige von so erhabener Gesinnung hat ein Schriftsteller nicht nöthig, ein Werk, welches der ganzen Menschheit gewidmet ist, nach dem Beispiele niedriger Seelen, zu Füßen zu legen; er darf aber auch von seiner Gnade Verzeihung hoffen, wenn er es an jenes wahrhaft königliche Herz legt, welches nur für das Glück seiner Unterthanen schlägt, und dem der Segen eines ganzen Volkes theurer ist, als die verewigten Lorbeeren bluterkaufter Siege.

Ich ersterbe mit der tiefsten Verehrung

Ew. Majestät

unterthänigster

Heydenreich.

Fragmente aus dem Style der Beredsamkeit.

I.

Die Beredsamkeit steht gleichsam in der Mitte zwischen Prosa und Poesie. Jede bis zu einer gewissen Reife ausgebildete Sprache hat nämlich in sich ein doppelt abgeschlossenes Gebiet; eine Sprache des Verstandes, die sich zunächst an die Darstellung von Begriffen hält, und eine Sprache für Phantasie und Gefühl, welche in Bildern darstellt. Nur den äußern Ausdruck durch Worte haben beide mit einander gemein; ihrem Ursprunge, Wesen und ihrer Wirkung nach sind sie weit von einander verschieden. Denn der erstern liegen unmittelbar

Vorstellungen, der zweiten unmittelbar Gefühle zum Grunde, und so entstehet, da in einer kultivirten Sprache jede von diesen beiden verschiedenen Formen der Darstellung ein in sich vollendetes Ganze bildet, eine Sprache der Prosa, und eine Sprache der Poesie, die ihrem Charakter nach wesentlich verschieden sind, da dieser Charakter auf der innern Bewegung und Thätigkeit zweier verschiedenen geistigen Vermögen beruht.

2.

Zugleich mit dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen kündigt sich aber auch ein Begehrungsvermögen in dem innern Wesen des Menschen an, eine Richtung nach außen, das Object gewisser Vorstellungen oder gewisser Gefühle zu realisiren. Es muß daher in der Sprache eine eigenthümliche Form der Darstellung möglich seyn, durch welche theils dies hohe Leben der eignen Triebe bezeichnet und ausgedrückt, theils vermittelst welcher auf die Erweckung und Belebung der Triebe Andrer gewirkt wird. Diese Form der Darstellung ist die Sprache der Beredsamkeit, und der Redner, der nur durch sein freies Gebieten über den Umkreis dieser Sprache seinen stylistischen Charakter behaupten kann, hat die Aufgabe zu lösen, durch die Form seiner Darstellung auf den Willen zu wirken, und die Triebe zu Handlungen zu beleben.

3.

Die Sprache der Beredsamkeit entsteht also aus der Verbindung der beiden Sphären der stylistischen Darstellung, der prosaischen und der poetischen; denn je nachdem er Vorstellungen erwecken, oder Gefühle beleben will, wird er in der Darstellung sich bald mehr der Prosa nähern, bald mehr an die Poesie anschließen. Die Beredsamkeit beschränkt sich nämlich nicht blos darauf, daß der durch sie dargestellte Stoff wegen seiner Deutlichkeit verstanden werde; sie hat zugleich die höhere Tendenz der Rührung des Gefühls, der Belebung des Willens, und der Versinnlichung der zum Grunde liegenden Begriffe

zu erfüllen. Sie darf aber nie ganz zur Poesie werden, weil Ueberzeugung und Belehrung in demselben Grade ihr Beruf ist, wie sie rühren, versinnlichen und den Willen bewegen will. — Der Charakter der Sprache der Beredsamkeit beruht daher auf der stylistischen Fertigkeit, ein Ganzes von Begriffen dem Vorstellungsvermögen so darzustellen, daß Belehrung und Ueberzeugung dadurch hervorgebracht wird, aber zugleich auch durch dieselbe Form der Darstellung auf Phantasie, Gefühls- und Begehrungsvermögen so zu wirken, daß diese mit dem Vorstellungsvermögen in eine ebenmäßige Thätigkeit versetzt werden. Durch eine und dieselbe stylistische Form werden also alle geistige Vermögen befriediget, indem sie eine zweifach verschiedene, aber in der Darstellung selbst genau beabsichtigte, Wirkung auf das Erkenntnißvermögen von der einen, und auf das Gefühlsvermögen von der andern Seite hervorbringt, und durch beide, und zugleich mit beiden, das Begehrungsvermögen in Thätigkeit versetzen will. Diese Wirkung kann aber die Beredsamkeit nur dadurch hervorbringen, daß sie aus dem abgeschlossenen Gebiete der Sprache der Prosa und Poesie so viel verarbeitet und zu einem neuen Ganzen vereinigt, als zur Hervorbringung ihres isolirten Zweckes nöthig ist.

4.

Ob nun gleich die Beredsamkeit in diesem Sinne zunächst den stylistischen Formen zukommt welche die Rhetorik aufstellt; so zeigt sich doch diese Beredsamkeit auch in den andern Formen des prosaischen Styls in jedem Falle, wo durch die Darstellung nicht blos der Verstand beschäftigt, sondern die übrigen geistigen Kräfte ebenfalls angeregt und in ein freies Spiel gesetzt werden, (z. B. im vertraulichen Briefe, im historischen Style, und in einzelnen Formen des didactischen Styls). — Je schwerer aber die richtige Haltung und Durchführung des eigentlichen Tones der Beredsamkeit in dem Gan-

zen einer stylistischen Form ist; desto mehr bewährt sich in demselben die höhere Fertigkeit und Kunst des Stylisten.

5.

Die eigentliche Rede, im engern Sinne, ist also das unmittelbare Product der Sprache der Beredsamkeit, und enthält die, nach den Principien der Korrectheit und Schönheit (nach dem Gesetze der Form) bearbeitete und zunächst für die mündliche Darstellung bestimmte Ausführung eines Thema, durch welche man unmittelbar auf die Ueberredung und Ueberzeugung, und mittelbar auf die Rührung des Gefühls und auf die Belebung des Willens der Hörenden wirken will. Die Rede wendet sich also allerdings durch die Begriffe, die sie aufstellt, und durch die Gründe, welche sie für den innern Zusammenhang der dargestellten Begriffe entwickelt, zunächst an Verstand, Urtheilskraft und Vernunft; aber mit gleicher Stärke sucht sie sich auch eines bleibenden Eindrucks auf das Gefühls- und auf das Begehrungsvermögen zu versichern, und der Phantasie ein vollständiges Bild von dem dargestellten Gegenstande vorzuhalten, weil ohne die harmonische Thätigkeit aller geistigen Vermögen der Zweck nicht erreicht werden kann, den sie beabsichtiget.

6.

Was die Wahl des Thema betrifft; so muß der Redner einen Gegenstand abhandeln, dessen Wichtigkeit entweder an sich schon in der Ankündigung desselben entschieden ist, oder dessen Wichtigkeit von dem Redner durch die Art der Behandlung hinlänglich belegt wird. Je freier das innere geistige Leben, je höher die productive Kraft des Redners ist; desto neuer und origineller werden die Begriffe seyn, die er darstellt, und desto erschöpfender wird ihre Behandlung erscheinen, so daß in der ganzen Reihe der zu einem logischen Zusammenhange gehörenden Begriffe kein einzelnes Glied fehlt, oder an der unrechten Stelle steht. Die Prüfung dieses Verhältnisses der einzelnen Sätze in einem rhetorischen Ganzen zu sich selbst

und zu dem Ganzen geschieht **nach der Logik**, weil nur nach den Principien dieser formellen Wissenschaft die innere **Oekonomie der Begriffe** in einem stylistischen Ganzen beurtheilt werden kann. — Dagegen beruht die **Schönheit** der rhetorischen Form auf der **Totalität** derselben, **als ästhetisch vollendeten Kunstwerkes**, wodurch sie als ein freiproducirtes organisches Ganze erscheint.

7.

Zur **technischen Oekonomie** (zur logisch richtigen **Disposition**) einer Rede gehören folgende Puncte:

a) der **Eingang**, welcher auf die Ankündigung des Thema **vorbereitet**, und durch seinen Inhalt die Aufmerksamkeit in dem Grade anregt, daß der Redner des Interesse seiner Zuhörer an dem Gegenstande und der Ausführung desselben versichert ist. (Am schicklichsten wird der Eingang **nach** Vollendung des Ganzen gearbeitet. Er muß ganz einfach, natürlich und faßlich seyn.)

b) die **Proposition**, oder die Ankündigung des durch den Eingang vorbereiteten Thema, mit Angabe der Art der Behandlung und Durchführung desselben.

c) die **Exposition**, oder die Entwickelung aller der Momente, welche zum Wesen des darzustellenden Stoffes gehören, um dadurch Ueberzeugung, Belehrung und Rührung, und die Versinnlichung des dargestellten Gegenstandes hervorzubringen. Sie muß das Ganze des Gegenstandes erschöpfen, so daß er von allen Seiten beleuchtet und bestimmt durchgeführt erscheint.

d) die **Argumentation**, oder diejenige logische Anordnung in der Folge der Begriffe, worauf die Ueberzeugung gegründet werden soll. Die **ueberzeugenden** Argumente müssen vorausgehen; darauf können die **überredenden** folgen, und dann kann man den Gegenstand **dem Gefühlsvermögen** und **dem Willen**, durch freie Rührung der edelsten Kräfte des menschlichen Geistes, näher bringen. Gewöhnlich gehen, bei der Führung des Beweises, die schwächern Gründe voraus, und die stärkern folgen nach; auch können die erstern zusammenge-

zogen," die letztern aber müssen völlig umschließend behandelt werden. Nie darf man endlich die verschiedenartigen Gründe und Beweise unter einander mischen, weil dann die Aufmerksamkeit zu sehr vereinzelt, und die Kraft der Ueberzeugung selbst verhindert wird.

e) Der Schluß, ist die Beendigung des rhetorischen Products, wo die ganze Kraft der subjectiven Bewegung und Begeisterung aufgeboten wird, um den durch die Rede herbeigeführten Eindruck sicher zu begründen und bleibend zu machen. Hier darf der Redner die Erschütterung des Gefühls und Willens beabsichtigen und das Bild der Phantasie von dem Ganzen vollenden; denn nun soll die bewirkte Ueberzeugung des Verstandes mit dem Antheile der übrigen geistigen Vermögen an dem dargestellten Gegenstande in die innigste und harmonischste Verbindung gebracht, und dadurch das ganze geistige Wesen des Menschen gleichmäßig ergriffen werden.

8.

Die einzelnen Formen des oratorischen Styls sind:

a) die Anrede. Sie ist eine Rede nach verjüngtem Maasstabe. Sie enthält ohne weitern Eingang, die kurze und gedrängte Darstellung irgend eines Gegenstandes, den man der Ueberzeugung, der Belebung des Gefühls und des Willens, und der Versinnlichung der Zuhörer näher bringen will, für die sie zunächst bestimmt ist. Schon ihrer Bestimmung nach, um entweder als Einleitung (z. B. zu Vorlesungen ꝛc.), oder als Ankündigung irgend eines Gegenstandes zu dienen, wird die größere Ausführlichkeit und höhere rhetorische Kunst von ihr ausgeschlossen; sie muß ganz einfach und so schmucklos als möglich seyn.

b) Die Harangue ist von der Anrede dadurch unterschieden, daß sie gewöhnlich aus dem Stegreife gehalten wird; daß sie sogleich ihren Gegenstand ergreift, und ihn mit wenigen, aber kräftigen, und auf Gefühl, Willen und Phantasie nachdrücklich einwirkenden Zügen ver-

zeichnet. Sie hat in den meisten Fällen die Absicht, einen augenblicklichen Eindruck hervorzubringen, und charakterisirt sich durch Kürze und Kraft (z. B. wenn ein Feldherr seine Soldaten vor der Schlacht haranguirt.)

c) Das Gebet. Es ist wörtlicher Ausdruck der innern Rührung und Erschütterung des Gefühls, welche uns bei der Vergegenwärtigung eines sittlichen und religiösen Gegenstandes ergreift; ein freier Erguß des Gefuhls, der um so wahrer und natürlicher ist, je weniger jene Rührung durch Kunst vorbereitet oder herbeigezogen wird. Der Form nach gehört das Gebet, als Ausdruck einer individuellen Stimmung, zum **Monolog**; der religiöse Redner wird sich aber desselben am sichersten **zum Schlusse** seiner Darstellung bedienen, wenn er in dasselbe alles das zusammendrängt, was ein warmes und erhöhtes Gefühl in Hinsicht auf den dargestellten Gegenstand in sich faßt.

d) **Die religiöse Rede.** Sie umschließt den ganzen Kreis sittlicher nnd religiöser Wahrheiten. Ihrem Inhalt nach ist sie entweder **dogmatisch**, wenn sie Glaubenslehren entwickelt; oder **moralisch**, wenn sie sittliche Vorschriften aufstellt; oder **gemischt**, wenn sie dogmatische Sätze mit ihrer Anwendung aufs Handeln und Leben verbindet. — Sie ist entweder **Rede** im eigentlichen Sinne (bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen, bei der Beichthandlung, Abendmahlsfeier ꝛc.), oder **Homilie**, oder **Predigt**.

e) **Die weltliche** (profane) **Rede.** Ihre Gegenstände sind die Angelegenheiten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens. Sie kann theils **gerichtliche** (anklagende und vertheidigende) Rede, theils **Staatsrede** seyn, welche Fürsten an gewisse Kollegia und Korporationen, Minister und hohe Staatsbeamte bei der Einführung in den Kreis ihrer Geschäfte, Gesandte bei Ueberreichung ihrer Kreditive, die Repräsentanten und Stände des Staats bei ihren Versammlungen, (Parlamente, Senate, Tribunate) halten. In Republiken und beschränkten Monarchien ist sie am

gewöhnlichsten. Sie setzt eine genaue Kenntniß der Rechte und Verhältnisse des Staats, der einzelnen Stände und Individuen desselben, seiner Verbindungen mit dem Auslande, der Beförderungs- und Hinderungsmittel seiner Kultur und seines Wohlstandes, und einen reinen Patriotismus voraus. — Es kann hier nicht ausgeführt werden, welche nachtheilige und gefährliche politische Ansichten durch Redner, denen die Kraft der Ueberredung zu Gebote steht, verbreitet werden können. So wenig aber Privatleidenschaft und Partheilichkeit sich in ihr ausdrücken dürfen, eben so wenig darf sie das Vehikel einer elenden Schmeichelei oder einer unredlichen Schüchternheit seyn. — Zu den weltlichen Reden gehören in einem gewissen Sinne auch die **akademischen** und **Schulreden**, welche gewöhnlich einen **wissenschaftlichen** Gegenstand behandeln und für öffentliche Feierlichkeiten bestimmt sind; die **Lobreden** auf Verewigte oder Lebende, und zum Theil auch die **scherzhaften Reden**, (z. B. die **Strohkanzreden**.)

(Die Teutschen haben große geistliche Redner. — Mosheim, Jerusalem, Cramer, Spalding, Resewitz, Lavater, Zollikofer, Sturm, Reinhard, Rosenmüller, Henke, Löffler, Ribbeck, Ammon, Marezoll, Sintenis, Veillodter, Kindervater, Schuderoff, Hufnagel, Hacker, Tischer, Sonntag, Wedag, Krause, u. s. w.

Lobreden, von Engel, Ramler, Fuß, u. s. w.
Schulreden, von Fr. Gedicke, Degen, Gurlitt, Lieberkuhn, Starke, Dellbrück, Göring, u. s. w.

In die beiden ersten Theile dieses Handbuchs sind bereits folgende **rhetorische Fragmente** aufgenommen worden:

		Theil	Seite
Entlassungsrede	Gedicke	1	153
Der Mensch soll vollkommen werden	Lavater	1	370
Die Kunst sein Leben zu genießen .	Marezoll	1	323
Warnung vor der Lesesucht . .	Marezoll	2	97
Die fliehende Zeit	Reinhard	1	9
Das Bewußtseyn innerer Würde .	Reinhard	1	99

		Theil	Seite
Die Sehnsucht nach etwas Besserm, die sich in den edelsten Menschen regt .	Reinhard	2	1
Die künftige Entscheidung unsers ewigen Schicksals . . .	Reinhard	2	163
Das Lob Gottes wegen seiner Vorsorge für die Wissenschaften .	Spalding	1	303
Gott ist die Liebe . .	Zollikofer	1	90
Was folgt daraus, wenn Gott die Liebe ist? . . .	Zollikofer	1	110
Der Werth der Ehre . .	Zollikofer	2	206

I.

Betrachtungen über den gestirnten Himmel,

von Zollikofer.

(Ueber Zollikofer, als Schriftsteller, vergleiche man die Einleitungen zum 21sten Fragmente des ersten Theils dieses Handbuches S. 90 ff. und zum 27sten Fragmente des zweiten Theils S. 206 ff. Das nachfolgende Fragment ist entlehnt aus den Predigten nach seinem Tode (von Blankenburg) herausgegeben, Th. 6, S. 263 ff.

Alles in der Natur ist lehrreich, das Leblose wie das Lebendige, das Kleine wie das Große, die Theile wie das Ganze. Alles verkündigt uns die Größe Gottes; alles erinnert uns an unsre Bestimmung und an unsre Pflichten. Alles ist Stimme unsers Vaters im Himmel, der uns seine Kinder gleichsam an der Hand führet, uns seine Werke zeiget, uns dadurch zum Nachdenken erwecket und zur Weisheit und Glückseligkeit leitet. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch ist ein Herold seiner Weisheit, seiner Macht und Güte; ein Wegweiser zu dem, der alles erschaffen hat und alles erhält und regiert, und in welchem wir alle sind und leben und wirken. Ja, alles, was uns umgibt, ist Lehre, Erinnerung, Warnung, Ermunterung, Trost für den, der Augen zu sehen, und Ohren zu hören, und ein Herz zu empfinden hat.

Inzwischen ist wohl unter allem, was wir sehen können, nichts, was den Geist mehr erhebt, und ihn auf einmal mit mehrern und größern Gedanken und Empfindungen — soll ich sagen bestürmt oder durchströmt? als der Anblick des gestirnten Himmels. Wer da ungerührt und unempfindlich bleibt, da nicht die Stimme des Schöpfers und Vaters der Natur vernimmt, da nicht die Spuren der höchsten Macht und Weisheit entdecket, und sich in der Bewunderung derselben nicht verliert; der steht noch auf der unterste Stufe der Menschheit, nicht weit über die Thiere des Feldes erhoben.

Höre denn die Stimme des gestirnten Himmels o Mensch! Er rufet dir zu: Bete Gottes Größe und Herrlichkeit an. Und wie könntest du ihn, den Ewigen, den Unendlichen, den Allmächtigen, den Höchstweisen, den Allgütigen, in diesen seinen Werken verkennen! Welche Werke! Wer kann ihre Menge, ihr zahlloses Heer übersehen; wer ihre Größe und ihre Entfernung ausmessen; wer ihre Ordnung, ihre Verbindung, ihre Bewegung, ihren wohlthätigen Einfluß in die Glückseligkeit aller lebendigen und empfindenden Wesen beschreiben? Wo ist hier Anfang, wo Mittelpunct, wo Ende! — Der Himmel umgibt dich ganz o Mensch! Von jeder Seite des Erdballs, den du bewohnest, vom Aufgange und vom Niedergange, von dem Mittage und der Mitternacht, zeiget sich dir ein neues unzählbares Heer von Sternen, von Sonnen und Welten. Schon mit deinem Auge erblickest du ihrer mehr, als du zählen kannst; von allen Seiten drängen sich aus den entferntesten Gegenden des unermeßlichen Ganzen Lichtstrahlen in dein Auge; und wenn du dasselbe mit den Werkzeugen der Kunst bewaffnest, so siehst du da Millionen leuchtender Körper, wo du nur erst einen blassen Schimmer [1] erblickest. — Und wenn du dich mit deinem Geiste von einem Sterne zum andern, von einer Sonne zur andern erhebst, und von da aus den gestirnten Himmel betrachtest; wenn wirst du

1) die sogenannten Nebelflecke.

aufhören, neue Schauplätze von Wundern zu entdecken? wo die Grenzen der Werke des Unendlichen finden? Vielleicht haben Millionen von diesen leuchtenden Körpern, deren Lichtstrahlen vom Anfange der Schöpfung her mit unbegreiflicher Geschwindigkeit nach deinem Auge hinströmen, den Weg zu demselben in Jahrtausenden noch nicht ganz zurückgelegt! — — Und nun denke an die noch weit zahllosern dunkeln Körper, um derenwillen diese Quellen des Lichts und des Lebens da sind, und die du, sehr wenige ausgenommen, weder mit bloßem, noch mit gewaffneten Auge auszuspähen vermagst. Denn für dich sind jene entferntern Sonnen gewiß nicht da, o Mensch; dieser Gedanke würde unverzeihlicher Stolz seyn. So wie deine Sonne deinen Erdball mit allen seinen Bewohnern erleuchtet, erwärmet, belebet, und Kraft und Freude in alle empfindende Wesen ausgießt; so thun es jene unzählbaren Heere von Sonnen in Absicht auf die Welten, die ihnen der Schöpfer zugeordnet hat. In dem Reiche des Gottes, der die Weisheit und Liebe selbst ist, da kann nirgends Pracht ohne Nutzen, Mittel ohne Absicht, Ursache ohne Wirkung seyn; da kann nicht empfindungslose, freudenleere Todesstille, da müssen allenthalben Kraft und Thätigkeit, Leben und Seligkeit herrschen! Ja, die ganze unermeßliche Schöpfung Gottes ist mit Myriaden von Myriaden lebendiger, empfindender, denkender, Seligkeits fähiger Wesen angefüllt, die alle ihren Schöpfer preisen und sich in dem Genusse seiner Wohlthaten freuen. Jede Sonne hat ihren größern oder kleinern Wirkungskreis, ihre nähern und entfernten Weltkörper; jeder Weltkörper seine ihm eignen Bewohner, die aus der ihnen geöffneten Lichtquelle Licht und Leben und Freude die Fülle schöpfen.

Und wenn du nun, o Mensch, dieses ganze ins Unendliche sich erstreckende System von Sonnen und Welten in deinen Gedanken zu umfassen dich bestrebst, und dich dann zu dem, der sie alle schuf, und alle erhält, mit deinem Geiste erhebest; wie undenkbar groß muß

nicht Er, der Schöpfer und Vater aller Welten, der Urquell aller Kraft und aller Bewegung, die erste, ewige Ursache aller Dinge seyn! — — O wirf dich vor ihm in den Staub hin, bete ihn, den Unbegreiflichen, den Unerforschbaren, in tiefster Ehrfurcht an! Ihn, von dem und durch den und zu dem alles ist, was ist seyn und seyn wird in Ewigkeit! Ihn, den Allmächtigen, der alle diese Sonnen und Welten, deren Größe, Entfernung und Schwere alle deine Begriffe von Maas und Raum und Gewicht so weit übertreffen, seyn hieß; sie alle in seiner Hand hält; alle trägt und belebet; und durch sie in allen Theilen seines Reichs alles wirket, was er will! Bete ihn an, den Höchstweisen, der sie alle so neben einander geordnet, so von einander entfernet, so mit einander verbunden, so gegen einander abgewogen, so ihre Bewegung und ihren Lauf festgesetzt hat, daß alles zu demselben Endzwecke übereinstimmt, alles gemeinschaftlich wirket, alles unveränderlich in seinem Wirkungskreise bleibt, alles sich nähert, und nichts sich berühret, keine noch so gewaltige Bewegung die andere zerstöret, kein noch so schneller Lauf irgend eines Weltkörpers den andern in seinem Laufe aufhält, oder von der ihm vorgeschriebenen Bahn mit sich fortreißt. Bete ihn an, den Allgütigen, den Gott der Liebe, der so viel, so unendlich viel Leben und Freude und Seligkeit außer sich hervorgebracht hat, stets mit mehr als väterlichem Wohlwollen auf seine ganze grenzenlose Schöpfung herabsieht, und sie in jedem Augenblicke mit neuen Ausflüssen seiner alles belebenden und alles beseligenden Gotteskraft durchströmt! Ja, werde ganz Andacht, ganz Anbetung, o Mensch, wenn du diesen Schauplatz der Wunder deines Gottes betrachtest! Fühle seine unendliche, unerforschliche Größe, verliere dich selbst in der Bewunderung seiner Herrlichkeit! Laß Dank und Preis und Lob aus deiner gedrängten Brust zu dem Gotte des Himmels emporsteigen, und sey selig in diesem würdigsten aller Geschäfte!

Fühle aber auch dein Nichts und lerne Demuth.

Auch dies rufet dir die Betrachtung des gestirnten Himmels zu. Wandelt dich je die thörichtste aller menschlichen Leidenschaften, der eitle Stolz an, o Mensch; verleitet er dich je, deine Schwachheit zu vergessen, oder dich über deine Brüder zu erheben, dann, ja dann betrachte diesen Schauplatz der göttlichen Herrlichkeit. Sieh mit mir in die Höhe und antworte mir, ich will dich fragen. Kannst du die Sterne zählen? Kannst du sie alle mit Namen nennen? Kennst du die Kraft, die sie hebt und trägt, die ihnen ihren Lauf vorgeschrieben, ihren Standpunkt angewiesen hat, die sie aufgehen und niedergehen heißt? Kennst du ihre Gestalt, ihren Bau, ihre innere Beschaffenheit; die Millionen Welten, die sich um jene Millionen funkelnder Sonnen herumwälzen, und die unzählbaren Geschöpfe, die diese Welten bewohnen? Weißt du, wenn eine jede von diesen Sonnen, von diesen Welten entstanden ist, wie lange eine jede in ihrem Kreise fortlaufen, wie lange sie leuchten und wann sie ihren Schein verlieren, ihr Ende erreichen soll? — Kannst du der Macht dessen, der dieses Heer hervorruft und ordnet und leitet, Grenzen setzen? Kannst du aus deiner finstern Behausung die ganze unermeßliche Lichtwelt übersehen? Würdest du nicht in jeder noch so ungeheuer großen Entfernung neue Himmel, neue Sonnen, neue Welten erblicken, so wie diejenigen, die du itzt siehest, unter deinem Fuße verschwänden? — Und wenn du dieses erkennest und fühlest, deine Unwissenheit und die Größe Gottes fühlest, einige weitreichende Blicke in die Höhe und die Tiefe, in den grenzenlosen Umfang der Schöpfung wirfst; dann sieh auf deine Wohnung, sieh auf dich selbst herab, und vergleiche die Erde mit dem Himmel, das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, und dich mit allem dem, was außer dir ist! Was ist nun der Erdball, den du bewohnest, gegen dieses unermeßliche All? Ist er mehr als ein Tropfen, der am Eimer hängt, mehr als ein Stäubchen, das an der Wage kleber? Und du, was bist du gegen den Erdball, den du bewohnest? Zäh-

le, wenn du kannst, die Menschengeschlechter, die nach dir entstehen werden, und deren Staub sich dereinst mit dem deinigen vermischen wird! Zähle alle Thiere, die itzt auf dem Erdboden wimmeln, alle Menschen, die auf denselben leben und weben! Halte diese Heere von Erdbewohnern gegen die unendlich viel zahlreichern Heere der übrigen Bewohner der Welt; und sage dann, machest du wohl einen großen, einen beträchtlichen Theil des Ganzen aus? Wie weit erstrecket sich denn dein Wirkungskreis? Wie viel Spannen umfassest du mit deiner Macht? Was thust du Großes, wenn du auch ein Eroberer wärest? Du durchwühlest einen Maulwurfshaufen, oder vermehrest die Handvoll Erde, die du dein Reich nennst, mit einer zweiten. Und wie viel Staub wirst du dereinst mit deinem Staube bedecken? Wie lange wird der Sandhügel stehen, der ihn verschließt? — — O Mensch, mußt du nicht dich selbst unter der Menge von den Geschöpfen dieses Erdbodens verlieren? Und der ganze Erdboden, verliert sich der nicht in deinen Gedanken unter der noch größern Menge von Welten, die ihn umgeben? Und du könntest noch stolz seyn; dir noch auf deine Wissenschaft, deine Macht, deine Herrschaft, deinen Reichthum etwas einbilden, dich noch für das wichtigste unter allen Geschöpfen halten, noch glauben, daß alles um deinetwillen da sey, alles nach deinen Wünschen sich richten, alles dir dienen müsse! Du solltest noch denken, daß dir der Schöpfer Unrecht thue, wenn er nicht blos für dich, sondern auch für Andere sorget; noch denken, daß dich deine Mitgeschöpfe, die Würmer, die neben dir kriechen, beleidigen, wenn sie dich nicht für besser halten, wenn sie deine Oberherrschaft nicht erkennen, dir nicht blindlings gehorchen wollen! O kannst du hier, kannst du bei dem Anblicke des gestirnten Himmels noch stolz seyn, so hast du das einzige, was dich wirklich adelt, du hast deinen Verstand verloren!

Doch, meine Absicht ist nicht, dich durch diese Betrachtungen niederzuschlagen, o Mensch, oder dich klein-

müthig zu machen. Du sollst nicht stolz, aber auch nicht niedrig denken; dich nicht für mehr, aber auch nicht für weniger halten, als du in der That bist. Wenn dir der gestirnte Himmel zuruft: Fühle dein Nichts, und lerne Demuth; so rufet er dir auch drittens zu: **Fühle deine Würde und lerne derselben gemäß denken.** Freilich mußt du dich selbst unter der zahllosen Menge, von Geschöpfen und Welten, die dich umringen, gleichsam verlieren. Freilich muß dir der Raum, den du unter denselben einnimst, unendlich klein, die Stelle, die du unter ihnen bekleidest, vergleichungsweise sehr unbeträchtlich, und alle irdische Herrlichkeit, alle Pracht deiner Wohnungen, deiner Kleidung, deiner Kunstwerke als kindisches Spielwerk vorkommen. Freilich sagt dir jeder Blick, den du auf das unermeßliche Weltgebäude richtest, jeder Versuch, womit du die Größe, die Ordnung, die Verbindung desselben dir vorzustellen dich bestrebest, und die sich allenthalben aufthürmenden Schwierigkeiten und unergründlichen Tiefen, die dich bei jedem Schritte deiner Untersuchungen aufhalten, die sagen dir, wie unwissend, wie schwach, wie eingeschränkt du bist; die lassen dich nicht daran zweifeln, daß du nur einige wenige zerstreute Züge, einzelne, abgebrochene Silben in dem Buche der Natur, das dir der Unendliche vorhält, lesen kannst; und daß es verständige, erschaffene Wesen außer dir geben muß, die dich an Erkenntniß und Einsicht und Kraft eben so weit und noch viel weiter übertreffen, als du, wenn du am Ziele deiner irdischen Laufbahn stehest, das neugeborne Menschenkind übertrifft. — — Aber schon dieses Gefühl deiner Unwissenheit und deiner Schranken, o Mensch, schon dieser unersättliche Durst nach Licht und Erkenntniß, dieses unablässige Streben nach Erweiterung deines Wirkungskreises, schon diese Vergleichungen, die du zwischen dir und höhern Wesen anstellen kannst; selbst die Fehltritte, die du auf dem Wege der Untersuchung begehest, selbst die unglücklichsten Versuche, die du machst, das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, die Zeit mit der

Ewigkeit, die Schöpfung mit dem Schöpfer zu verbinden: die sagen dir, daß du nicht ganz Staub bist; daß eine geistige, thätige Kraft in dir ist, die dich weit über den Staub erhebt, und die noch nicht alles ist und wirket, was sie seyn und wirken kann. —

Ja, fühle bey aller deiner Niedrigkeit deine Hoheit, bei allen deinen Einschränkungen deine Würde. Du, nur du unter allen Bewohnern des Erdbodens kannst deine Augen dem Staube, auf dem du wandelst, entziehen, und sie in die Höhe richten und da zahllose Heere von Sonnen und Welten erblicken. Dich, nur dich, unter allen Bewohnern des Erdbodens, rühret und entzücket dieses herrliche, göttliche Schauspiel. Dich durchströmen bei diesem Anblicke Gedanken und Empfindungen, die deine ganze Seele erweitern, deinen ganzen Geist in Thätigkeit setzen, und die doch viel zu groß, viel zu zahlreich sind, als daß du sie alle umfassen, oder ganz durchdenken könntest.

Und wenn du dich dann daran erinnerst, daß der Mensch, dein Bruder, so schwach und eingeschränkt er immer seyn mag, die Größe, die Schwere, die Entfernung, das Verhältniß einiger dieser Sonnen und Welten gegen einander — freilich nicht ausrechnet — aber doch berechnet; ihre Bewegung und ihren Kreislauf ausmißt; daß er auf Jahrtausende hinaus die Stelle, die sie in dem unermeßlichen Raume einnehmen, die Verbindungen, in welcher sie gegen einander stehen, die Gesetze, nach welchen sie sich bewegen und wirken werden, mit Zuverlässigkeit zu bestimmen vermag; daß er durch seine künstlichen Werkzeuge Lichtstralen von so entfernten und ihm sonst ganz verborgnen Weltkörpern nach seinem Auge zu leiten und demselben sichtbar zu machen weiß; und daß er sich dann mit seinen Gedanken, noch geschwinder als der Lichtstral, über alles, was er sieht, emporschwingen, und dieses alles, so unermeßlich es ist, als einen unmerklich kleinen Theil des Ganzen, als den erst n Vorhof des Himmels denken kann: mußt du da nicht

ausrufen: Herr, was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, daß du ihn, den Bewohner des Staubes, mit solchen Fähigkeiten begabt, daß du ihn mitten aus der Dunkelheit, die ihn umgibt, so viel zu sehen und sich mit seinem Geiste so weit zu erheben vergönnt hast?

Und wenn du denn von den Geschöpfen zu dem Schöpfer hinaufsteigst, dir der Gedanke recht lebhaft wird: der Gott, der alle diese Sonnen und Welten erschaffen hat, sie und alle ihre Bewohner trägt und erhält, belebet und erfreuet, der ist auch mein Gott, mein Schöpfer, mein Erhalter; der kennet, der liebet auch mich; der will auch meine Glückseligkeit! Ich weiß, ich fühle es, daß er ist, daß er mir nahe, daß er alles in allen ist! Vor ihm ist nichts klein und nichts groß; sein Blick überschauet alles, seine Kraft beseelt alles, seine Güte erfüllet Himmel und Erde! Und diesen Gott kann ich denken, mit diesem Gotte Gemeinschaft haben, dieses Gottes mich freuen! Wenn dir dieser Gedanke lebhaft wird, o Mensch, welch Wonnegefühl muß da nicht dein Innerstes durchströmen! Kannst du da noch deine Würde verkennen? da noch niedrig und kriechend von dir selbst und deiner Bestimmung denken? Kannst du dich da noch enthalten, dich jedes unedeln, kindischen Bestrebens zu schämen, und dich zur würdigern Anwendung deiner Kräfte zu erwecken?

Wie? du solltest alle deine Begierden, Absichten, Bemühungen in den engern Kreis thierischer, sinnlicher Beschäftigungen und Vergnügungen einschränken? Solltest die Güter dieser Erde für deine ganze Glückseligkeit halten? Solltest nach dem glänzenden Staube, der unter deinen Füßen ist, geizen, an diesem Staube kleben, deine Kräfte und deine Zeit blos damit verschwenden, Staub auf Staub zu häufen und dann das Maas dieses mühsam zusammengehäuften Staubes zu überrechnen? Solltest das deiner Ehrbegier zum Ziele setzen, auf dem Sandkorn, das du itzt mit deinem Brüdern bewohnest, eine etwas höhere Stelle vor ihnen zu erstreben, und dann mit Verachtung auf sie herabzusehen? Sind dies

wohl Bestrebungen, die eines Geschöpfs würdig sind, das seine Augen gen Himmel richten, sich mit seinem Geiste über Millionen Sonnen und Welten hinaufschwingen und bis zum Schöpfer derselben hindurchdringen kann?

Nein, du bist zu höhern Dingen geschaffen, o Mensch, Ahne, auch dies rufet dir die Betrachtung des gestirnten Himmels zu, **ahne deine künftige Vollkommenheit und Glückseligkeit, freue dich derselben zum Voraus, und mache dich ihrer immer fähiger.** Siehe, itzt bekleidest du eine niedrige Stufe auf der Leiter der Dinge. Aber die Begierde, die Fähigkeit, das Streben höher zu steigen, die fühlest du in deiner Brust, und die kann dir der Schöpfer nicht umsonst gegeben haben. Warum würde er diesen Schauplatz von Wundern vor dir verbreiten, warum dich bei dem Anblicke derselben über alles, was irdisch und vergänglich ist, über dich selbst, zu sich erheben, und Wünsche in dir entflammen lassen, die nichts von allem, was hienieden ist, befriedigen kann? — Nein, Er, der Wahrhaftige, der Allgütige, kann und wird dich nicht täuschen, dich keine Vollkommenheit, keine Seligkeit ahnen lassen, die er dir nie zu geben beschlossen hätte! Nein, du kannst, du sollst von einer Stufe der Vollkommenheit und Seligkeit zur andern fortgehen, kannst und sollst immer weiser, immer besser, immer glückseliger werden! Das ist der Wille deines Schöpfers und Vaters im Himmel! Das rufet dir das ganze unzählbare Heer seiner Sonnen und Welten zu! — Siehe, hier in seinem unermeßlichen Reiche sind Quellen des Lichts und der Erkenntniß, die nie versiegen, aus welchen man von Ewigkeit zu Ewigkeit schöpfen und die kein erschaffener Geist jemals erschöpfen kann! Hier ist Stoff zum ewigen Denken, zu unaufhörlichen Entdeckungen, zu stets neuen Empfindungen der erhabensten Andachtsfreude! Hier sind zahllose Gesellschaften edlerer, vollkommnerer Verehrer Gottes, denen wir uns nähern, mit denen wir uns vereinigen, in deren Vereinigung

und Umgange wir höhere, unnennbare Wonne und Seligkeit schmecken können! Hier sind unendliche Mittel und Gelegenheiten und Antriebe, unsre Kräfte zu üben, sie ganz zu entwickeln, unsern Wirkungskreis zu erweitern, und alles zu seyn und zu werden, was wir itzt nicht seyn und werden können! Hier zeiget sich jedes Vergnügen, das uns itzt die Betrachtung der Natur, die Aeußerung unserer Kräfte, das Wohlthun, die Gottesliebe und die Menschenliebe gewähren, in tausendfachen, herrlichen Gestalten! Hier sind Wohnplätze der größten, gemeinnützigsten Thätigkeit, Wohnplätze der innigsten, wirksamsten Liebe, der reinsten, göttlichsten Freude! Ja, hier können wir von einer Ewigkeit zur andern leben und wirken, immer höher steigen, immer mehr Wahrheit erkennen, mehr Gutes thun, und genießen, der Gottheit immer näher kommen, und in ihrer Gemeinschaft immer seliger werden! Keine Erwartungen können hier zu groß, keine Hoffnungen zu kühn seyn! Die Unendlichkeit Gottes, und die Unermeßlichkeit seiner Welt; was öffnen uns die nicht für Aussichten in die entfernteste Zukunft!

2.

Der Frühling der Natur, verglichen mit dem Frühlinge des Menschengeschlechts,

von Delbrück.

Delbrück, der gegenwärtige Instructor des Kronprinzen von Preußen, war, als er diese Rede am 19 März 1799 hielt, Rector am Pädagogium zu Magdeburg. Sie ist bestimmt, die Abiturienten zu Ostern zu entlassen, und charakterisirt sich durch ein frisches Leben in der Darstellung; doch ist sie hier nur zusammengedrängt mitgetheilt. Sie ist entlehnt aus Rötger's Jahrbuche des Pädag. z. E. Frauen in Magdeburg, St. 8, S. 72 ff.

Während itzt der herannahende Frühling dem Freunde der Natur nach einem harten und anhaltenden Winter einen reichen und mannigfaltigen Genuß immer nur noch

aus der Ferne tröstend darbietet; so gewähret ein Frühling andrer Art, — jene zahllosen Gruppen des aufwachsenden Menschengeschlechts vom lallenden Säuglinge bis zu den Söhnen und Töchtern im reifern Alter, dem Freunde der Menschen einen immerwährenden Genuß, und ich glaube, hinzusetzen zu dürfen, einen Genuß, der in dem Maase reicher und vollhaltiger ist, als sich über den Schauplatz der Natur die Ansicht der denkenden und fühlenden Geschöpfe an Größe und Mannigfaltigkeit erhebt.

Wir wollen uns im Geiste in die lachendste Gegend der Welt versetzen. Auf der einen Seite mag die Natur in allem Reichthume und aller üppigen Fülle ihrer Werke prangen; ein unbewölkter Himmel ruhe am lieblichsten Maitage über der Waldung, welche den Horizont bekränzt, über Bergen, welche durch reiche Thäler vereinigt, über blühenden Gärten, über grünenden Feldern und kräutervollen Fluren, welche von rauschenden Flüssen und rieselnden Bächen durchschnitten sind.

Diesem Schauplatze der Schönheit und Herrlichkeit gegenüber mögen auf einfachem Rasen Gruppen lebendiger Geschöpfe zerstreut seyn, hier stammelnde Säuglinge, welche noch an dem Busen der Mutter ihr Weltall finden; dort Kinder, welche voll Unschuld und Natürlichkeit in harmlosen Scherzen und Spielen weder der Vergangenheit noch der Zukunft gedenken; weiterhin reifende Söhne und Töchter, welche die Gesundheit früherer Jahre bewahrt haben, deren Auge auf die Wunder der Natur merkt, deren Ohr Belehrung vernimmt, deren Verstand die Eindrücke von außen dem geistigen Auge mittheilt, und deren Mund die aufgefaßten Begriffe und die Gefühle auszusprechen ringt, welche im Innern sich entwickeln. Im Hintergrunde Jünglinge, welche dem reifern Alter sich nahen, deren schon geübte Kräfte sich leichter entwickeln, deren Wille anfängt selbstständig zu handeln, deren Phantasie die Bilder der

Schönheit und Vollkommenheit in lauterer Gestalt auffaßt und alle Gegenstände veredelt dem Herzen überliefert.

Wer als Reisender in diese Gegend käme, und auf einer Anhöhe in der Mitte stände, zu seiner Linken den Schauplatz der Natur, unermeßlich dem Auge, zu seiner Rechten die Gruppen der aufblühenden Nachkommen, unendlich der Phantasie; würde dem gefühlvollen Herzen die Wahl schwer fallen, wohin er bis zur sinkenden Sonne sein Auge am liebsten richten sollte: ob zu den Bergen und Thälern und Flüssen, ob zu den keimenden Halmen und blütenreichen Bäumen, in welchen die Geschöpfe des Frühlings vom Vogel, der sich in die Lüfte schwingt, bis zum Wurme, welcher sich am Halme regt, ihres verjüngten Daseyns sich freuen: — oder zu Euch, ihr beredten Zeugen der Größe und Güte des Weltschöpfers, die ihr einen unermeßlichen Schatz von Neigungen, Regungen und Kräften in eurem Innern traget, deren vollendete Frucht in einer andern Welt blühen soll, da ihr, als Genossen der Unsterblichkeit, eure Kenntnisse und Gefühle ewig als Eigenthum bewahren werdet?

Mögen zur Linken des gefühlvollen Zuschauers Berge sich neigen, mögen Flüsse aus ihrem Bette treten, um Fluren zu überschwemmen, mag der Wetterstrahl den Wald zünden, und Hagelschlag auf den Fittigen des Sturmes die Blüte zerschlagen: wenn keine Hütte friedlicher Bewohner vor ihrer Gewalt dahinsinkt, und kein Gebäude häuslicher Glückseligkeit zusammenstürzt; o! so betrachtet der Zuschauer mit anbetendem Erstaunen die Allgewalt der Kräfte der Natur, welche erhaben auch in ihren zerstörenden Wirkungen sind. Aber zu seiner Rechten weine das Auge einer Mutter, ein besorgter Vater dränge sich an die Seinigen bei einer drohenden Gefahr, Krankheit oder Tod nahe dem aufblühenden Kinde, Muthwillige sollen sich in die Kreise der Glücklichen drängen, um ihren Frieden zu stören, Gefühllose sich unter die Jünglinge mischen, um durch Irrthum und

Aberglauben den Verstand, durch Lasterhaftigkeit das Herz zu verderben: o! dahin würde der Menschenfreund seine Schritte richten, um Trost zu gewähren, um Beistand zu leisten, dahin würde er zu Hülfe Jeden aufrufen, der ihm begegnete.

Den großen Vorzug, welchen der Frühling des menschlichen Geschlechtes vor den Schönheiten der Natur im Frühlinge hat, schildert einer unserer vortrefflichen Dichter in seinem Messias auf eine unnachahmlich-schöne Art; an jener Stelle, wo der Stammvater eines unschuldigen und unsterblichen Menschengeschlechts, auf einem Sterne in der Milchstraße, seinen zahllosen Kindern und Enkeln Gott den Vorüberwandelnden zeigt:

„Das ist Gott, versammelte Kinder, der mich und Euch alle
„Zu lebendigen schuf; der jene Thäler mit Blumen
„Diese Berge mit Wolken umkränzte! Doch gab er dem Thal nicht,
„Nicht dem Berg' unsterbliche Seelen; die gab er Euch, Kinder.
„Auch gab er den Bergen und Thälern die schöne Gestalt nicht,
„Die ihr habt, nicht die menschliche Bildung, so mächtig, der Seele
„Tiefstes Denken vom redenden Antlitz herunterzusagen;
„Keinen freudigen Blick, der dankbar gen Himmel hinaufschaut,
„Stimmen nicht, mitanbetend, der Seraphim Lieder zu singen!

Wahrer und würdevoller läßt sich der Adel der menschlichen Natur nicht bezeichnen, und der Dichter berühret Saiten, welche in jedem fühlenden Herzen nachhallen müssen. Wer voll von diesen Gefühlen die Ansicht hoffnungsvoller Kinder und Jünglinge in der Unschuld und Blüte des Lebens mit dem Schauplatze der Natur im Frühlinge des Jahres vergleicht; er wird mit einiger

Ueberraschung wahrnehmen, es sey nicht für den Menschen schmeichelhaft, wohl aber ehre es, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, den Frühling, daß man seinen Namen gebraucht, um die Eigenthümlichkeiten des aufwachsenden Geschlechtes damit zu bezeichnen.

Denn alles, was den Frühling von den übrigen Jahreszeiten unterscheidet, findet sich auch in dem Frühlinge des menschlichen Geschlechtes.

Sehen wir bei dem Keimenden, Hervorsprossenden und Aufblühenden die Abwechselung an, die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit; sie ist unter den Gruppen der Kinder und Jünglinge verschiedenen Alters und Talentes da und vorhanden in den Anlagen des Verstandes und Herzens zur Aufklärung und Sittlichkeit; sie ist da in den Fähigkeiten zum Lernen und in der Lenksamkeit beim Handeln; da und vorhanden in dem Triebe zur Thätigkeit und in den Kräften des Willens; sie spricht zu uns aus den Gesichtszügen, aus der äußern Gestalt, aus dem Baue des Körpers und aus den Gebärden, aus dem Tone der Stimme und in den Aeußerungen der Empfindung. Tausendfache Mannigfaltigkeit umgibt uns unter den grünenden und blühenden Halmen, Kräutern, Gewächsen, Blumen und Bäumen des Frühlinges; tausendfache Mannigfaltigkeit umgibt uns bei Kindern und Jünglingen, deren erwachende Thätigkeit sich regt und nach verschiedenen Richtungen hin sich entfaltet.

Oder wollen wir bei den mannigfaltigsten Formen und Gestalten der Gegenständen im Frühlinge auf das Ueberraschende der Wirkungen sehen, daß das bescheidene Veilchen im Thale Wohlgeruch athmet, die stolze Tulpe nur das Auge befriedigt, oder bei den Produkten auf die Mischung des Schädlichen und Nützlichen, auf den Wechsel der gedeihlichen und ungedeihlichen Witterung, auf das Dahinschwinden des Aufblühenden, bevor es Früchte getragen, auf die Einwirkung menschlicher Kunst, die Pflanzen zu zeitigen und zu ver-

edeln, auf die Hoffnung der Erndte, welche unter allem Wechsel dennoch im Ganzen bleibt; — auch dies Alles findet unter Kindern und Jünglingen Statt, wenn wir bald auf das nicht seltene Mißverhältniß zwischen der Form des Körpers und der Beschaffenheit der Seele Rücksicht nehmen, bald auf das Zusammentreffen edler und unedler Glieder in einer Familie oder Gesellschaft, bald auf den frühen Tod gerade der hoffnungsvollsten unter den Söhnen und Töchtern und wieder auf den Einfluß des Unterrichts und der Erziehung, und endlich auch die bei allem Mißgeschicke dennoch bleibenden Erwartungen und Hoffnungen, welche man im Ganzen zu dem aufblühenden Geschlechte hegen darf.

Zug um Zug ist zwischen dem Frühlinge der Natur und dem Frühlinge des Menschengeschlechts Uebereinstimmung vorhanden; abes es zeigt sich auch eine Abweichung doppelter Art, welche gerade den höhern Gehalt des Genusses bei Ansicht der jüngern Welt auf das sprechendste bewährt: der Frühling des menschlichen Geschlechts ist unvergänglich, und die Hoffnungen, welche er darbietet, können nicht bloß, nein, sie sollen durch Einwirkung des theilnehmenden Zuschauers dem Gedeihen näher gebracht werden.

Unter den Jahreszeiten weicht eine der andern; eine verdrängt die andere; aber im Menschengeschlechte sind alle Perioden zugleich da; unvergänglich, wie das ganze Geschlecht selbst, ist der Frühling desselben. Der Greis im Silberhaare war bei seiner Geburt ein hülfloser Säugling, der Sohn, wenn er den Schoos der Mutter verläßt, kann das Alter des Greises erreichen. Daher rufen aufblühende Kinder und Enkel den Vätern und Müttern und deren Aeltern ihr eigenes früheste Daseyn zurück. Jedes Fest der Kindheit und Jugend, dem sie beiwohnen, wird ein Fest süßer Erinnerung an die erste sorgenfreie, unbefangene Stimmung des Geistes und Herzens, an die allmählige Entwickelung der Kräfte, an das erste Erwachen der zartesten Gefühle, an die er-

sten Regungen beglückender Leidenschaften. Selten gelingt es uns, in den reifern und spätern Jahren, uns nach Willkühr durch **Anstrengung** in jene Stimmung zu versetzen, welche uns als Kindern eigenthümlich war; **nur bisweilen** im Traume oder im krankhaften Zustande kehrt plötzlich eine Scene, ein Gefühl der Kinderjahre zurück, gleich einer lichten Stelle am verschleierten Himmel, die wir ungern von Wolken sogleich wieder bedeckt sehen. Unter Kindern aber und Jünglingen fühlen wir uns unwillkührlich aus den ernstern Verhältnissen zurückgezogen; auch ohne es uns deutlich bewußt zu werden, finden wir in dem Spiele der Kinder und den Scherzen der Jugend uns selbst wieder; und wenn wir auf der einen Seite mit Recht beklagen, daß die Lebendigkeit der Gefühle abnimmt; so können wir es nicht läugnen, daß doch ein inniger Antheil an den Freuden und Festen jüngerer Genossen uns einigen Ersatz gewähret. Auch uns ganz unbekannte, ganz fremde Kinder, in welchen wir nichts als harmlose Geschöpfe sehen, können uns auf Spaziergängen und Reisen in die angenehmste Täuschung versetzen. Aber wenn sie uns näher angehen, die[1] wir um die Unbefangenheit der Kindheit, um die Unschuld der Jugend beneiden; wenn Väter oder Mütter in der Mitte der Ihrigen sich befinden, wenn Lehrer oder Freunde sich den jüngern Bürgern der Welt anschließen: eines **doppelten** Lebens genießen sie dann; einer **Vergangenheit**, worin die angeregte Phantasie ihnen ihr eignes Bild erneuert, und einer **Gegenwart**, worin lebhafte Theilnehmung sie an die jüngern Gefährten fester anschließt, in deren Neigungen und Wünschen, in deren Entwürfen und Handlungen sie sich selbst wieder finden.

Und es bleibt nicht mehr bloß süße **Erinnerung**; es geselle sich dazu die erfreulichste **Hoffnung**. Wir ahnen in der Morgenröthe des Verstandes und Herzens den Tag, welcher unsern Wünschen anbrechen wird.

1 Deutlicher würde es heißen: die, welche wir um ꝛc.

Die wir als unmündige Kinder, die wir als heranwachsende Jünglinge um uns sehen; bald haben wir sie als Gehülfen zur Seite; und im ahnenden Vorgefühle des thätigen Dankes, welchen sie dann darbringen werden, bereiten wir, ihnen mit zärtlicher Sorgfalt die Bahn, welche sie betreten sollen. —

3.

Wie man das Gefühl einer vernünftigen Unzufriedenheit mit sich selbst in sich unterhalten könne;

von Reinhard.

(Ueber die Klassicität des ehrwürdigen Reinhards vergleiche man die Einleitung zum ersten Fragmente des zweiten Theiles dieses Handbuchs. — Das nachfolgende Fragment einer geistlichen Rede, das aus den Auszügen seiner im Jahre 1796 gehaltenen Predigten, S. 310 ff. entlehnt ist, wird besonders der Erzieher für die Selbstkenntniß seiner Zöglinge weiter zu benutzen wissen.)

Unter die befremdenden Erfahrungen, die sich uns aufdringen, gehört unstreitig die Bemerkung, daß diejenigen mit sich selbst am zufriedensten sind, die es am wenigsten seyn sollten; und daß dagegen alle, die es zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gebracht haben, über sich und das, was sie leisten, äußerst mißvergnügt zu seyn pflegen. Wer ist gemeiniglich dreister und auf seine Kenntnisse stolzer, als der Unwissende und Halbgelehrte? Wer betrachtet seine Werke mit mehr Selbstgefälligkeit, als der mittelmäßige Künstler, der von wahrer Vortrefflichkeit noch keinen Begriff hat? Wer findet an seinem Verhalten weniger auszusetzen, als der, dessen Thorheiten man überall belacht? Wer lebt sorgenloser dahin, als der Ungebesserte und Lasterhafte? Wer ist heiterer und unbekümmerter, als die Verblendeten, die es gar nicht fühlen, wie weit sie in allem zurück sind, und wie viele Ursache sie haben, sich selbst mit Bedauern und Wehmuth zu betrachten?

Wie so ganz anders sieht es in der Seele dessen,

der sich auf dem Wege zur wahren Vollkommenheit befindet! Je zufriedener Andere mit ihm sind, desto mehr mißfällt er sich selber. Könnte ich euch in die einsamen Zimmer der Weisen führen, die ihr mit Bewunderung höret und leset; mit welcher Befremdung würdet ihr wahrnehmen, daß sie eben die Arbeiten, die ihnen eure Achtung und die Ehrfurcht ihrer Zeitgenossen erworben haben, mit einem gewissen Widerwillen betrachten! Könnte ich euch das stille Gemach des Tugendhaften öffnen, dessen Frömmigkeit euch mit Rührung erfüllet; welche Bekenntnisse würdet ihr ihn vor Gott ablegen, mit welchem demüthigen Bewußtseyn seiner Unvollkommenheit würdet ihr ihn eben die Handlungen verurtheilen hören, die euch so rühmlich scheinen! Könnten wir einen Blick in das Innere aller derer werfen, denen es wirklich am Herzen liegt, in jeder Art von Vollkommenheit Fortschritte zu machen; welche Bewegungen der Unzufriedenheit würden wir da entdecken! Erkläret es nicht für Schwachheit oder Eigensinn, sehet es nicht für eine Art von Schwermuth und Krankheit an, daß gerade die weisesten, fähigsten, tugendhaftesten Menschen sich nie Genüge leisten. O sie würden sich nicht so erheben von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern; sie würden uns nicht so überraschen mit immer neuen Beweisen ihres Wachsthums in jeder Art von Vortrefflichkeit, wenn sie sich eben so gefielen, wie sie uns gefallen. — Es ist wichtig, was ich da behaupte: je größer die Anzahl derer ist, die sich mit der harmlosesten Ruhe und Selbstzufriedenheit betrachten; desto nöthiger wird es seyn, zu zeigen:

Wie man das Gefühl einer vernünftigen Unzufriedenheit mit sich selbst in sich unterhalten könne. Ich muß

1) das Gefühl einer vernünftigen Unzufriedenheit mit sich selbst genauer beschreiben;

2) eine Anleitung geben, wie man es in sich unterhalten soll.

I.

a) Nicht jede Unzufriedenheit mit sich selbst ist vernünftig; es gibt vielmehr gewisse Fehler, die auf keine Weise damit verwechselt werden dürfen. Diese Fehler sind die mürrische Laune, und das verzagte Mißtrauen, das man in seine Kräfte setzt. Es treten Zeitpuncte, wo ein trübes Mißvergnügen in uns herrscht, wo wir uns selbst mit Widerwillen betrachten, wo wir den Umgang mit Menschen fliehen, weil wir sie scheuen, wo wir fähig sind, aus tiefer Verachtung uns selbst zu quälen. Es sey ferne von uns, diesen Zustand einer düstern Laune für vernünftig und gut zu halten. Ueberfällt sie uns, ohne daß wir uns einer besondern Ursache, eines wichtigen Vergehens bewußt sind; so ist sie entweder die Folge unbefriedigter Leidenschaften, oder die Wirkung eines zerrütteten, den Geist mit bangen Gefühlen ängstigenden Körpers. In beiden Fällen haben wir Ursache, einem Uebel entgegen zu arbeiten, das alle unsre Kräfte lähmt, das an unserm Leben naget, und uns aufgelegt zu großen Fehltritten macht. Eben so wenig ist das zaghafte Mißtrauen zu billigen, das manche in ihre Kräfte setzen. Wie freigebig mit natürlichen Fähigkeiten ist Gott gegen so manchen gewesen, der in einer Dunkelheit verborgen liegt, wo ihn niemand kennt. Er könnte sich auszeichnen, er könnte der Welt die nützlichsten Dienste leisten, er könnte eine Menge eingebildeter unbescheidener Thoren mit Schande bedecken; aber ihr ermuntert ihn vergebens, die Ansprüche geltend zu machen, zu welchen seine Kräfte, sein Fleiß und seine rühmlichen Eigenschaften ihn berechtigen; denn er traut sich Nichts zu, er hält sich zu allem unfähig, was er zu thun im Stande wäre, wenn er mehr Muth hätte.

b) Dagegen ist die vernünftige Unzufriedenheit mit sich selbst das Mißvergnügen über die Mängel, welche man an seinen Vorzügen noch antrifft. Wer dieses Gefühl hat, verkennt sich keineswe-

ges selber; nein, er wird sich alles des Gutes bewußt, das ihm die Natur geschenkt hat, das durch Fleiß und Anstrengung errungen ist, das er täglich übt und erweitert. Aber wie könnte er es vor sich selbst verbergen, daß dieses Gute sehr eingeschränkt ist; daß seine Kräfte sich bald erschöpfen, daß seine Erkenntniß überall an Dunkelheit grenzt; daß es seiner Tugend an Lauterkeit und Stärke fehlt; daß auch das beste Werk, das er hervorbringt, immer noch seine Flecken hat? Je besser er selbst wird; je mehr sich sein Geist zu allem erweitert, was erhaben und groß ist; desto mehr bildet sich in ihm eine reine heilige Gestalt von Vollkommenheit, die ihm immer vorschwebt, und die er doch nie erreichen kann. Würde er nicht seine Pflicht verletzen, wenn er nicht mit Mißfallen bemerken wollte, wie weit er noch von dem ihm vorgesteckten Ziele entfernt sey? Wird das demüthigende Gefühl über diesen Abstand sich nicht in jede Freude mischen, die er über seine Vorzüge empfindet? — Und nun wird sich auch

c) der **Umfang leicht vorzeichnen lassen, den dieses Gefühl haben soll.** Allem, was gut an uns ist, sind gewisse Unvollkommenheiten beigemischt; die vernünftige Unzufriedenheit mit sich selber wird sich also über unser **Wissen**, über unsre **Tugend**, und über alle unsre **Verrichtungen** ausbreiten müssen. Denn wie kann der, der Wahrheit redlich sucht, bei dem, was er weiß, sich jemals beruhigen? Wie dürftig sind seine Kenntnisse! Wie oft verlassen sie ihn gerade da, wo er sie am nöthigsten hätte? Wie wenig ist ihm gerade von den Dingen bekannt, die seine Wißbegierde am meisten reizen! Wie unermeßlich liegt das Reich der Wahrheit da vor ihm, und wie klein ist die Gegend, die er überschauen kann; und in dieser kleinen Gegend, welche Dunkelheiten, welche Abgründe, welche räthselhafte, unzugängliche Plätze gibt es noch, in die er so gern eindringen möchte, ohne es zu können! Scheint es der in der wahren Weisheit nicht am weitesten gebracht zu ha-

ben, der es weiß, daß wir nichts wissen? — Und was soll man von unsrer Tugend sagen? Geben wir den Reizungen zum Bösen nicht oft und viel zu willig nach? Sind wir uns bei der Ausübung des Gutes nicht äußerst ungleich, und bald zu hitzig, bald zu träge? Müssen wir uns vor Gott und unserm Gewissen nicht oft gerade dessen schämen, was die Welt rühmt und für wahre Tugend hält? Ist unser Fortschritt in der Besserung nicht so langsam, unmerklich, zweideutig, daß wir zuweilen selbst nicht wissen, ob wir weiter kommen, oder rückwärts gehen? — Unsre übrigen Verrichtungen endlich, ach wie tragen sie alle das Gepräge der Unvollkommenheit! Wie selten leisten wir, was wir sollen! Wie viel verlieren unsere besten Arbeiten und Werke, wenn man sie in der Nähe und mit einem Kennerauge betrachtet! Wie viele Mängel entdecken wie nach dem Verlaufe einiger Jahre an denen unsrer Erzeugungen, die uns sonst noch am meisten Genüge thaten! Sind nicht die meisten Gegenstände, mit denen wir umgeben sind, die meisten Dinge, deren wir uns täglich bedienen müssen, wo nicht ganz schlecht, doch offenbar mit dem Stempel der Mittelmäßigkeit bezeichnet, und ist das Vortreffliche in jeder Art nicht so ungewöhnlich, daß wir es als eine Seltenheit anmerken? — Die vernünftige Unzufriedenheit mit uns selber muß sich über alles verbreiten, was gut an uns ist, weil allem Mängel beigemischt sind. — Aber wie selten ist diese Unzufriedenheit! Welche Trägheit, welche Fühllosigkeit, welche Selbstgefälligkeit, welcher Stolz herrscht in den Herzen der meisten Menschen! Um so nöthiger wird es seyn,

2.

eine Anleitung zu geben, wie man dieses zarte, wohlthätige und unentbehrliche Gefühl in sich unterhalten soll. — Das erste Mittel ist:

a) Stetes Andenken an das heilige Gesetz, das Vernunft und Religion uns vorschreiben. Vollkommen zu seyn, wie Gott; gesinnt zu seyn und zu

handeln, wie der Unendliche und Heiligste: dies ist das Gesetz, das unsre Vernunft uns ankündigt, und das unser Gewissen uns einschärft, sobald wir es in uns sprechen lassen. Aber welch ein Gesetz ist das! Fordert es nicht eine Liebe zur Wahrheit, die keinen Irrthum duldet; eine Achtung gegen Alles, was Recht ist, die rein ist von allem Eigennutz; ein Wohlwollen, das alle Geschöpfe Gottes umfaßt; eine Thätigkeit, die unablässig Gutes wirkt; einen Fortschritt ohne Aufhören; ein Trachten nach einem Ziele, das wir ewig nicht erreichen, dem wir uns nur ewig nähern können? Und Geschöpfe, denen ein solches Ziel vorgesteckt ist, die unter dem Gebote eines solchen Gesetzes stehen, dürften jemals ruhen, dürften jemals glauben, genug gethan zu haben? Haben sie, wie weit sie auch fortgeschritten seyn mögen, nicht immer noch eine unermeßliche Laufbahn vor sich? — Dabei lasset uns aber auch

b) **durch ununterbrochenes Wirken auf uns selbst nach wahrer Selbsterkenntniß streben.** Denn wahrlich in der großen Unbekanntschaft mit uns selbst, und in der daraus entspringenden Nachsicht gegen unsre Fehler liegt eine Hauptursache der Zufriedenheit, die wir über uns selbst empfinden. Ist unser Blick immer nur auf Andere gerichtet; üben wir uns, blos fremde Mängel zu erforschen, und nur bei diesen zu verweilen; werden wir uns dann nicht für gut halten, weil wir wenigstens das nicht an uns haben, was uns an andern mißfällt? Soll dieser Zauber der Eigenliebe zerstreut werden; so ziehet euch zurück in euch selbst, so lernt auf euch und euer Inneres merken. Welche demüthigende Unruhe wird an die Stelle jener thörichten Selbstgefälligkeit treten, wenn ihr wahrnehmet, auf welchen Mangel an nöthigen Kenntnissen und Einsichten ihr täglich stoßet; welche Fehler täglich von euch gemacht werden; welchen entscheidenden und nachtheiligen Einfluß so viele unedle Neigungen bei euch haben; welche Mängel und Gebrechen allem anhängen, was ihr hervorbringt. Nein,

der kann nicht in den Schlummer einer schädlichen Selbstzufriedenheit versinken, der nicht aufhört, sein eigner Richter zu seyn. — Hiermit lasset uns endlich:

c) die Gewohnheit verbinden, von dem Guten, das wir besitzen, fleißig abzuziehen, was unser Verdienst nicht ist. Denn jene Zufriedenheit mit uns selbst rührt oft blos davon her, daß wir eine Menge von Dingen für unser Werk halten, bei denen wir nichts gethan haben, die eine Folge zufälliger Umstände und fremder Thätigkeit sind. Dürfen wir uns mit eitler Selbstgefälligkeit betrachten, weil uns die freigebige Natur mehr Kraft des Körpers, mehr Schönheit, mehr Verstand und Geist geschenkt hat, als Andern? Dürfen wir uns mit eitler Selbstgefälligkeit betrachten, weil wir es durch die Wohlthat eines weisen Unterrichts, einer vernünftigen Erziehung und günstigen Verbindungen weiter gebracht haben, als Andere? Dürfen wir uns mit eitler Selbstgefälligkeit betrachten, weil die Unwissenheit oder die Partheilichkeit derer, vor denen wir handeln, uns einen Beifall gibt, den sie Andern versagt? Ist der Beifall, den man uns bezeugt, nicht häufig die Folge eines verdorbenen Geschmacks? Schmeichelt man uns nicht oft aus Eigennutz, und will den kleinen Tribut, den man uns bringt, durch Gefälligkeiten vergolten wissen? Ist endlich der ganze Erfolg unsrer Unternehmungen nicht häufig ein unverdientes Glück, eine Folge dessen, was Andere thaten? Wenn wir in Stunden des einsamen Nachdenkens mit uns selbst zusammenrechnen; wenn wir der Natur zuschreiben, was von ihr herrührt; wenn wir von unserm Eigenthume absondern, was den Gelegenheiten und Umständen angehört, in die uns Gott gesetzt hat; wenn wir wegnehmen, was man uns blos aus Irrthum, aus guter Meinung, aus Vorurtheil zutrauet; wenn wir nur das auf unsre Rechnung bringen, was wirklich unser ist, was wir nach eigner Wahl, mit vernünftiger Ueberlegung und durch eigene

Anstrengung uns erworben haben; o wie klein wird die Summe von Vorzügen werden, die uns übrig bleibt!

Unendlicher, den kein Entstandener faßt, der du Alles bist, und es ewig und durch dich selber bist; wir beben, wenn wir dich denken, und freuen uns doch; denn wir dürfen dich Vater nennen, und sind berufen, dir ähnlich zu werden. Dank dir, Vater, daß du uns fühlen lässest, wie schwach, wie unvollkommen wir noch sind, daß du uns selbst durch Mißvergnügen reizest, uns anzustrengen!

4

Von Gottes weiser Vorsehung bei dem Schicksale der großen Männer, die er unserm Geschlechte schenkt;

von Reinhard.

Dieses Fragment ist entlehnt aus den Auszügen vom Jahre 1796, S. 327 ff.

Es ist angenehm, sich mit seinen Betrachtungen bei Menschen zu verweilen, die sich durch Alles auszeichneten, was Achtung und Bewunderung verdient, die die Lehrer ihrer Brüder, die Retter ganzer Völker, die Wohlthäter vieler Jahrhunderte wurden. Aber ist die Erkenntlichkeit gegen das Andenken solcher Männer, ist das frohe Erstaunen über dieselben nicht der Beweis, daß sie eine Seltenheit sind, die eben daher desto sorgfältiger angemerkt werden muß? Unter dem zahllosen Heere der Millionen, die schon auf Erden gelebt haben, unter dieser durch so viele Jahrhunderte verbreiteten Menge, wie viele gab es, deren Andenken übrig blieb, denen die gerührte Nachwelt frohe Feste widmet? Bei weitem die meisten, die vor uns da gewesen sind, verhüllt eine ewige Dunkelheit; und im ganzen Umfange der verflossenen Zeit hat sich nur hier und da ein Name erhalten, der noch mit lieblichem Glanze strahlet. Eine Art von Erscheinung, die von der gewöhnlichen Ord-

nung abweicht, bei der uns nichts übrig bleibt, als zu bewundern, sind die großen Männer, die unser Geschlecht gehabt hat; man kann nicht an sie denken, ohne sich selbst und das ganze menschliche Geschlecht wehmüthig zu bedauern. — Denn kann man unsrer Gattung Glück dazu wünschen, daß sich unter so vielen Millionen von Geschöpfen, die nichts eignes und ausgezeichnetes haben, zuweilen auch ein Geist findet, der sich über das Gewöhnliche erhebt? Dürfen wir auf die großen Männer, die aus dem Schooße unsers Geschlechts hervorgegangen sind, stolz seyn, da wir sie mit einer so demüthigenden Sparsamkeit vertheilt sehen, daß oft große Völker nichts, daß oft ganze Jahrhunderte nur wenig aufzuweisen haben? Und ist es nicht, wenn wir diese Männer näher betrachten, als ob sie Wesen einer höhern Art wären, die eine höhere Macht aus einer bessern Gegend auf unsre Erde sendet, um uns durch sie Licht zu geben, und unserer Schwachheit aufzuhelfen? Handeln sie nicht mit einer Ueberlegenheit, mit einer Größe, mit einem Nachdrucke, den wir oft kaum fassen, geschweige denn nachahmen können? Ja, in wehmüthiges Bedauern müßte sich die Freude eines jeden Festes bei uns verwandeln, das dem Andenken eines großen Mannes heilig ist, wenn wir uns nicht erinnerten, daß auch hier eine höhere Vorsehung alles anordnet, und mit Weisheit und Güte lenkt.

Von Gottes weiser Vorsehung bei dem Schicksale der großen Männer, die er unserm Geschlechte schenkt.

Lasset uns diese weise Vorsehung

1) zuerst kennen lernen;
2) sodann bemerken, wozu sie uns ermuntern solle.

I.

Es kann nicht zweideutig seyn, was unter großen Männern verstanden werde, obgleich Unverstand und Schmeichelei diese ehrwürdige Benennung zu allen Zeiten an Menschen verschwendet haben, die sie nicht ver-

dienten. Wer sich durch außerordentliche Kräfte des Verstandes und durch den Adel seines Herzens über den gemeinen Haufen der Menschen erhebt; wer Unwissenheit und Vorurtheile mit fester Entschlossenheit bekämpft; wer die Sitten ganzer Völker und Zeitalter reiniget; wer das äußerliche Glück ganzer Nationen durch seine Weisheit befördert, durch seine Anstrengung erhöhet, und durch seine Tapferkeit beschirmt; wer, mit einem Worte, ein Werkzeug in der Hand Gottes ist, große, wohlthätige, allgemeine Veränderungen auf Erden zu stiften, und unser Geschlecht in eine neue und bessere Verfassung zu setzen; der, und nur der allein kann den Namen eines großen Mannes mit Recht führen. **Lehrer der Wahrheit** also, die eine Hauptveränderung in den Ueberzeugungen der Menschen gestiftet; **weise Gesetzgeber**, die ganze Nationen zur Sittlichkeit und Ordnung gebildet; **wohlthätige Helden**, die die Rechte der Unschuld gegen Gewaltthätigkeit und Unterdrückung vertheidigt; **menschenfreundliche Regenten**, die durch Weisheit und Thätigkeit Millionen beglückt haben; — diese Führer, Beschützer, Retter und Wohlthäter der Menschen nennen wir hier **große Männer**. Und wie könnten wir diese weise Vorsehung Gottes verkennen, die bei allem geschäftig ist, was solchen Männern wiederfährt: da sie bei ihrer **Ausrüstung**, **Bildung**, **Vertheilung**, **unterstützung** und **Abrufung** weit merklicher wird, als in dem Schicksale gemeiner Menschen.

a) Schon bei ihrer **Ausrüstung**. Ganz leer von Gaben sendet Gott zwar keinen Menschen in das irdische Leben; aber nie ist die Freigebigkeit seiner allmächtigen Schöpferhand sichtbarer, als wenn sie einem großen Manne das Daseyn gibt. Versieht sie ihn nicht mit allem, was er nöthig hat, um seiner hohen Bestimmung Genüge zu leisten, um sich auszuzeichnen als einen Boten der Gottheit, als einen Wohlthäter seiner Brüder? Ueberschauet alle die Männer, die viel auf Erden gewirkt haben, brachten sie die Kräfte und Fähigkeiten nicht mit-

durch die sie so viel leisteten; war ihnen ihr Beruf nicht auf das Bestimmteste angewiesen? Ist jener Scharfsinn großer Lehrer, der Licht in alle Gegenden unsers Wissens bringt; ist jener kühne Muth großer Helden, der auch den wichtigsten Unternehmungen gewachsen ist; ist jene ausdauernde Wirksamkeit, die alle Wohlthäter der Menschheit gezeigt haben; sind alle Fähigkeiten, welche der große Mann jeder Art haben muß, nicht Gaben der Natur, die Niemand verleihen kann, als ihr Herr und Schöpfer? — Nur der natürliche Beruf gewöhnlicher Menschen ist zweideutig und unbestimmt; sie können mancherlei wählen. Dem großen Manne ist seine Laufbahn von Gott selbst angewiesen; er ist für das, was er seyn soll, ausdrücklich bestimmt. — Aber eben so sehr ist Gottes weise Vorsehung

b) auch bei der Bildung solcher Männer merklich. Es ist wahr, es fehlt keinem Menschen an Reiz und Gelegenheiten, seine Kräfte zu üben, zu lernen und besser zu werden. Aber nirgends sind alle Umstände so sichtbar mit einander vereiniget, die Fähigkeiten eines Menschen glücklich zu entwickeln, als wenn Gott einen großen Mann erzieht. Ist nicht jeder an dem Orte erschienen, der der bequemste für ihn war? Hat nicht jeder alles vorgefunden, was seinem Geiste die rechte Richtung geben konnte; hat nicht jeder Vorübungen zu dem machen müssen, was er künftig leisten sollte; ist nicht jeder durch Veränderungen und Schwierigkeiten gegangen, die ihn seinem Ziele näher brachten und seinen Muth befestigten; ist nicht jede Kleinigkeit in dem Leben großer Männer darauf berechnet gewesen, sie genau zu dem zu bilden, was sie werden mußten? Hätte die Entfernung der Zeit und des Ortes, hätte die Nachlässigkeit derer, die Augenzeugen waren, nicht manchen Theil ihrer Geschichte in eine nicht mehr zu erhellende Dunkelheit gestellt; mit welcher Rührung würden wir die Weisheit anbeten, die auch bei ihrer Bildung wirksam war! — Sehet hierbei:

c) auf ihre Vertheilung. Nicht oft, nicht in großer Menge läßt Gott die erhabenen Wesen erscheinen, die sich von der gewöhnlichen Gattung der Menschen so sehr unterscheiden. Ihre Gedanken sind so außerordentlich, ihre Unternehmungen so groß, ihre Schritte so kühn, daß wir nicht fähig sind, ihnen zu folgen. Es bedarf Zeit, bis das übrige Menschengeschlecht diesen Führern nachkommen, bis es die neue Gestalt der Dinge billigen lernt, die sie demselben zeigen. Mit absichtsvoller Sparsamkeit vertheilt also Gott durch alle Jahrhunderte und unter allen Völkern die wichtigen Geschöpfe, durch die so viel anders wird, und leitet durch sie den Fortschritt einzelner Nationen und des ganzen Geschlechts. — Hat er nicht auf diese Art bald dieses, bald jenes Volk gehoben? Hat er nicht die getrennten Völker der Erde vorzüglich durch solche Menschen einander genähert? Ist das menschliche Geschlecht im Ganzen durch die vereinigten Anstrengungen dieser seiner großen Führer nicht allmählig auf die Stufe der Vollkommenheit gebracht worden, auf der es steht? Welche Mannigfaltigkeit, und doch welcher Zusammenhang! Nicht einen von den erhabenen Geistern, die auf Erden gedacht und gehandelt haben, dürfet ihr wegnehmen, wenn nicht ein Theil des menschlichen Wissens mangeln, wenn die Kette heilsamer Veränderungen und Anstalten nicht wichtige Glieder verlieren, wenn der Grund der gegenwärtigen Verfassung der Welt nicht erschüttert werden soll. — Setzet noch ferner

d) ihre Unterstützung hinzu; denn auch da ist Gottes weise Vorsehung bei ihrem Schicksale merklich. Wider wen haben sich zu allen Zeiten Aberglaube, und Vorurtheile, und Lasterhaftigkeit, und Neid, und Bosheit mehr empört, als wider die, die ihre Brüder erleuchten, bessern und bilden wollten? Ach, sie würden unterdrückt worden seyn mit aller ihrer natürlichen Ueberlegenheit; sie würden überwältigt worden seyn von der Menge ihrer Feinde, wenn die Hand des Herrn nicht

mit ihnen gewesen wäre. Und wo ist jemals eine heilsame Veränderung von großem Umfange und von ausgebreiteten Folgen bemerkt worden, bei der es nicht sichtbar gewesen wäre: der Regierer der Welt begeistere die Männer, die dabei thätig waren; sein Arm beschütze sie in den drohendsten Gefahren; seine Weisheit verknüpfe alle Umstände zu ihrem Vortheile; seine Macht bändige ihre Feinde; seine Kraft schenke ihnen den Sieg. — Und so ist Gottes weise Vorsehung auch endlich merklich

e) bei ihrer Abrufung. Nicht ohne Gott sind sie erschienen, und Gott ist es, der sie der Erde wieder entzieht, sobald sie ausgerichtet haben, wozu sie gesandt waren. Aber oft schnell, oft ganz wider unser Erwarten entzieht er uns dieselben wieder, wenn wir undankbar gegen ihre Wohlthaten sind, und durch den Verlust erst lernen müssen, sie zu schätzen; wenn wir träge genug sind, uns blos auf diese Führer zu verlassen, und gezwungen werden müssen, selbst etwas zu thun; wenn es ihr Beruf war, uns blos Fingerzeige zu geben, denen wir nun selber folgen sollen; wenn die Rathschlüsse Gottes blos erlauben, uns nur bis zu einem gewissen Puncte fortzuführen, und weitere Fortschritte andern Zeiten vorbehalten bleiben.

2.

Sollte aber der Anblick der ehrwürdigen Männer, die unser Geschlecht gehabt hat, nicht ermunternd für uns seyn?

a) Achtung gegen die menschliche Natur ist das Erste, wozu uns Gottes weise Vorsehung bei dem Schicksale großer Männer erwecken muß. Denn können wir die an allen großen Männern sichtbare Ueberlegenheit, Hoheit und Würde erblicken, ohne mit Ehrfurcht gegen eine Natur erfüllt zu werden, die sich emporschwingen kann zu einem so außerordentlichen Grade von Vollkommenheit? Kann es uns erlaubt seyn, diese Natur in irgend einem Volke der Erde zu verachten, wenn wir sehen, daß jede Nation Männer gehabt hat, die groß in ihrer Art waren, die wenigstens für die Ihrigen wohlthätige Lehrer,

Beschützer und Führer wurden? Können wir gegen die Ehre, Menschen zu seyn, gleichgültig bleiben, wenn wir bedenken, wie oft Gott unsre Natur zum Werkzeuge seiner erhabensten Endzwecke geheiligt, wie er sie mit Vorzügen ausgeschmückt hat, durch die sie ein Wesen höherer Art zu werden schien? — Die Maasregeln der weisen Vorsehung Gottes bei dem Schicksale großer Männer verbinden uns aber auch

b) **diesen Mustern menschlicher Vollkommenheit eifrig nachzustreben.** Besitzen wir nicht eben die Natur, die auch sie hatten, und nie ganz verläugnen konnten? Ist es nicht offenbar Gottes Absicht, eben dadurch, daß er sie so sichtbar glänzen läßt, ein reges Feuer der Nacheiferung in uns zu entzünden? — Laßt es seyn, daß wir uns nie ganz der Dunkelheit entreißen, daß wir nie neben den großen Männern glänzen werden, welche der Ruhm und die Blüthe unsers ganzen Geschlechts sind. Wird die Anstrengung, mit der wir solchen Mustern nacheifern, nicht rühmlich und gut seyn; wird sie nicht allezeit vortheilhaft für unsern Geist und für unser Herz werden? Werden wir nicht wenigstens ihre Tugend und ihre sittliche Größe nachahmen können, bei der Alles von uns selbst abhängt? Wird es uns, wenn uns Gott gleich nicht dazu bestimmt hat, die Lehrer, Führer und Wohlthäter ganzer Völker und Zeitalter zu werden, nicht immer noch möglich seyn, unser Haus, unsre Familie, unsern Wohnort, unser Vaterland durch wahre Verdienste zu beglücken? — Zugleich aber ist es

c) **Pflicht für uns, der Vorsehung Gottes nicht zu widerstreben, wenn sie durch solche Männer wirken will.** Denn ist das Schicksal derer, die diesen Auserwählten verwegen die Stirne boten, nicht immer zuletzt traurig gewesen? Wurden sie nicht ohne Ausnahme, wo nicht der Abscheu, doch der Spott der Nachwelt, die — frei von Vorurtheil und Leidenschaft — dem angefeindeten großen Manne huldiget, und seine elenden Gegner verachtet? — Lasset uns vielmehr, mit williger Auf-

opferung eigner Entwürfe und Vortheile, die gute Sache unterstützen, für welche jene Auserwählten wirken und leben; lasset uns unsern Ruhm darein setzen, die Begleiter, Gehülfen, Freunde und Vertraute derer zu seyn, durch die Gott große Dinge wirkt; lasset uns insonderheit unter dem jungen Geschlechte, das vor unsern Augen aufblüht, forschen, ob sich irgendwo ein Geist ankündigt, den Gott zu etwas Wichtigem bestimmt hat. — Endlich ermuntere uns die weise Vorsehung Gottes bei dem Schicksale der großen Männer, die sie unserm Geschlechte schenket,

d) zu der gerührtesten Dankbarkeit. Denn kann etwas unsern Dank mehr verdienen, als die rührenden Beweise einer alles beglückenden Vaterhuld, die Gott unserm Geschlechte durch große Männer aller Art gegeben hat; als die uns durch sie zugeflossenen Wohlthaten, die unsre ganze Glückseligkeit auf Erden ausmachen; als die durch alle diese Zierden unsers Geschlechts befestigte Hoffnung, daß wir einer höhern Welt angehören, für die wir uns hier bilden sollen!

5.

Das Gefühl der Unvergänglichkeit, mit welchem wir die Hinfälligkeit alles Irdischen betrachten sollen,

von Reinhard,

entlehnt aus seinen Predigten vom Jahre 1797, S. 285 ff.

Daß sich alles verändert, was uns hier umgiebt; daß sich alles auflöset, was uns hier erscheint; daß wir uns in einem Wirbel befinden, der immer in Bewegung ist, der alles ergreift und mit sich fortreißt, der alles in einen Abgrund stürzt, aus welchem es nie wieder hervorkommt; das fühlen wir, sobald wir aufmerken; das fällt in die Augen, sobald wir uns umsehen; das sagt uns unsre Erfahrung, und die Geschichte aller Zeiten bestätigt es. —

Denn mit einem Körper bekleidet, der eine flüchtige Erscheinung ist, der unter die zartesten und feinsten, aber eben daher auch unter die hinfälligsten Gebilde der Natur gehört; von Gegenständen umringt, die mit jedem Augenblick anders werden, ihr Verderben uns mittheilen, und nach mancherlei Verwandlungen in nichts zerfliessen; im Sturm einer Veränderung, der alles überwältigt, der Städte zerstört, Reiche zertrümmert, und den ganzen Erdkreis erschüttert; bei dieser allgemeinen und hinreissenden Vergänglichkeit, was bleibt uns übrig, woran sollen wir uns halten, worauf sollen wir uns verlassen? Entweder der Leichtsinn eines Unbesonnenen, oder die Fühllosigkeit eines Verzweifelnden gehört dazu, wenn wir bei diesem Anblick nicht fragen wollen, was wir zu hoffen oder zu fürchten haben, ob wir dem Untergang alles Irdischen entfliehen, oder ganz und auf immer in denselben verwickelt werden sollen? Und ach es hat das Ansehn, als ob das letztere wirklich geschehen werde. Nichts ist vergänglicher, als unsre Gattung. Von allen den Millionen, die vor uns gelebt haben, ist kein einziger mehr übrig; nach wenig Jahren werden wir auch dahin seyn; und trauen wir unsern Sinnen, so ist es aus mit uns, so bald wir sterben, so schmeicheln wir uns vergeblich mit dem Gedanken, daß etwas von uns den Ruin des Körpers überleben, und auch nach dem Tode da zu seyn fortfahren wird.

Und doch ist etwas in uns, das sich wider diese Vorstellung empört; doch regen sich bessere Ahnungen in unserm Innern; doch gibt es Stunden, wo wir uns edler dünken, als alles, was uns hier umgibt, und der Macht der Vergänglichkeit zu trotzen wagen; doch liegt tief in unserm Wesen ein Gefühl der Unvergänglichkeit, das von Zeit zu Zeit erwacht, das sich zu frohen Hoffnungen entwickelt, und uns zu einer Welt erhebt, wo Leben und Unsterblichkeit wohnt.

Das Gefühl der Unvergänglichkeit, mit wel-

chem wir die Hinfälligkeit alles Irdischen betrachten sollen.

1) Die Natur dieses Gefühls kennen lernen;

2) uns von der Wichtigkeit desselben unterrichten;

3) die Mittel und Uebungen bekannt machen, durch die wir es beleben und stärken sollen.

I.

Ein Gefühl der Unvergänglichkeit liegt in den Tiefen unsers Wesens verborgen, das uns in den Stand setzt, die Hinfälligkeit alles Irdischen ohne Furcht zu betrachten; denn schon dies sagt uns unser Bewußtseyn

a) daß wir etwas Anders sind, als alles Irdische. Unzählbar sind die Gegenstände, die uns äußerlich umgeben, und deren Einfluß wir fühlen. Aber wir unterscheiden sie auf das genaueste von unsrer Person; wir sehen sie als etwas Fremdes an, das nicht zu uns gehört; wir betrachten sie als etwas uns Entgegengesetztes. Wir gehen noch weiter, selbst unsern Körper rechnen wir nicht zu dem, was wir unser eigentliches Selbst nennen; er hat zu viel Aehnlichkeit mit den übrigen Dingen ausser uns, als daß wir ihn mit diesem Selbst verwechseln könnten; Alles, was ihn nährt, und kleidet, und schützt, ist gleichfalls ausser uns und uns fremde; und unser innigstes Gefühl bezeugt es, daß unsre Seele sich seiner bedient, ihn als Werkzeug braucht, ihn wie ein Eigenthum behandelt, und sich für berechtigt hält, über ihn zu entscheiden. Können wir aber nicht umhin, von dem, was wir selbst sind, von unserm innern Menschen, von dem eigentlichen Urheber unsrer Gedanken, Bestrebungen und Handlungen, alles Aeußere, unsern Körper selbst mit eingerechnet, zu unterscheiden; werden wir denn nicht auch die Veränderungen, denen alles Aeußere, denen unser Körper selbst unterworfen ist, für etwas halten müssen, das uns nichts angeht, wovon wir nichts zu fürchten haben, wobei unser wahres Selbst unverletzt bleibt?

Das Aeußere von uns, die Wohnung und das Werkzeug unsres Geistes ist vergänglich, man kann es

tödten und zerstören; aber die Seele theilt dieses Schicksal nicht; sie bleibt unversehrt, wenn ihr Körper sich auflöst; sie ist frei von den Veränderungen und Leiden alles Irdischen, denn wir sind etwas Anders, als alles Irdische.

b) Aber noch mehr: **wir sind auch etwas Besseres.** Denn zeigt sich in der ganzen leblosen Natur auch nur eine Spur von dem, was unser Vorzug ist, von Empfindung und Vorstellung, von Lust und Unlust, von Neigung und Abneigung, von eigner selbstthätiger Bewegung? Ist nicht alles in ihr sinnlos und ohne Bewußtseyn; herrscht in ihr nicht dumpfe Trägheit und Stille; muß nicht alles in ihr gezwungen, gestoßen und von fremder Gewalt gehandhabt werden, wenn es seinen Platz verändern und etwas wirken soll? Es ist wahr, daß es außer uns auch belebte Wesen gibt, die uns näher kommen, bei denen es nicht zu verkennen ist, daß sie Vorstellungen bilden, daß sie Neigungen fühlen, daß sie eigne willkührliche Bewegungen machen. Aber sind wir nicht auch über diese noch immer weit erhaben? Gibt uns unsre **Vernunft** und die größere Fähigkeit unsers Geistes nicht eine Ueberlegenheit, die sie uns alle unterwirft? Macht uns unsre **Freiheit**, macht uns das Vermögen zu wählen, was gut und recht ist, macht uns die edle unbegreifliche Macht, mit der wir uns selbst gebieten, unsre Neigungen beherrschen und uns selbst Gesetze vorschreiben können, nicht zu Wesen von ganz andrer Art? Und so mag den alles, was ausser uns vorhanden ist, so mag denn dieser Körper selbst dem strengen Gesetze der Vergänglichkeit unterworfen seyn; wir gehören nicht in die Reihe dieser Dinge; wir finden Eigenschaften und Vorzüge in uns, die uns ganz und auf immer von ihnen absondern; wir können uns eine längere Dauer, wir können uns Unvergänglichkeit versprechen, denn wir sind besser, als alles Irdische.

c) Und unläugbar zu **höhern Verbindungen bestimmt.** Denn lernet euch selbst beobachten, lernet euch

einer Wirksamkeit eures Geistes bewußt werden, durch die er sich offenbar als ein Wesen von höherer Natur, als das Mitglied einer unsichtbaren Welt ankündigt. Gestehet es euch ein, die sichtbare Welt thut euch nirgends Genüge; euer Geist strebt unaufhörlich über sie hinaus; er bildet sich Vorstellungen von höherer Schönheit und Ordnung, von größerer Wohlfahrt und Glückseligkeit, als die Erfahrung aufstellen und geben kann. Daher gefällt er sich sowohl bei reizenden Dichtungen; daher schwärmt er so gern in lieblichen Träumen; daher schafft er sich so gern in Gedanken eine eigne Welt, wo alles ist, wie er es wünscht, und alles geht, wie er es verlangt. Aber noch mehr: er hat Vorstellungen, die das Sinnliche nicht blos übersteigen, die in dem Bezirke desselben nicht einmal angetroffen werden, die ihm keine Erfahrung zuführen kann, die ganz unläugbar in eine unsichtbare Ordnung der Dinge gehören, und ihn mit derselben verbinden. Was Wahrheit, was Pflicht, was Tugend, was Vernunft, was Freiheit, was Unsterblichkeit, was ewige Fortdauer, was Religion, was Gott selber ist; das wisset ihr, euer Geist ist vertraut mit diesen Vorstellungen; sie sind die wichtigsten in dem ganzen Umfange eures Wissens, mit ihnen hängt alles zusammen; an sie ist alles befestigt. Und doch habt ihr ihre Gegenstände nie mit Augen gesehn, habt sie durch keinen Sinn empfunden, habt sie aus keiner Erfahrung geschöpft. Können sie also etwas anders seyn, als Wirkungen eines Wesens, das über alles Sinnliche erhaben ist; etwas anders, als unwiderlegliche Beweise, daß euer Geist mit einer höhern Welt zusammenhängt; etwas anders, als heilige Stimmen aus dieser höhern Welt, die nur ihm hörbar sind, die nur er auffaßt und versteht? O wundert euch nicht, daß der Hang zur Schwärmerei, daß die Sehnsucht nach Offenbahrungen, daß der Glaube an Geister und unsichtbare Wesen aller Art, daß das Bestreben, sich mit ihnen in eine nähere Gemeinschaft zu setzen, so allgemein auf Erden geherrscht hat. Auch in

diesen Verirrungen ist das Gefühl sichtbar, das unser Geist von seiner Verwandschaft mit einer bessern Welt hat: er kann sich's nicht verbergen, daß er anders wohin gehört, als in den beklemmenden Kreis des Sinnlichen. Wird er aber nicht eben daher auch die Vergänglichkeit des Sinnlichen als etwas betrachten, das ihm fremd ist; wird er sich nicht auf einer Höhe erblicken, wo ihn die Stürme desselben nicht erreichen können; wird er sich's nicht mit der frohesten Zuversicht sagen, daß er sich unversehrt und frei in die höhern Verbindungen hinüber retten wird, deren Mitglied er schon itzt ist, sobald ihn der Tod von der Erde vertreibt?

d) Denn setzet noch hinzu, daß wir nach dem Ausspruche unsers Bewußtseyns unläugbar zu ewigen Entzwecken bestimmt sind. Auf das Unendliche, das fühlt jeder, der sich selbst versteht, auf das Unendliche, ist alles bei uns gerichtet. Jede Einschränkung ist uns verhaßt, jede Grenze widrig; und mit Abscheu, mit Zittern denken wir daran, daß es ein letztes Ziel für uns, daß es ein Ende unsrer Wirksamkeit, daß es eine Vernichtung unsers Wesens geben könnte. Dagegen werden wir nie müde, zu lernen, zu geniessen und fortzuschreiten; wir hören nicht auf zu vermehren, was wir besitzen, weiter zu treiben, was uns wichtig scheint, und alle unsre Bestrebungen fortzusetzen; jeder Zuwachs ermuntert uns zu neuen Versuchen, jeder Gewinn erweckt die Begierde nach einem größern, wir erweitern uns immer mehr, je freier unser Wirkungskreis wird. Und, was mehr ist, als dieß alles: in unserm Innern erhebt sich eine Stimme, die sich nie ganz betäuben läßt; eine Stimme, die uns auffordert, unablässig nach höherer Tugend zu streben; die uns die Pflicht auflegt, uns eine vollendete Heiligkeit zum Ziele zu wählen; die uns den großen Beruf verhält, Gott selbst zum Muster zu nehmen, und vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel. Nein, ein Wesen mit diesem Berufe, mit dieser klaren unläugbaren Bestimmung, kann nicht vergänglich seyn; es bedarf einer Ewigkeit, wenn es werden soll, was es werden muß;

es verachtet das Geräusch der Zerstörung, das in der Körperwelt herrscht; es schwingt sich siegreich zu einer höhern Laufbahn empor, sobald es den irdischen Gefährten verliert, der es an diese niedrige Gegend heftet.

2.

Es kommt aber viel darauf an, daß das Gefühl der Unvergänglichkeit, das bisher beschrieben worden ist, in uns rege sey. **Denn nichts kann uns den Sieg über unsre Neigungen mehr erleichtern, nichts kann den Eifer für das Gute mehr in uns entflammen, nichts kann uns in Gefahren mehr Muth und Standhaftigkeit geben,** als dieses Gefühl.

a) **Den Sieg über unsre Neigungen** muß es uns erleichtern, wenn wir's fühlen, daß wir unvergänglich sind. Auf das Irdische, auf die hinfälligen Güter und Freuden dieses Lebens sind gerade diejenigen Neigungen gerichtet, deren Bezwingung uns am schwersten wird, die uns am meisten und am gewaltigsten zu Handlungen fortreissen, durch welche wir uns entehren und elend machen. Wären wir vergänglich, wie der Körper, in welchem diese Lüste wohnen; so würde es klug seyn, ihnen zu folgen, sie zu befriedigen, so gut sich's thun liesse, und sich jede Art des Genusses im reichsten Maase zu verschaffen. Denn nach den flüchtigen Augenblicken dieses Genusses hätten wir dann nichts weiter zu erwarten. Aber höre mich, du, der du versucht bist, dich ungestört deinen Lüsten zu überlassen, der du mit unersättlicher Begierde nach Ehre, Reichthum und Vergnügen schmachtest! Siehe, du bist ein unvergängliches Wesen in einem vergänglichen Körper; du befindest dich hier in Verbindungen, und unter Gütern, unter denen du nur kurze Zeit verweilen sollst. Sind sie dir nicht alle fremd, diese Güter? Sind sie nicht eben darum, weil sie äusserst flüchtig und vergänglich sind, deiner, der unvergänglich bist, unwürdig? Ist es vernünftig, alle deine Bestrebungen auf Dinge zu wenden, die so tief unter der Hoheit deines Wesens sind, die dir nie wahre Befriedigung geben, die dir nie folgen können, wenn du die Erde verlassen sollst? Und hast du

auch nur das Mindeste dabei zu verlieren, wenn du sinnlichen Genuß dir versagst, sobald deine Pflicht es fordert? Ist nicht die ganze Ewigkeit dein? Stehen dir in höhern Verbindungen nicht weit bessere Güter und Freuden bevor, wenn du hier derselben würdig wirst?

b) Jenes Gefühl wird aber auch **den Eifer für das Gute in uns entflammen.** Erhält die Empfindung in uns das Uebergewicht, daß wir schwache vergängliche Geschöpfe sind, mit denen es nach einem kurzen Leben voll Mühe auf immer aus ist; so sinkt unser Muth, so werden wir verdrossen und träge, so stirbt jeder edle Entschluß in uns, so halten wir's für Thorheit, uns anzustrengen, und etwas Großes und Schweres zu wagen, so erkaltet, so verschwindet aller Eifer für das Gute. Welche Wärme durchströmt dagegen unser Innres, in welche Bewegung gerathen unsre Kräfte, welche Entschließungen keimen in unsrer Seele, mit welcher Unerschrockenheit, mit welchem Nachdruck verrichten wir alles, was uns obliegt, wenn wir uns als Wesen denken, die ewig leben, ewig wirken, ewig höher steigen sollen; als Wesen die berufen sind, mit Gott und nach seinem Beispiele ewig Gutes um sich her zu verbreiten!

c) Es kann uns nämlich **nichts mehr Muth und Standhaftigkeit geben,** als dieses Gefühl. Welche Pflicht kann uns zu schwer, welche Unternehmung zu gefahrvoll, welches Geschäft zu drohend seyn, wenn wir eben so denken, wir wir unsrer ewigen Fortdauer mit solcher Gewißheit entgegensehen? Der mag vor Gefahren zittern, der mag niedrig und feige seinen Posten verlassen, der mag die schönsten Entwürfe aufgeben, sobald sich Schwierigkeiten zeigen, dem dieses Leben alles ist, der sich für ein hinfälliges, vergängliches Geschöpf hält. Wer es fühlt, wie wenig alle Gewalt der Zerstörung über ihn vermag, wer das heilige Band kennt, das ihn mit einer höhern Welt verknüpft, wer es weiß daß er sich in diese zurückziehen, daß er in ewige und unermeßliche Wirkungskreise übergehen kann, sobald man ihn hier vertreibt; der fürchtet nichts; der scheut auf dem Wege sei-

ner Pflicht keine Gefahr; der handelt immer mit männlicher Standhaftigkeit.

3.

Aber durch welche Mittel durch welche Uebungen sollen wir ein Gefühl beleben, das so wichtig ist; das eben so entscheidenden Einfluß auf unsre Besserung, auf unsre Thätigkeit, und auf unsern Muth hat; wie sollen wir es, umgeben mit lauter traurigen Denkmalen der Vergänglichkeit und unaufhörlich von ihr angefochten, in uns wirksam erhalten?

a) Lerne dich durch stilles Einkehren in dein Inneres immer richtiger selbst verstehen; dies ist das erste Mittel, das Jeder anwenden muß, der das Gefühl seiner Unvergänglichkeit in sich beleben will. Sind wir mit unsern Gedanken immer in der äussern Welt, nehmen wir blos das wahr, was da geschieht und vorgeht; so ist es Vergänglichkeit, es ist Untergang, Tod und Zerstörung, was uns überall in die Augen fällt; und dann ist es kein Wunder, wenn wir uns mit den Gegenständen vermengen, die uns umgeben, wenn uns beim Anblicke ihrer hinreissenden Flüchtigkeit die Furcht überfällt: dieser große, alles verschlingende Wirbel werde uns auch ergreifen. Aber entferne dich, entferne dich von Zeit zu Zeit aus diesem Geräusch; fliehe zur Einsamkeit und Stille; versenke dich in dein Inneres und durchforsche seine Tiefen; merke auf alles, was sich in dir regt, und fasse möglichst rein auf, was dir da kund gethan wird. Nicht lange wirst du dich selbst betrachten, nicht lange wirst du dich in dem Heiligthume deines Wesens verweilen, und es wird dir klar werden, daß du etwas anders bist, als alles Irdische; du wirst fühlen, daß du etwas Besseres bist, als alles Sinnliche; du wirst Merkmale, Erscheinungen, Stimmen aus einer höhern Welt in dir wahrnehmen, und deine Verwandtschaft mit ihr empfinden; deine Vernunft wird dir Endzwecke, dein Gewissen wird dir Pflichten, deine Religion wird dir Hoffnungen zeigen, die ein ewiges und grenzenloses Daseyn voraus setzen. Wohl dir, wenn es dir ein Bedürfniß wird, zu

dieser Empfindung deines Innern oft zurückzukehren; wenn dir nichts willkommner, nichts feierlicher ist, als die Stunden der stillen Betrachtung, wo du dich selbst erforschest. Welche Beweise deiner Unvergänglichkeit wirst du da finden; wie sichtbar wird das höhere Gepräge dir werden, das deiner Natur aufgedrückt ist; in welchem Glanze wirst du das Bild der Gottheit erblicken, das sie an sich trägt; wie lebendig und siegreich wird das Gefühl in dir werden, daß du bleiben, daß du leben, daß du wirken wirst, wenn auch alles um dich her aufgelöst wird und verschwindet!

b) Und dieses hohe Gefühl wird sich immer mehr in uns stärken, wenn wir uns durch Selbstbeherrschung täglich Beweise unsrer Ueberlegenheit über alles Irdische geben. Denn wie muß es uns nicht immer gewisser werden, daß wir etwas anders sind, als alles Irdische, wenn wir den Eindrücken desselben widerstehen und entgegenhandeln? Muß es uns nicht immer gewisser werden, daß wir etwas Besseres sind, als alles Irdische, wenn wir es uns unterwerfen, und ihm nur soviel Gewalt über uns erlauben, als mit Pflicht und Gewissen bestehen kann? Muß es uns nicht immer gewisser werden, daß wir einer höhern Ordnung der Dinge angehören, wenn wir, statt den Schmeicheleien sinnlicher Vergnügungen nachzuhängen, uns mit freier Selbstthätigkeit zu den reinen Freuden erheben, die aus der Erkenntniß der Wahrheit und aus der Uebung des Guten entspringen? Muß es uns nicht immer gewisser werden, daß wir zu ewigen Zwecken bestimmt sind, wenn wir die Neigungen unterdrücken, die sich blos auf irdische und vergängliche Dinge beziehen, und uns mit unsern Bestrebungen auf ein Ziel richten, das wir zwar ewig nicht erreichen, dem wir aber ewig uns nähern können? Je größer die Gewalt wird, mit der wir uns selbst beherrschen, und unsern Neigungen gebieten; desto mehr scheiden wir uns von allem Irdischen, desto mehr erheben wir uns über dasselbe, desto mehr leben wir hier schon in einer höhern Ordnung der Dinge; desto lebendiger muß aber

auch das Gefühl in uns werden, daß uns die Vergänglichkeit des Irdischen und seine Hinfälligkeit nichts angeht.

c) Und dabei wollen wir uns an dem Beispiele aller derer erwärmen, die in der Kraft und mit dem Feuer dieses Gefühls gelebt und gehandelt haben. Denn ohne dieses Gefühl ist nichts Edles und Großes auf Erden geschehen; es war die heilige Flamme, welche in den besten Menschen aller Zeiten den Eifer zu den erhabensten Thaten entzündet hat. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben so viele Weise, so viele Lehrer des menschlichen Geschlechts der Untersuchung und Verbreitung der Wahrheit ihre Zeit, ihre Kraft, ihr Vergnügen, ihr Leben aufgeopfert. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben soviel Helden der Tugend im Dienste der Pflicht und aus reiner Achtung gegen das heilige Gebot derselben, mit allen Schwierigkeiten gerungen, mit allen Mühseligkeiten gekämpft, und allen Gefahren getrotzt. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben so viel Vertheidiger und Retter unsers Geschlechts zur Wohlfahrt ihrer Brüder alles gewagt, alles gethan, alles geduldet, und ihr Blut vergossen. Betrachtet edle Menschen genauer, fasset sie schärfer ins Auge: etwas Hohes und Ueberirdisches werdet ihr an allen merken; ihr werdet sie alle mit dem Vertrauen handeln sehen, daß sie mehr sind, als niedriger Staub; die Hinsicht auf eine höhere Welt, und das Gefühl für sie bestimmt zu seyn, werdet ihr mehr oder weniger deutlich bei allen antreffen. Ein solches Gefühl kann nicht täuschen, es ist zu edel, zu allgemein, zu fruchtbar, zu reich an Segnungen aller Art, als daß es Schwärmerei und Betrug seyn könnte. Ueberlegt es fleißig, wie es bei allen Edlen und Guten wirkt, und es wird sich auch bei euch entzünden, es wird auch in euch zu einer Flamme werden, die Leben und Wärme in euch verbreitet.

6.

Ueber die Unsterblichkeit der Seele,

von Starke.

Der Superint. Starke in Bärenburg, dem ästhetischen Publikum durch seine Gemälde aus dem häuslichen Leben bekannt, gab im Jahre 1796 zu Berlin eine Sammlung ver-

mischter Schriften heraus, welche Gedichte und Reden enthalten. Das nachstehende Fragment ist (S. 183) aus einer Rede entlehnt, die er, als damaliger Rector des Bärenburger Lyceums, am 15 März 1796 hielt. — Sie ist mit Geist und Wärme, und mit unmittelbarer Beziehung auf Jünglinge geschrieben, die sich dem Studieren gewidmet haben. — Einzelne Flecke in der Diction und einzelne zu laxe Bilder errinnern daran, daß der Styl des Verfassers noch nicht völlig geläutert ist.

Der herzliche Wunsch, für meinen Vortrag einen Ihrer Aufmerksamkeit würdigen Gegenstand zu wählen, mußte mich sehr leicht an die größte Hoffnung des denkenden Menschen, an die Hoffnung der Unsterblichkeit erinnern.

Da sittliche Würde etwas höheres ist, als Vortheil und Lust; da wir uns in einem künftigen Zustande des süßern Genusses die Seligkeit selbst nicht ohne innere Vortrefflichkeit, da wir nur durch diese uns Freude denken können, die sittliche Würde aber einer unendlichen Veredlung fähig ist; so kann der Zweck der Sittlichkeit und Tugend kein andrer seyn, als das stete Wachsen an innerm Adel, das stete Fortschreiten in innerer Vollkommenheit. Dieser Zweck setzt seiner Natur nach eine unendliche Dauer voraus. Ohne Unsterblichkeit der Seele aber würde in jedem bei dem Sterben mit seinem Daseyn sein Zweck zerstört.

Wir sind unsterblich, — und die Vernunft ist befriedigt; wir sind unsterblich, und alles zerfließt[1] in Harmonie. Die Tugend gebietet Veredlung, und alles, was sie will, ist Mittel dazu; jedes Hingeben eines Vortheils ist ein Schritt höher auf der emporleitenden Bahn; jeden Kampf belohnt Sieg; Aufopferung des Lebens selbst ist nicht Zerstörung, sondern Erringen der Vollkommenheit, nicht Verlust, sondern Gewinn; die Tugend hat ein Ziel erreicht, das nichts zerstören und verrücken kann, das dem Laufenden immer heller und heller, und am hellsten im Tode glänzt; der Tod ist nicht mehr furchtbar; wir scheueten sein finsteres, drohendes Gesicht[2], und siehe sein Antlitz ist nur

1) zerfließt — zu gesucht; besser: löset sich auf in Harmonie.

2) Die Personifikation des Todes ist nicht nach geläuterten Grundsätzen des Geschmacks.

ernst aber freundlich; wir zitterten vor seiner eiskalten starren Hand, und siehe seine Hand ist warm und stark, uns hinauf zu heben, dahin, wo sich Tugend und Glückseligkeit vereinigt.

Die Vernunft selbst macht es uns also nothwendig, eine fortgehende Erziehung, Fortdauer im Tode zu glauben. Und nun erheben wir unsre Augen und schauen umher, und finden fröhlich die Schätze, welche die Vernunft uns verspricht, auch in dem Gebiete der Erfahrung, in der uns umgebenden Welt, in der menschlichen Natur und in der Geschichte der Menschheit uns verbürgt. Auf der Erde beginnt unsre Erziehung, und alles, was sie uns darbietet, ist von dem sittlichen Ordner und Erzieher, von Gott selbst so eingerichtet, daß es uns in dem Glauben befestigen muß: wir werden nicht vergehen. In diesem Gedanken, durch welchen nicht blos die Vernunft mit sich selbst einig, sondern auch alles Aeußere mit unserm Innern in beseligender Harmonie erscheint, erhalten nun alle längst für unsre Fortdauer auseinander gesetzten Gründe, an welche ich nur noch erinnere, eine sehr wohlthätige Kraft. In der ganzen Welt um uns her lesen wir: **Wir werden nicht vergehen.**

Nirgends sehen wir in der Natur den grausen Sprung vom Seyn zum Nichtseyn. Wenn ein hoher Baum vor uns prangte, und mit einem Male vernichtet verschwände, wie würden wir starren, wie würde dies Unbegreifliche uns empören! Wäre es wohl weniger unbegreiflich, weniger empörend, zu denken, daß ein menschlicher Geist, der in vielfacher Wirksamkeit waltet, durch einen Kugelschlag, durch einen Dolchstich, der den mit ihm verbundenen Leib trifft, augenblicklich zu — Nichts würde? Die Natur zeigt aber nicht blos keine plötzliche Vernichtung, sie zeigt überall keinen Untergang. In unermüdlichem Kreislaufe verändert und erneuert sich alles, alles keimt, wächst, blühet, reift, welkt, zerfällt, und gewährt durch seine Auflösung wieder Nahrung für Keime, Blüten und Früchte. Das Blättchen, das verdorret vom Baume

rieselt[3], gibt Stoff zu frischen Gestalten, und der edle Geist des Menschen würde vertilgt? Alles Körperliche ist nur wichtig in Beziehung auf vernünftige Wesen, ist nur Mittel; die Mittel blieben, und die Zwecke würden zerstört?

Nein, o nein, der Mensch wird nicht vergehen, rufst du immer junge Natur, liebliche mütterliche Erde, holder Erziehungsplatz hoffnungvoller Kinder, freundlicher Spielplatz von Unsterblichen[4]. Schmücke dich Natur, die du nicht denkst, für die denkenden Zöglinge, schmücke dich Erde, der Frühling ist nahe, schmücke dich schön! im Dufte der Blüten, unter welchem die Bäume sich beugen, auf dem Blumenteppiche der Wiesen, an dem Strauche, dessen Rose sich unsrer Hand entgegenneigt, in der Glut des Abendrothes, beim Nachtigallenliede wollen wir fühlen: wir sind unsterblich! Ist doch überall Wiederaufblühen, ist doch nirgends Vernichtung, ist's doch, als hätte der große Vater alles absichtlich so eingerichtet, daß wir nicht einmal Vernichtung denken können. Wir vermögen dies eben so wenig, als wir eine Verwandlung, durch welche die Seele in etwas überginge, was nicht Seele wäre, als wir eine dem Zerfallen des Körpers ähnliche Auflösung derselben begreifen, da die Seele auf eine ganz andere Art ist und wirkt, als der Körper.

Die Abhängigkeit des Geistes vom Leibe kann mich nun auch nicht bekümmern; ist sie denn ganz so groß, als man oft sagt? behauptet nicht auch der Geist über den Leib und die Theile desselben eine unverkenntliche Herrschaft? zeigt nicht der Geist eine eigne Beständheit? Wenn nach mehrern Jahren der Leib etwas durchaus anders geworden ist, fühlt sich der Geist dann nicht noch immer als denselben, und übersieht seine Zustände? bildet er sich nicht selbst im Wahnsinne mit erstaunlicher Kraft eine neue Welt? bleibt der Künstler, wenn sein Werkzeug verdorben, ja wenn es zerschmettert wird, nicht dennoch Künstler? braucht er um ein neues Werkzeug so bange zu seyn? Mag ich doch mein gegenwärtiges

3 rieselt — ist gespielt; — fällt.

4 hier sind die Epitheta zu sehr gehäuft.

Werkzeug verlieren, ich habe ja die Unendlichkeit vor mir, und in ihr Aussicht auf mannigfaltige Mittel des Ersatzes; mag doch der Schlaf, mag Krankheit und der Tod meine geistige Wirksamkeit unterbrechen, ich habe ja die Unendlichkeit vor mir, mit welcher verglichen, jene kleinen Hemmungen fast wie nichts verschwinden. Wir werden nicht vergehen. Wir sind ja einer unaufhörlichen Ausbildung und Veredlung fähig. Mag ich doch die Art derselben nicht ganz einsehen und bestimmen können; kann denn das Kind an der Brust der Mutter nur dunkel träumen, was es hienieden noch wird; ist es dem Säuglinge nur möglich, seine künftige Reife, den künftigen Reichthum seiner Kenntnisse, das künftige Licht seiner Einsichten, die Weite und Gewalt seines künftigen Wirkungskreises zu denken? Wir können, wir sollen vollkommen werden; dafür bürgt uns der hohe Werth des Menschen. Wie verkündigen diesen alle Arbeiten, alle Gewerbe, alle Künste und Wissenschaften! Wie ersehnt und sammelt der Mensch Kenntnisse und Einsichten, die über seine irdischen Bedürfnisse hoch hinaus gehen! Wie schwingt sich der Geist über das Fühlbare und Sinnliche empor in das Gebiet der Gedanken und lebt und webt darin, wie in seiner Heimath. Wie ist ihm die Erde nicht genug; wie steigt er zu Sonnen, und Monden und Sternen, wie steigt er von Welten zu Welten, und ahnet in ihnen eben sowohl Stoff zu steten Beschäftigungen, als einstige Wohnplätze! Wir werden nicht vergehen!

Nicht umsonst lechzt in uns der Durst nach Leben und Fortdauer, und reinerer Einsicht und reinerer Tugend. Dieser Durst ist über blöde sinnliche Triebe erhöht, er verstärkt sich mit den edelsten Kräften so gleichmäßig, daß mit den Fortschritten in der Ausbildung die Sehnsucht nach Unsterblichkeit immer heißer, immer glühender wird. Unsre vernünftigsten, lautersten, erhabensten Wünsche und Hoffnungen werden ja nicht getäuscht werden. Nein, wir vergehen nicht! Wir schmachten nach Uebereinstimmung, nach Befriedigung,

nach Harmonie. Und diese dürfen wir erwarten. Wenn wir sie auch hienieden nicht ganz und vollständig genießen können; so erweißt doch wieder die Erfahrung in dem süßen Lohne, den schon hier die Tugend meistens findet, daß wir nicht geschaffen sind, blos aufzustreben, um zurückzusinken, zu kämpfen, um zu erliegen; sie läßt in ihrem milden Frieden im Voraus empfinden, wie uns seyn wird, wenn diesen Frieden kein Streit, kein Sturm von außen her mehr stört. Jedes Wehe, auch das schmerzlichste, jede Pein, auch die quälendste ist nun Wohlthat, jedes Leiden ist ja nun Erziehungsmittel. Selbst die niederschlagendsten, die sittlichen Uebel, selbst Laster und Verbrechen können uns nun in unsern wichtigsten Ueberzeugungen nicht mehr verwirren. Sie sind bejammernswürdige Mißgriffe der irdischen Zöglinge, Mißbräuche von Kräften, deren Folgen in's Unendliche hin bemerkbar bleiben müssen; aber die Verirrten können ihre Kräfte besser gebrauchen lernen, die, welche der menschlichen Erziehung nicht gelingen wollten, welche die Gesellschaft von sich ausstieß, können in deinen Armen, unaussprechliche Gnade, können deiner Erziehung, Allerziehender, noch einst gerathen!

Wir sind unsterblich, und alles, alles ist in Harmonie, und das Herz mit seinen innigsten, theuersten, seligsten Gefühlen entzückt sich [5] im Genusse dieser Harmonie. Freundschaft und Zärtlichkeit sind nun keine verfliegenden Wallungen, wie die des erhitzten Blutes; ihre Verbindungen sind auf die Ewigkeit berechnet. Wir geben und nehmen nicht Liebe, um einst an den Särgen der Geliebten zu verzweifeln, und die Hände über ihren Gräbern zu zerringen [6]! Sie scheiden und sagen uns: Lebt wohl auf Wiedersehn! Wir scheiden und sagen: Lebt wohl auf Wiedersehn! Unsre Schätzung der Verstorbenen hat nun ihren Grund. Unsre Achtung und Wärme ist nicht zerflatterndem Staube, sondern Vollendeten geweiht. Wenn ein Gewissenhafter beim An-

5 entzückt sich — ist irrig; besser: lebt im

6 zerringen — ein unedles Bild — besser: ringen.

denken an seine Todten, besorgt sich fragt: Habe ich euch wohl je bekümmert, ihr Guten? ihr werdet mir nicht zürnen auf eurer lichten Bahn, ich habe es nicht so böse gemeint; wenn ein andrer in dem tröstenden Bewußtseyn der Erfüllung aller Pflichten gegen seine Verstorbenen sich sagt: Gewiß, ihr Guten liebt mich noch, seht wohl der Zeit schon entgegen, in welcher ich euch nachkomme; so sind diese Gefühle nicht vermorschten Gebeinen, sondern erhöheten Wesen geheiligt.

Wir sind unsterblich. Mit dieser Hoffnung strebten von je her, streben noch itzt alle nur einigermaaßen gebildete Völker und Menschen über ihren ersten beschränkten Zustand hinaus, wie der junge Vogel im dunklen Gefühl seiner Natur die zarten Fittige regt, durch welche er einst aufschweben wird. Von den Philosophemen der alten Platonen, von den lieblichsten Gebilden, wie sie der jugendlichen Phantasie unter deinem Himmel fruchtbare Pflegerin von Denkern und Dichtern, holdes Griechenland, gedeihen mußten; von den Gemälden des bezaubernden Elysium bis zu den abentheuerlichsten Vorstellungen roher Nationen von ihrem Seyn nach dem Tode, ist doch alles nur Träumen und Gespräch der Kinder, die in der Fremde sind von der lieben Heimath. Süß und erhebend ist dies Gespräch von der Heimath, und verträgt sich gewiß mit der heitersten Freude, mit dem frischesten Kraftgefühl. Der Vergnügte drücke den Vergnügten mit Entzücken an die Brust und jauchze: Wir sind unsterblich! Der Anblick von Jugend und Blüte nnd Schönheit erwecke das Gefühl: Wir sind unsterblich! Von Knaben und Jünglingen umgeben, denke der Lehrer, wenn er bei seinen ernsten Geschäften Ermunterung bedarf: Wir sind unsterblich! sollte ich für diese Kinder und Jünglinge nicht thun, was ich kann? Diese Kinder und Jünglinge sind unsterblich! Wo eine Gesellschaft ist, welche die schwachen Uebungen der Jugend beachtet, weil sie Versuche zum Gebrauche von Kräften sind, rufe der Frohe der frohen Versammlung: Wir sind unsterblich!

Ende.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
45
P6
v.4

Politz, Karl Heinrich Ludwig
Praktisches Handbuch zur
statarischen und kursorischen
Lecture

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 02 05 09 021 2